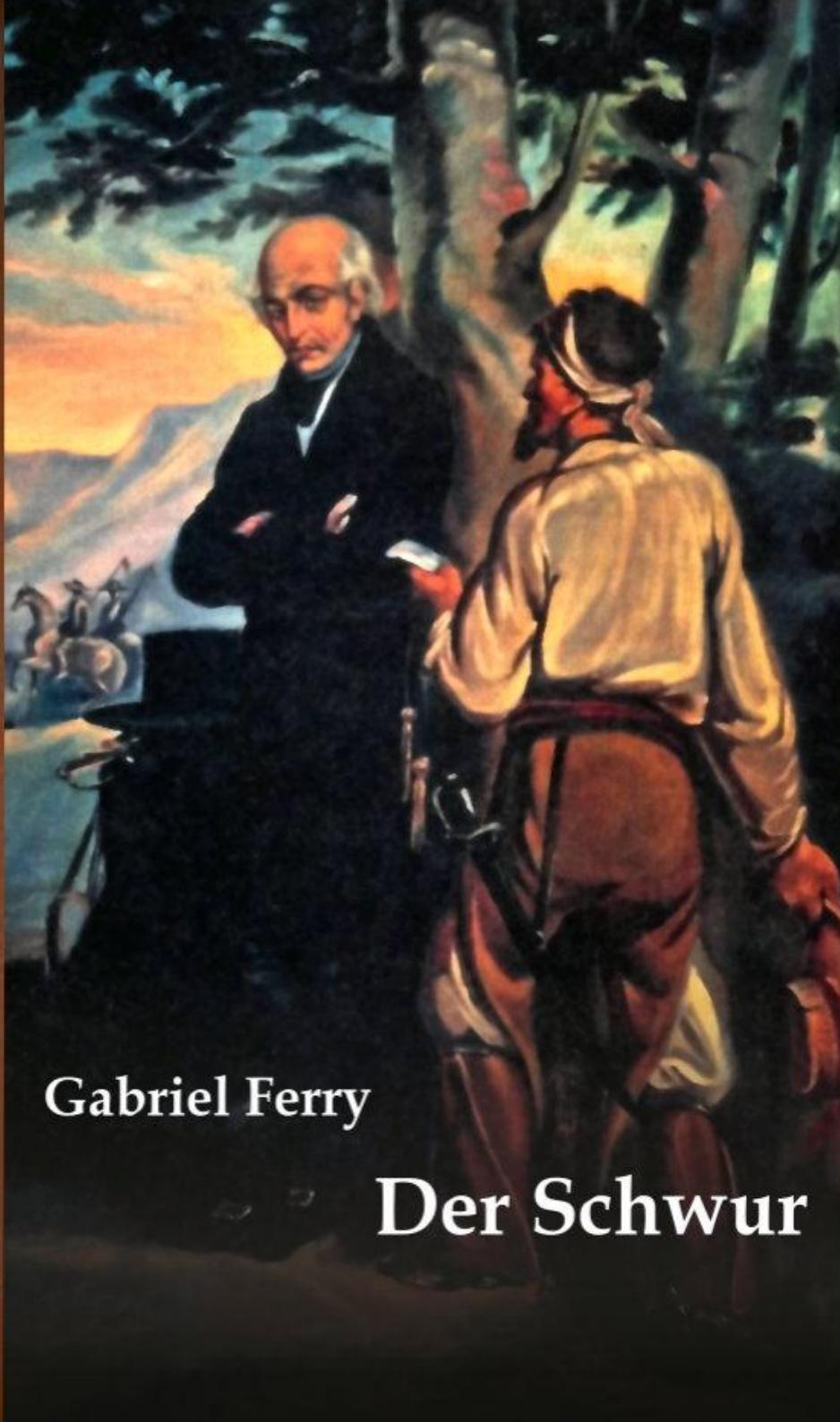


# History - Roman



Gabriel Ferry

Der Schwur



Gabriel Ferry

# Der Schwur

Historischer Roman aus dem mexikanischen  
Unabhängigkeitskrieg

Druck und Verlag von Albert Sacco  
Berlin, 1862



## Inhalt

<i>Erster Teil - Der Dragoner der Königin .....</i>	7
Kapitel 1.....	7
Kapitel 2.....	22
Kapitel 3.....	39
Kapitel 4.....	50
Kapitel 5.....	69
Kapitel 6.....	85
Kapitel 7.....	102
Kapitel 8.....	118
<i>Zweiter Teil - Ein moderner Odysseus .....</i>	130
Kapitel 1.....	130
Kapitel 2.....	144
Kapitel 3.....	161
Kapitel 4.....	176
Kapitel 5.....	192
Kapitel 6.....	207
Kapitel 7.....	221
Kapitel 8.....	237
Kapitel 9.....	254

Kapitel 10.....	270
Kapitel 11.....	290
<b>Dritter Teil - Der See Ostuta .....</b>	<b>304</b>
Kapitel 1.....	304
Kapitel 2.....	321
Kapitel 3.....	336
Kapitel 4.....	357
Kapitel 5.....	376
Kapitel 6.....	395
Kapitel 7.....	411
Kapitel 8.....	428
Kapitel 9.....	442
Kapitel 10.....	459
Kapitel 11.....	476
Kapitel 12.....	488

## **Erster Teil**

### **Der Dragoner der Königin**

#### **Kapitel 1**

##### **Die Wunder der Savanne**

Die revolutionären Ideen, die Frankreich im Jahr 1789 über ganz Europa verbreitet hatte, drangen auch über das Meer und fanden ihren Nachhall im ganzen spanischen Amerika, wenn diese Kolonien nicht schon bei dem früher gegebenen Befreiungsbeispiel der nordamerikanischen Freistaaten den Impuls geliefert und daran gedacht hatten, auch ihrerseits ihre Unabhängigkeit vom Mutterland auszusprechen.

In der Tat hatte auch schon zu Anfang dieses Jahrhunderts das ganze südliche Amerika das Joch des Madrider Hofes abgeworfen, der in diesem Teil der Neuen Welt, wenigstens nicht ohne Kampf, weiter nichts mehr besaß als Mittelamerika und damit auch Mexiko.

Um allen Versuchen zu einem Aufstand vorzubeugen, hatte der Vizekönig von Neuspanien, Don José Iturriigaray, es klugerweise für nötig erachtet, den Mexikanern umfassende politische Konzessionen zu machen und die mexikanischen Kreolen an den Rechten teilnehmen zu lassen, die ihnen bis jetzt vorenthalten worden waren.

Unglücklicherweise hatten die in Mexiko angesiedelten Spanier diese Zugeständnisse als den Untergang ihrer alten Privilegien betrachtet und sich gegen den Vizekönig aufgelehnt, sich seiner Person bemächtigt und ihn nach Spanien geschickt, um dort seine Handlungsweise zu verteidigen. Alle durch ihn bewilligten Freiheiten wurden aufgehoben und Mexiko in die alte Ordnung der Dinge zurückversetzt.

Diese Ereignisse hatten im Jahr 1808 stattgefunden, und obgleich es von einem Tag zum anderen zu erwarten stand, dass die Kolonien den Versuch machen würden, ihre Rechte, um die man sie gebracht hatte, wieder zu erobern, so waren doch zwei Jahre einer scheinbaren Ruhe die Gemüter so vollständig eingeschlafen, dass die Verschwörung Hidalgos und der Aufstand, den er im September 1810 hervorrief, sie in eine vollständige Betäubung versetzte.

Seit ungefähr dreihundert Jahren hatten die Priester Mexiko beherrscht, und Priester waren es auch, die nach einer gerechten Ausgleichung aller irdischen Dinge nun Mexiko vom spanischen Joch befreien sollte. Im Anfang des darauf folgenden Oktobers hatte der Pfarrer Hidalgo schon nahe an hunderttausend Kämpfer um sich versammelt, die zwar schlecht bewaffnet, aber immer furchtbar genug in ihrer Anzahl waren.

Diese Aufständler, die sich überall wie ein reißender Strom verbreiteten und sich immer noch zu vermehren drohten, brachten den Regierungssitz in Mexiko in Bestürzung und verwirrte die Meinung der Kreolen selbst.

Die eingeborenen Spanier hatten sich in zwei Lager geteilt. Die einen glaubten sich in Rücksicht auf die Blutsbände, den Aufstand zu bekämpfen. Die anderen, nur an die Befreiung des Landes, in welchem sie geboren waren, hielten es für ihre Pflicht, mit Rat und Tat für dieses einzustehen. Dieser Meinungsverschiedenheit begegnete man in allen Ständen, und weder mächtige und reiche Kreolen noch Weiße, Mestizen oder Indianer nahmen Anstand, sich unter die Fahnen Hidalgos zu scharen.

Namentlich hofften die Indianer, die noch mehr geknechtet als die Kreolen waren, dass sich eine neue Ära für sie

öffnen würde. Einige erträumten schon die Rückkehr ihres alten Glanzes.

So ungefähr war die politische und moralische Lage Neu-Spaniens in dem Zeitraum, mit dem wir unsere Erzählung beginnen, im Anfang des Oktobers 1810.

\*\*\*

Eines Morgens gegen 9 Uhr, die Tageshitze folgte überraschend schnell der Nachtkühle, ritt ein einsamer Reisender über die endlose Ebene, die sich zwischen den Grenzen der Städten Vera Cruz und Oajaca ausdehnt.

Unser Reisender war für ein Land, das vom Bürgerkrieg zerfleischt wird, und welches Landstreicher von Gewerbe, die immer bereit sind, den Vorüberziehenden ohne Ansehen der Partei auszuplündern, ziemlich dürfzig bewaffnet und noch schlechter beritten.

Ein gekrümmter Säbel in einer so rostigen eisernen Scheide, als ob sie lange Zeit aus dem Boden irgendeines Flusses gelegen hätte, war zwischen Bein und Sattel hindurch gesteckt, um auf diese Weise dem Ungemach zu entgehen, welches das Gewicht einer so gewaltigen Waffe den Hüften des Reiters hätte verursachen können. Dieser Säbel war das einzige Verteidigungsmittel, dessen er sich bedienen zu können schien, vorausgesetzt, dass der Rost noch das Ziehen der Klinge zuließ.

Das Pferd, auf dem unser Reisender, der Sporenstöße ungeachtet, mit denen er nicht geizig war, nur mühsam weiterkam, hatte ohne Zweifel, wie man aus den zahlreichen Narben, womit Weichen und Brust bedeckt waren, schließen konnte, irgendeinem berittenen Stierkämpfer gehört.

Jedenfalls war es ein ausrangierte, mageres und doch stabiles Tier, und wer es für fünf Piaster kaufte, hätte den doppelten Preis seines Wertes bezahlt.

Der Reiter trug eine Jacke aus einem weißlichen Stoff, Beinkleider aus olivenfarbenem, baumwollenen Samt und Halbstiefel aus Ziegenfell. Er war klein, mager und armelig gekleidet, höchstens zweiundzwanzig Jahre alt. Sein Hut aus Palmbüchern beschattete mit seiner breiten Krempe ein sanftes einnehmendes Gesicht von vielleicht zu großer Naivität, wenn zwei lebhafte und geistreiche Augen, die in tiefen Augenhöhlen glänzten, nicht jenen Ausdruck wieder paralysiert hätten. Ein feiner, manchmal spöttisch verzogener Mund zeigte in vollständiger Übereinstimmung mit der Lebhaftigkeit des Blickes an, dass der junge Reisende mit einer satirischen Gabe eine große Feinheit der Beobachtung verband.

Obgleich er sein Pferd auf die möglichst eindringliche Weise anspornte, war das Tier doch nur höchstens auf Minuten, in denen es einen kurzen Trab annahm, aus seinem Gang zu bringen.

Die Anstrengungen des Reiters dienten nur dazu, seine Stirn mit Schweiß zu überdecken, den er jeden Augenblick mit seinem Taschentuch zu trocknen gezwungen war.

»Verdammte Mähre!«, rief er einige Male voller Wut.

Das Tier blieb ebenso bei den Flüchen seines Herrn, wie bei dessen eindringlichen Bitten mit den Sporen unempfindlich. Nun verglich dieser traurig den Raum, welchen er hinter sich hatte, mit dem, welchen er in diesen trostlosen Savannen noch zu durchreiten hatte. Dann überließ er sich mit einer Art Verzweiflung dem friedlichen Gang seines Pferdes.

So ritt der junge Herr noch eine Zeitlang in diesem Zustand wechselweiser Erbitterung und Geistesbeklemmung bis zu dem Augenblick, wo die fast scheitelrecht über ihm stehende Sonne die Mittagsstunde anzeigte. Die Hitze wuchs in dem Maß, wie die Sonne stieg, und um das Maß des Unglücks vollzumachen, legte sich auch der gelinde Wind, der bisher den Staub verstreut hatte. Die ausgedornten Stängel der Gräser blieben in einer vollkommenen Unbeweglichkeit, und der erschöpfte Gaul drohte stehen zu bleiben, wie sie.

Von glühendem Durst gequält, von Müdigkeit erschöpft, stieg der Reiter ab und begab sich, nachdem er seinem Pferd, das unfähig war, das Vertrauen seines Herrn durch die Flucht zu missbrauchen, den Zaum über den Hals geworfen hatte, zu einem Nopalgehölz in der Hoffnung, dort einige Früchte zu finden, um seinen Durst zu löschen.

Seine Hoffnung wurde nicht getäuscht. Nachdem er ein Dutzend wilder Feigen gepflückt und von ihrer stachligen Umhüllung befreit hatte, stieg er wieder zu Pferd und setzte seinen Weg fort.

Es war fast drei Uhr, als der Reisende endlich ein kleines, am Saum der ungeheuren Ebene, die er soeben durchritten hatte, liegendes Dorf erreichte. Aber auch hier waren die Hütten, wie alle übrigen, bei denen er in diesen Tagen vorübergekommen war, leer und verlassen. Er durfte seinen Weg fortsetzen, ohne sich das Motiv dieser allgemeinen Flucht erklären zu können.

Wunderbar! Weit entfernt von jedem Fluss oder jedem anderen Gewässer fand er von Zeit zu Zeit zu seinem größten Erstaunen Boote und Kähne auf die Wipfel der Bäume hinaufgezogen oder an den stärksten Ästen derselben auf-

gehängt.

Endlich störte zu seiner großen Freude das Getrappel von Pferdehufen das traurige Schweigen dieser Einöden. Der ausgedörrte Boden dröhnte hinter ihm, das war ein Zeichen, dass ein durch die Biegung eines Pfades noch unsichtbarer Reisender ihn in Kürze erreichen musste.

Nach Verlauf einiger Minuten zeigte sich in der Tat ein Reiter, der ihn bald darauf einholte.

»Santos dias!«, sagte der Ankömmling, die Hand an seinen Hut legend.

»Santos dias!«, erwiderte der Zweite höflich, seinerseits den Hut lüftend.

Das Zusammentreffen zweier Reisender mitten in einer Einöde ist immer ein Ereignis, und beide betrachteten sich mit stummer Neugier.

Der zuletzt angekommene Reiter war ein junger Mann, der etwa fünfundzwanzig Jahre alt zu sein schien. Diese Gleichheit des Alters war auch das Einzige, was die Reisenden gemeinsam hatten. Die Figur des zuletzt Gekommenen war groß und stark, aber dennoch elegant. Seine regelmäßigen und stark markierten Züge, das Feuer seiner schwarzen Augen, sein dichter Schnurrbart und sein dunkelbrauner Teint zeigten heftige Leidenschaften an und trugen das energische Gepräge des arabischen Blutes, aus dem so viele spanische Familien entsprossen sind.

Er ritt ein dunkelbraunes Pferd, dessen feine und doch kräftige Formen dieselbe orientalische Abkunft verrieten, wie die seines Herrn. Dieser handhabte es mit vollkommener Leichtigkeit und schien unerschütterlich im Sattel zu sitzen, an dessen Knopf eine Muskete hing. Ein zweischneidiger Degen in einer Lederscheide war mittelst eines Ha-

kens an seinem Gürtel befestigt.

Gewaltige spanische Stiefel mit ungeheuren Sporen und weite Beinkleider aus violettem Samt bedeckten Füße und Beine. Ein Battistkamisol und ein mit Goldtressen verzierter Hut vervollständigten das halb bürgerliche, halb militärische Kostüm.

»Habt Ihr einen weiten Ritt auf diesem Pferd zu machen?«, fragte er, einen Seitenblick auf die erbärmliche Mähre des Reisenden werfend, den er erreicht hatte, und die Hitze des seinen zügelnd.

»Gott sei Dank, nein!«, erwiederte dieser, »denn, wenn ich mich nicht täusche, kann ich nur noch höchstens sechs Stunden von der Hazienda San Salvador entfernt sein. Das ist das Ziel meiner Reise.«

»Liegt sie nicht in der Nachbarschaft der von Las Palmas?«

»Sie ist kaum zwei Stunden davon entfernt.«

»Dann haben wir denselben Weg«, erwiederte der Neuangetommene, »nur fürchte ich, dass wir demselben nur in Zwischenräumen folgen können, denn Euer Pferd scheint keine große Eile zu haben«, fügte er lachend hinzu.

»Das ist wahr«, entgegnete der junge Mann gleichfalls lachend, »und ich habe während der Reise mehr als einmal die Sparsamkeit verwünscht, mit der mein Herr Vater es für gut gehalten hat, mich mit einem Pferd zu versehen, das den Hörnern der Stiere im Zirkus zu Valladolid entgangen ist, weshalb auch das arme Tier nicht einmal eine Kuh am Horizont auftauchen sehen kann, ohne die Flucht zu ergreifen.«

»Ihr kommt von Valladolid auf dieser abscheulichen Mähre?«

»Geradewegs, Señor, bin aber schon zwei Monate unterwegs.«

In diesem Augenblick schien das Pferd des jungen Reisenden, durch die Gegenwart eines Gefährten angefeuert, ehrgeizig zu werden und machte eine Anstrengung, die unterstützt durch die Gefälligkeit des Kavaliers mit dem schwarzen Schnurrbart, ihm gestattete, mit demselben Schritt zu halten. Die beiden Reisenden hatten somit das Vergnügen, ihre begonnene Unterhaltung fortsetzen zu können.

»Vertrauen fordert Vertrauen«, nahm der Neuangekommene das Wort wieder auf. »Ihr habt mir gesagt, dass Ihr von Valladolid kommt. Ich meinerseits komme aus Mexiko, und mein Name ist Don Rafael Tres-Villas, Hauptmann bei den Dragonern der Königin.«

»Und der meine ist Cornelio Lantejas, Student der Universität zu Valladolid.«

»Nun, Señor Studiosus, könnt Ihr mir die Lösung eines Rätsels geben, um die ich niemand habe fragen können, da ich seit zwei Tagen in diesem verwünschten Land keiner lebenden Seele begegnet bin. Wie erklärt Ihr diese vollständige Einöde, diese Dörfer ohne Einwohner und diese an den Zweigen der Bäume aufgehängten Boote in einer Gegend, in der man zehn Stunden weit reiten kann, ohne einen Tropfen Wasser zu finden?«

»Ich befinde mich in derselben Unkenntnis, Señor Don Rafael, und begnüge mich, entsetzliche Furcht vor dieser unerklärbaren Sonderbarkeit zu haben«, erwiderte ernst der Student.

»Furcht«, schrie der Dragoner, »und wovor?«

»Ich habe die üble Angewohnheit, vor Gefahren, die ich

nicht kenne, fast mehr erschreckt zu sein, als vor solchen, die ich kenne. Ich fürchte, dass die Revolution sich auch dieser Provinz bemächtigt hat, obwohl man es mir versicherte, dass sie in tiefster Ruhe sei und das die erschreckten Einwohner ihre Wohnungen verlassen hätten, um irgendeiner Aufstandspartei zu entgehen, die im Land herumstreifen.«

»Arme Teufel sind nicht gewohnt, vor Marodeuren zu fliehen«, erwiderte der Hauptmann, »dann haben auch die Landleute diejenigen gar nicht zu fürchten, die dem Banner der Revolution folgen. So viel aber ist gewiss, dass diese Kähne und Boote nicht an den Zweigen befestigt sind, um mitten in dieser Sandebene herumzuschiffen. Es muss daher eine andere Ursache zu diesem allgemeinen panischen Schrecken vorliegen, den ein unsauberer Geist in dieses Land gebracht zu haben scheint. Ich gestehe nochmals, dass mir das ganz unbegreiflich ist.«

Die beiden Reisenden setzten für einen Augenblick ihre Reise schweigend fort, mit dem sonderbaren Geheimnis fortwährend beschäftigt, welches sie zu umgeben schien und wofür sich in ihrem Geist keine Lösung bot.

Der Dragoner nahm wieder zuerst das Wort auf.

»Señor Don Cornelio, da Ihr doch von Valladolid kommt, könnetet Ihr mir einige neuere Nachrichten, als die meinen sind, über den Marsch und die Fortschritte Hidalgos und seiner Armee geben?«

»Keine«, erwiderte Lantejas. »Ihr vergesst, dass ich, dank der Langsamkeit meines Pferdes, schon seit zwei Monaten unterwegs bin. Bei meiner Abreise von Valladolid dachte man an keine Revolution mehr, als an die Sintflut und ich weiß weiter nichts davon, als ich aus dem öffentlichen Ge-

rede erfuhr. Dies ist so wenig, dass man es ohne Furcht vor der sehr heiligen Inquisition unter die Leute bringen darf.

Kann man den Anweisungen des Herrn Erzbischofs von Oajaca Glauben schenken, so soll der Aufstand nicht viele Anhänger finden.«

»Und warum das?«, fragte der Dragoner mit einem Anflug von Hochmut, welcher bewies, dass die Sache der Befreiung des Landes in seiner Person keinen Feind finden sollte, ohne dass er seine politische Meinung ausgesprochen hatte.

»Warum das?«, wiederholte der Student unbefangen. »Weil der ehrwürdige Señor Bergosa y Jordan sie exkommuniziert und behauptet, dass binnen Kurzem jeder Aufständler an den Hörnern und den gespaltenen Klauen erkennbar sein würde, die ihm ohne Zweifel wachsen müssten.«

Weit davon entfernt, über die einfältige Leichtgläubigkeit des jungen Mannes zu lachen, senkte der Hauptmann mit unzufriedener Miene das Haupt.

»Ja«, sagte er, wie mit sich selbst redend, »das ist die Art und Weise, wie unsere Priester zu kämpfen verstehen, durch Verleumdung und Lüge und dadurch, dass sie die Gemüter der Kreolen durch Fanatismus und Aberglauben umstricken.«

Dann fügte er laut hinzu: »Ihr werdet Euch also hüten, Señor Lantejas, Euch in die Scharen der Revoluzzer einreihen zu lassen, damit Euch nicht auch der teuflische Schmuck wachse?«

»Davor bewahre mich Gott!«, rief der Student. »Übrigens bin ich auch viel zu friedlicher Natur und bereite mich vor, in einen heiligen Orden zu treten. Die Kirche verabscheut

Blutvergießen.«

»Ihr geht nach Oajaca, um Euer Studium zu vollenden?«, fragte der Dragoner.

»Das eben nicht«, erwiderte Lantejas. »Wenn ich überhaupt die Hazienda von San Salvador besuche, erfülle ich damit nur einen Teil des väterlichen Willens. Dieses reiche Gut gehört meinem Oheim, einem Bruder meines Herrn Vaters, der mich zu ihm schickt, um ihm wieder ins Gedächtnis zu rufen, dass er Witwer, reich und ohne Kinder ist, im Ersatz dafür aber ein halbes Dutzend Neffen zu versorgen hat. Was soll ich dazu tun? Mein verehrter Herr Papa hat die Schwäche, mehr an den Gütern dieser Welt zu hängen, als vielleicht gut ist. Übrigens wird sich wohl nie ein hungrigerer Neffe seinem Onkel vorgestellt haben, denn dank dieser unerklärlichen Verödung der Dörfer, durch welche ich gekommen bin, und der Mühe, die sich die Einwohner genommen haben, alles, selbst bis auf das armseligste Hühnchen mitzunehmen, gibt es in diesen Gegendten wenige Schakale, welche nüchtern sind, als ich.«

Der Dragoner befand sich in derselben Lage wie der Student. Auch er hatte seit zwei Tagen sich nur von den wilden Früchten dieser verlassenen Ebene nähren können, während sein Pferd sich wenigstens an den spärlichen Gräsern, den jungen Maistrieben oder, wenn auch diese mangelten, an Baumblättern schadlos hielt.

Im Verlauf des weiteren Gesprächs erfuhr der Student noch von dem Dragoner, dass seit der Gefangennahme des Vizekönigs Iturrigaray sein Vater, ein spanischer Edelmann, sich auf sein Landgut del Valle zurückgezogen habe. Der Hauptmann verschwieg hartnäckig den eigentlichen Zweck seiner Reise.

Unterdessen hatte sich das momentane Feuer des Pferdes Don Cornelios nach und nach gelegt, und durch die Sorge, welche der Student darauf verwenden musste, mit Peitsche und Sporen es wieder zu ermuntern, schlief die Unterhaltung ein, mit deren Hilfe man die Langweiligkeit der Reise gemildert hatte.

Der Durst, bekanntlich ein quälenderes Gefühl als der Hunger, verdoppelte die Unbehaglichkeit der beiden Reisenden. Von Zeit zu Zeit warf der Dragoner einen Blick der Ungeduld auf das Pferd des Studenten, bemerkte aber auch jedes Mal, dass das arme Tier, durch den Mangel an Wasser erschöpft, immer weniger imstande war, mit dem seinen Schritt zu halten.

»Señor Studiosus«, sagte endlich der Hauptmann, »habt Ihr manchmal in den Erzählungen von Schiffbrüchigen gelesen, dass die armen Teufel, vom Hunger gequält, unter sich das Los geworfen haben, um zu entscheiden, wer der sei, den die Übrigen verspeisen sollten?«

»O ja!«, erwiderte Lantejas mit einem gewissen Schauder. »Aber ich glaube nicht, dass wir schon bis zu diesem schrecklichen Extrem gekommen sind.«

»Caramba!«, antwortete Tres-Villas sehr ernst. »Ich fühle mich so hungrig, dass ich einen nahen, sehr reichen Verwandten verspeisen könnte, überhaupt wenn ich ihn beerbte, wie Ihr Euren Oheim in der Hazienda San Salvador.«

»Wir befinden uns aber nicht auf dem Meer, Señor Capitano, und auch in keinem Kanu, aus dem wir nicht heraus könnten.«

Der Hauptmann hatte geglaubt, sich einen Augenblick auf Kosten des jungen, ziemlich leichtgläubigen Mannes, der sogar den vom Erzbischof Bergosa y Jordan in einem

allgemein bekannt gemachten Hirtenbrief ausgesprochenen Drohungen Glauben beimaß, belustigen zu können. Aber er war weit davon entfernt, zu erwarten, dass sein Reisegefährte einen Scherz, dessen einziger Endzweck der war, ihm die gebieterische Notwendigkeit einer gegenseitigen Trennung selbst im Interesse desjenigen, der zurückblieb, vorzuführen, so ernst auffassen würde. Die Absicht des Dragoners war in der Tat, vorauszureiten und dem Studenten von der nächsten Hazienda aus ein besseres Pferd, einigen Mundvorrat und Wasser zu schicken.

Don Cornelio warf einen ängstlichen Blick um sich und rief beim Anblick der ungeheuren Einöde, welche ihn umgab, und beim Vergleich des Missverhältnisses seiner Kräfte und der des kräftigen Hauptmanns, ohne dabei ein nervöses Zittern verheimlichen zu können.

»Ich hoffe, Señor Capitano, dass Ihr noch nicht auf diesen Punkt der Verderbtheit gelangt seid. Was mich betrifft, ich würde, wenn ich so gut beritten wäre, wie Ihr, meinem Pferd die Sporen geben und, ohne mich weiter auszuhalten, zur Hazienda Las Palmas oder San Salvador sprengen und von dort aus meinem Reisegefährten, den ich hinter mir ließ, Hilfe schicken.«

»Ist das Eure Ansicht?«

»Ich würde es so machen.«

»Nun«, sagte der Dragoner, »ich werde Euren Rat befolgen, denn im vollen Ernst, ich machte mir Vorwürfe, so bald Eure Gesellschaft wieder aufzugeben.«

Don Rafael reichte dem jungen Studenten seine Hand.

»Señor Lantejas«, fuhr er fort, »wir scheiden als Freunde, möchten wir uns nie als Feinde begegnen! Wer kann den Schleier der Zukunft lüften? Ihr scheint geneigt, die

Gleichstellungsversuche eines seit dreihundert Jahren geknechteten Landes mit scheelen Blicken zu betrachten. Ich werde ihm aber vielleicht einst meine Kräfte und, wenn es sein muss, mein Leben widmen, um ihm seine Freiheit wieder erobern zu helfen. Lebt wohl! Ich werde nicht vergessen, Euch Hilfe zu schicken.«

Bei diesen Worten drückte der Offizier die zerbrechlichen Finger des Studenten der Theologie mit aller Kraft, gab dann seinem Pferd einen leichten Schlag mit der Hand und verschwand, ohne nötig zu haben, ihm auch die Sporen zu geben, mit Blitzesschnelle in einer gewaltigen Staubwolke.

»Schütz mich Gott!«, sprach Lantejas zu sich mit einem Seufzer der Erleichterung. »Dieser hungrige Wüstenfuchs wäre fähig gewesen, mich zu verschlingen. Was aber das Gegenüberstehen auf dem Schlachtfeld betrifft, so fordere ich den Teufel und seine Hörner heraus, denn das müsste ein feiner Kopf sein, der mich zum Soldaten mache, sei es für oder gegen die Revolution.«

Rote Wolken färbten den Horizont schon im Westen, als der Reisende plötzlich in einer beträchtlichen Entfernung einen Indianer erblickte. Er versuchte nun in der Hoffnung, von ihm einige Lebensmittel erhalten zu können, oder wenigstens eine Belehrung über die Sonderbarkeiten, die er sich nicht hatte erklären können, sein Pferd kräftiger anzutreiben. Der Indianer trieb zwei schöne Milchkühe vor sich her.

»Holla, José!«, rief Don Cornelio aus Leibeskräften.

Bei dem Namen José, auf welchen ein Indianer immer antwortet, wie der Irländer auf den Namen Paddy, drehte sich der Indianer erstaunt um.

Unglücklicherweise, und der Fall war leicht vorauszuse-

hen nach dem, was der Student vorher erzählte, setzte sich das Pferd die Kühe erblickend in Trab und schlug schnurstracks eine Richtung ein, die der entgegengesetzt war, wohin es getrieben wurde.

Dennnoch hörte Don Cornelio nicht auf, den Indianer mit allen Kräften herbeizurufen. Dieser ergriff beim Anblick des Reiters, der ihm statt näher zu kommen, doch dabei immer mehr entfernte, gefolgt von seinen beiden Kühen die Flucht. Lantejas verlor sie bald aus den Augen und nun erst konnte er sein Pferd auf den rechten Weg zurückbringen.

Gegen Abend erreichte er endlich eine Gruppe von drei verlassenen Hütten. Von Hunger erschöpft, wie sein Pferd, beschloss der Reisende an diesem Ort haltzumachen, um dort die Hilfe zu erwarten, die der Offizier ihm zu schicken versprochen hatte.

Eine breite Hängematte schien für ihn etwa sieben bis acht Fuß über dem Boden zwischen zwei Tamarindenbäumen aufgehängt zu sein.

Da die Hitze noch erstickend war, ging Lantejas in keine der Hütten hinein, sondern stieg, nachdem er sein Pferd abgezäumt hatte, damit es nach Wohlgefallen weiden konnte, an einem der Tamarindenbäume in die Höhe kletternd, in seine Hängematte, wo er sich so gut wie möglich einrichtete.

Unter diesen Vorbereitungen war die Nacht hereingebrochen. Der Student lauschte mit knurrendem Magen gespannt auf irgendein Geräusch, das ihm die Ankunft der Hilfe, auf die er hoffte, anzeigen könnte.

Aber alles war still, denn die Natur schlummerte rings um ihn. Statt des Pferdegetrappels, welches er zu hören wünschte, vernahm sein aufmerksam lauschendes Ohr ein

fernnes Donnern, wie bei einem sich nähernden Gewitter. Mit diesem mischte sich anderes Geräusch, ähnlich dem rollenden Meer in einem Sturm.

Manchmal glaubte der Reisende auch, obgleich die Luft ruhig war, entfesselte Winde heulen und sich mit diesem seltsamen Konzert vereinigen zu hören. Von einem namenlosen Schrecken ergriffen, vernahm er das Pfeifen des Windes, diese düsteren Stimmen und diese Gewitterstürme.

Endlich siegte die Ermüdung über die Unruhe und er verfiel in einen tiefen Schlummer.

## Kapitel 2

### Der Nachfahre des Kaziken

Zu derselben Zeit, in welcher der Studiosus der Theologie sich entschloss, in seiner Hängematte auszuruhen, ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang, erschienen zwei Männer am Ufer eines kleinen Flusses, auf dem halben Weg zwischen der Gegend, wo der Dragoner von dem Studenten Abschied genommen, und der Hazienda las Palmas, wohin er sich gewandt hatte.

Der Fluss, an dem die beiden Männer erschienen waren, strömte in der Mitte eines engen Tals dahin. An seinen Ufern wuchsen Eschen und Weiden, in deren Zweigen blühende Lianen sich auf und ab schlängelten. Nicht weit von dem Ort, an dem die beiden Personen standen, schien der Fluss ein ruhiger Spiegel zu sein, bestimmt, den klaren Himmel des Tages oder den mit Sternen besäten der Nacht zu reflektieren, weiter abwärts nahm er ein entschieden wildes Antlitz an und stürzte schäumend zwischen hoch

aufgetürmten Uferwänden dahin, die eine üppige Vegetation bedeckte.

Vom Standort der beiden Männer vernahm man das beträchtliche Geräusch eines Wasserfalls. Die Gesichtsfarbe und die Kleidung des einen dieser beiden Männer, die eine eifrige Unterhaltung zu führen schienen, zeigten deutlich seine indianische Abstammung. Er hatte über der Schulter ein gewaltiges Feuerrohr mit einem etwas kürzeren und verrosteten Lauf. Zwei dichte Flechten seines schwarzen Haares hingen von seinem Kopf auf eine Art Tunika mit kurzen Ärmeln auf ins Graue fallender rot gestreifter Leinwand herab, die seine muskulösen kupferfarbenen Arme sehen ließen. Diese bis auf die Hälfte Oberschenkel reichende Tunika war an den Hüften von einem ledernen Gürtel zusammengehalten. Die nackten Beine des Indianers schauten hier und da aus einer Art Beinkleid, vom Fell irgendeines wilden Tieres kunstlos gefertigt, hervor. Seine Füße waren mit dem gleichen Stoff bekleidet und seinen Kopf bedeckte ein geflochtener Binsenhut.

Der Indianer war im Verhältnis zu den durchschnittlichen Männern seiner Rasse von großem Wuchs. Seine feinen und lebhaften Züge besaßen nicht den bei den unterjochten Indianern so gewöhnlichen Ausdruck der Unterwürfigkeit. Ein ziemlich dichter Schnurrbart und ein Bart, der sein Kinn beschattete, gaben selbst seinem Konterfei ein Ansehen wilder Vornehmheit.

Sein Gefährte war ein mit Lumpen bedeckter Farbiger, der beim ersten Anblick nichts Bemerkenswertes an sich hatte, wenn man nicht allenfalls den Ausdruck naiver Leichtgläubigkeit, womit er dem Gespräch des Indianers zuhörte, dafür annehmen wollte. Bisweilen ließ der Aus-

druck seiner Mienen einen schlecht verborgenen Schrecken erkennen.

In dem Moment, als wir diese beiden Personen hier einführen, bückte sich der Indianer und ging vorsichtig einem Ort des Ufers zu, der von Gras entblößt und mit Tonerde bedeckt war.

»Als ich Euch sagte«, rief er, »dass ich in höchstens einer halben Stunde ihre Fußstapfen auffinden würde, hatte ich da Recht? Seht, hier!«

Der Indianer sprach diese Worte mit einer triumphierender Miene, die sein Gefährte nicht zu teilen schien, zeigte er diesem auf dem feuchten Boden noch ganz frische Spuren und zwar von solcher Beschaffenheit, dass sie bei einem Mann, dessen Beschäftigung keine Jagd wilder Tiere ist, nur unangenehme Empfindungen hervorrufen könnten.

Es waren dies breite Abdrücke, in denen jede Zehe seine stark markierten Spuren in dem lehmigen Boden zeigte. Ihre Anzahl belief sich auf ungefähr zwanzig in verschiedenen Dimensionen.

Zu dieser schrecklichen Entdeckung trug besonders bei, dass das Wasser eines dem Fluss benachbarten Pfuhls eine gelbliche Färbung hatte, ohne dass es schon Zeit gehabt hätte, seine frühere Klarheit wieder anzunehmen.

»Es ist kaum eine halbe Stunde her, dass sie hier zur Tränke gewesen sind«, fuhr der Indianer fort, »denn das Wasser ist trübe, wie Ihr sehen könnt. Wir wollen jetzt versuchen, ihre Anzahl zu ermitteln.«

»Ich würde vorziehen, Fersengeld zu geben«, versetzte der Schwarze. »Jesus Maria! Eine ganze Prozession von Tigern.«

»O, Ihr übertreibt. Wir wollen einmal nachzählen. Eins,

zwei, drei, vier; das Männchen, das Weibchen und zwei Junge. Mehr sind es nicht. Das ist ein prächtiger Anblick für einen Tigerjäger. Dennoch will ich sie heute in Ruhe lassen. Wir beide haben etwas Besseres zu tun.«

»Könnten wir uns an dem besprochenen Ort nicht an einem anderen Tag einfinden und jetzt zur Hazienda zurückkehren? Die Neugierde, welche ich empfinde, die wunderbaren Dinge zu sehen, die Ihr mir versprochen habt.«

»Es ist unmöglich, die Sache noch einen Tag zu verschieben«, unterbrach ihn der Indianer. »Das würde die Partie auf einen Monat verschieben heißen. Ich sage Euch, es muss gleich geschehen, denn in einem Monat sind wir weit von diesem Land entfernt. Setzen wir uns.«

Der Indianer, Wort und Tat miteinander verbindend, setzte sich einige Schritte von der Region nieder, wo die Unterhaltung stattgefunden hatte, und der Schwarze war wohl oder übel gezwungen, ihm zu folgen. Er war so zerstreut, seine Augen irrten mit einer so sichtbaren Angst in alle Richtungen des Horizonts umher, dass der Tigerjäger es für seine Pflicht hielt, ihn aufs Neue zu beruhigen.

»Ihr habt nichts zu fürchten, Clara, ich versichere es Euch«, sagte der Indianer. »Der Tiger, die Tigerin und die beiden Jungen, die den ganzen Lauf des Flusses haben, um sich den Durst zu stillen, werden es sich nicht einfallen lassen, in unsere Nähe zu kommen.«

»Ich habe mir sagen lassen, dass sie sehr scharf auf Mohrenfleisch wären«, versetzte der Dunkelhäutige, der seltsamer Weise mit dem weiblichen Namen Clara angeredet worden war.

»Das ist ein Vorzug, mit dem Ihr Euch vergeblich brüsst.«

»Sagt vielmehr, vor dem ich eine entsetzliche Angst habe.«

»Seid ganz ohne Sorge. Es gibt im ganzen Staat keinen so einfältigen Jaguar, welcher nicht einer schwarzen und harten Haut, wie der Euren, das Fleisch junger Küh oder Füllen, die er sich im Geheimen und ohne Gefahr verschaffen kann, vorzöge. Die Jaguare, die hier in der Nähe sind, würden lachen, wenn sie Euch hörten.«

»Über Euch würden sie vielleicht lachen«, entgegnete Clara.

»Und warum das? Wisst Ihr, dass weder Menschen noch Tiere jemals ungestraft über Costal lachen dürfen.«

»Warum? Weil sie es gewiss sehr komisch finden würden, dass Ihr, dessen Beschäftigung die Tigerjagd ist und der Ihr vom Señor Don Mariano Silva bezahlt werdet, um die Jaguare zu jagen und auszurotten, dass Ihr Euch nicht auf die Verfolgung der Missetäter begebt, deren Spuren Ihr mir an dem Ufer dieses Flusses zeiget.«

»Seid versichert, dass ich sie nicht aus den Augen verlieren werde. Ich werde ihre Spur wieder aufzufinden wissen, und ein Jaguar, dessen Schlupfwinkel ich kenne, ist ein toter Jaguar. Ich will mich aber vor morgen nicht auf die Jagd begeben. Heute ist Vollmond und heute erscheint die *Sirene mit den geringelten Haaren* allen denen, die es wagen, sie mit mutigem Herzen anzurufen.«

»Die Sirene mit den geringelten Haaren?«, wiederholte der Schwarze.

»Ja, dieselbe, welche die Goldlager in der Ebene oder inmitten der Berge offenbart und die Perlenbänke auf dem Grund des Meeres zeigt.«

»Seid Ihr davon überzeugt? Wer hat Euch das gesagt?«,

fragte Clara in einem Ton, in dem Leichtgläubigkeit und Zweifel kämpften.

»Meine Väter haben mir das Geheimnis hinterlassen«, erwiderte der Indianer mit feierlicher Stimme, »und Costal glaubt den Worten seiner Väter mehr als denen der christlichen Pfarrer, obgleich er das zu glauben scheint, was sie ihn lehren.«

»Sprecht nicht so laut«, sagte der Schwarze lebhaft, sich eifrig mit Unterwürfigkeit bei den Gotteslästerungen seines Gefährten bekreuzigend. »Die christlichen Priester haben überall Ohren, und das Ketzergericht hat Kerker für Männer aller Farben.«

Bei der Erinnerung an das von dem Schwarzen genannte Ketzergericht dämpfte der Indianer unwillkürlich die Stimme.

»Meine Väter haben mich unterwiesen, dass die Gottheit der Gewässer nie einem einzelnen Mann erscheint. Es müssen ihrer zwei sein, wenn sie sich zeigen soll, und zwar zwei Männer von gleichem Ruf, denn manchmal ist ihr Zorn schrecklich. Wollt Ihr der Gefährte sein, dessen ich bedarf?«

»Hm!«, machte Clara. »Ich kann mich zwar rühmen, eben nicht allzu große Furcht vor einem Menschen zu haben, dasselbe kann ich aber nicht von Tigern sagen, und was Eure Gottheiten betrifft, die vielleicht der Teufel in Person sein könnten, wage ich nicht zu behaupten ...«

»Menschen, Tiger oder Teufel«, erwiderte Costal, »dürfen den, der ein wahrhaft mutiges Herz unter den Rippen schlagen hat, nicht furchtsam machen, und namentlich, wenn der Preis seines Mutes Gold sein soll, das aus einem armen Indianer einen großen Herrn machen kann.«

»Aus einem Schwarzen auch?«

»Ohne Zweifel.«

»Sagt vielmehr, dass das Gold einem Indianer nicht mehr nutzen würde, als einem Schwarzen. Beide sind Sklaven, und ihre Herren würden es dem einen sowohl wie dem anderen entreißen«, sagte der Schwarze voller Entmutigung.

»Ich weiß es, aber die Sklaverei der Indianer neigt sich ihrem Ende zu. Habt Ihr noch nicht gehört, dass ein Pope im Innern des Landes die Gleichstellung der Rassen, die Freiheit für alle ausgerufen hat?«

»Nein«, erwiderte Clara, seine ganze Unwissenheit in politischen Angelegenheiten verratend.

»Wisst Ihr denn, dass der Moment nahe ist, wo der Indianer dem Weißen, der Kreole dem Spanier gleich sein wird, und wo ein Indianer, wie ich, ihr Oberherr ist«, fügte Costal mit stolzem Ausdruck hinzu. »Die Brillanz unserer Väter wird wieder geboren, und das ist der Zweck, wozu ich Gold brauche und warum ich gegenwärtig daran denke, Gold zu suchen, nachdem ich es bis jetzt wie ein unnützes Ding in der Hand eines Sklaven betrachtet habe, obgleich es in den Händen eines Freien ihm dazu dienen wird, den Ruhm seiner Voreltern wieder zu erneuern.«

Clara konnte nicht umhin, auf Costal einen verblüfften Blick zu werfen. Der Ausdruck wilder Größe, der auf dem Gesicht des Tigerjägers, des treuen Gefolgsmanns der Hazienda las Palmas, ausgeprägt war, überraschte ihn nicht weniger, als der Ausspruch, den alten Glanz seiner Familie wieder erneuern zu wollen.

Dieser Blick entging dem Indianer nicht.

»Freund Clara«, fuhr er fort, »höre ein Geheimnis, welches ich in der niedrigen Stellung, in der ich lebe, eine Rei-

he von Jahren, genügend, um fünfzig Mal die Regenzeit der Trockenheit folgen zu sehen, bewahrt habe, und das Euch zur Genüge alle Leute meiner Klasse und Farbe bestätigen können.«

»Ihr habt fünfzig Mal die Regenzeit gesehen?«, rief der Schwarze erstaunt, aufmerksam den Indianer betrachtend, dessen Gesicht und Glieder ihn höchstens einige dreißig Jahre alt erscheinen ließen.

»Noch nicht, aber bald«, erwiderte Costal lächelnd, »und ich werde noch fünfzig andere sehen. Vordeutungen sagen mir, dass ich das Alter des Raben erreichen werde.«

Dann fuhr er fort, mit den ausgestreckten Armen einen Kreis um sich beschreibend und sie nach den vier Himmelsgegenden ausstreckend.

»In dem ganzen Gebiet, das ein Reiter vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang, von Osten nach Westen von Süden nach Norden durchjagen könnte, würde er kein Land berühren, das nicht vor vielen langen Jahren, bevor die Schiffe der Schakale an unseren Küsten gelandet waren, die Kaziken der Zapoteken als unumschränkte Herren beherrscht hätten. Die beiden Meere, welche die entgegengesetzten Ufer der Landenge von Tehuantepec mit ihren Wellen umspülen, waren die einzigen Grenzen ihrer Herrschaft. Tausende Krieger folgten ihrem Banner. Vom Ozean, der im Norden liegt, bis zu dem im Süden gehörten ihnen die Perlenbänke und die Goldlager. Das Metall, das die Weißen so heiß begehren, glänzte auf ihren Waffen und an den Sandalen ihrer Füße. Was ist aus den ehemals so mächtigen Kaziken geworden? Ihre Untertanen sind entweder durch den Donner der Weißen niedergemäht oder in den Minen vergraben worden. Die Sieger haben die Überleben-

den unter sich aufgeteilt. Hundert Abenteurer sind mächtige Herren geworden, indem jeder ein Stück der ungeheuren, durch sie eroberten Besitzungen an sich riss. Und heute ist der letzte Abkömmling jener mächtigen Kaziken gezwungen, um nur sein Leben zu frönen, sich zum Sklaven eines Herrn zu erniedrigen, alle Tage sein Leben im Kampf mit den Tigern auszusetzen, welche die Herden anfallen, mit denen die Ebenen und Berge bedeckt sind, die ehemals das Eigentum seiner Väter waren und auf denen ihm nur noch das Plätzchen, auf dem seine Hütte steht, gehört.«

Der Indianer würde noch weiter gesprochen haben, wenn der Schwarze nicht daran gedacht hätte, ihn zu unterbrechen. Dieser hatte vielleicht niemals gewusst, dass ein mächtiges und zivilisiertes Geschlecht durch die spanischen Eroberer von seinem Grundbesitz verdrängt worden war. Jedenfalls war er am allerweitesten entfernt, in dem mehr heidnischen als christlichen Tigerjäger, der ihm seinen indianischen Geisterglauben einpflanzte, einen Abkömmling der alten Beherrscher des Isthmus von Tehuantepec zu vermuten.

Die Sonne sank zunehmend am Horizont, als plötzlich ein lang gedehntes Miauen, welches durch ein hohles Brüllen, das aus einem weit entfernten Dickicht zu kommen schien, unterbrochen wurde, an das Ohr der Männer schlug und dem Schwarzen gewaltigen Schrecken verursachte.

Der Indianer blieb unbeweglich und verzog keine Miene, während der Schwarze aufsprang und rief: »Jesus Maria, der Jaguar!«

»Nun, was ist damit?«, fragte der Indianer ruhig.

»Der Jaguar!«, wiederholte Clara.

»Der Jaguar? Ihr seid im Irrtum.«

»Gebe es Gott!«, rief der Schwarze, der kaum zu hoffen wagte, dass er sich getäuscht hätte.

»Ihr irrt Euch in der Zahl, es sind ihrer vier, wenn man die beiden Jungen hinzurechnet.«

Von seinem Irrtum in diesem Sinne überzeugt, machte Clara Miene, zur Hazienda zu fliehen.

»Nimm dich in acht!«, sagte Costal, der sich über den Schreck seines Gefährten zu belustigen schien. »Man sagt, dass die Tiger sehr lüstern auf Mohrenfleisch seien.«

»Ihr habt mir das Gegenteil versichert.«

»Vielleicht bin ich falsch über die Sitten dieser Bestien unterrichtet. Das aber weiß ich ganz gewiss, auf diese Weise ich es mehr als hundertmal erfahren, dass, wenn die beiden Alten zusammen sind, sie in der Nähe nie so heulen. Deshalb glaube ich, dass sie getrennt sind. Ihr lauft also Gefahr, zwischen zwei Feuer zu geraten.«

»Gott behüte mich!«

»Wenn Ihr also etwas Gescheites tun wollt, bleibt bei einem Mann, der sich auch vor zwei Tigern nicht fürchtet.«

Noch war der Schwarze unschlüssig, als ein zweites Heulen, um nichts weniger dumpf, als das erste, sich in einer entgegengesetzten Richtung hören ließ und somit die Vermutung des Indianers bestätigte.

»Ihr seht, dass sie auf Beute ausgehen, indem sie sich das Terrain geteilt haben, und dass sie sich gegenseitig benachrichtigen. Jetzt steht es Euch frei, wenn Euer Herz Euch dazu antreibt«, sagte Costal und machte dem Schwarzen ein Zeichen mit der Hand, dass er fliehen könne.

Von der Gefahr, die vor und hinter ihm lauerte, überzeugt, näherte sich Clara, bleich nach Art der Dunkelhäutigen, deren Hautfarbe von schwarz in ein dunkles grau

übergeht, zitternd seinem unerschütterlichen Gefährten, der nicht einmal Miene gemacht hatte, den im Gras liegenden Karabiner zu ergreifen.

»Mein Freund scheint mir eben nicht sehr tapfer«, sagte der Indianer zu sich, »aber ich werde mich mit ihm begnügen, bis ich einen Unerstrockeneren gefunden habe.«

Den Flug seiner Gedanken, der durch das Heulen der Jaguare unterbrochen worden war, wieder aufnehmend, fügte er laut hinzu: »Wo gibt es wohl einen Indianer und einen Schwarzen, die nicht ihren Arm dem gegen die Unterdrücker aufgestandenen Priester leihen würde, die aus den Zapoteken, den Mexikanern, den Azteken Sklaven gemacht haben, um ihnen zu dienen? Haben sie nicht grausamer gegen uns gewütet als die Tiger?«

»Ich würde davor weniger Furcht haben«, murmelte der Sklave.

»Morgen werde ich meinem Herrn sagen, dass er sich einen anderen Tigerjäger suchen möge, und wir wollen uns mit den Aufständischen im Westen verbinden.«

»Ihr könntet ihn nichts desto weniger doch von diesen beiden Tieren zuvor befreien«, sagte Clara, der seinen Groll nur für diese aufgespart zu haben schien.

Der Schwarze hatte kaum den Satz vollendet, als sich ein drittes Miauen, gleichsam, als ob die Jaguare die Geduld des Tigerjägers auf eine letzte Probe stellen wollten, zwar schwächer, doch anhaltender, als das erste, in derselben Richtung stromaufwärts hören ließ.

»Bei der Seele der Kaziken von Tehuantepec«, rief der Indianer, »das heißt die Geduld eines Mannes auf eine harte Probe zu stellen. Ich will diese Schreihälse lehren, künftig sich nicht mehr so laut über ihre Angelegenheiten zu unter-

halten. Kommt, Clara, Ihr sollt es kennenlernen, wie ein Jaguar aus der Nähe aussieht.«

»Ich habe aber keine Waffen!«, schrie der Schwarze, vielleicht noch mehr von dem Gedanken erschreckt, Tiger zu jagen, als von ihnen gejagt zu werden. »Als ich Euch aufgefordert habe, die Ländereien um die Hazienda von diesen beiden Dämonen zu befreien, hatte ich nicht die Absicht, Euch zu begleiten. Das kann ich bei allen Heiligen des Paradieses beschwören.«

»Hört, Clara. Das Tier, welches sich das allererste Mal vernehmen ließ, war der männliche Jaguar, der sein Weibchen rief. Er muss ziemlich weit von hier sein und zwar stromaufwärts. Da es nun in der Ausdehnung der ganzen Hazienda kein einziges Flüsschen gibt, auf dem ich nicht einen Nachen oder ein Kanu hätte, so ...«

»Ihr habt ein Kanu hier?«, unterbrach ihn Clara.

»Gewiss. Wir werden nun stromaufwärts fahren. Ich habe so meine Idee über diese Sache. Ihr sollt sehen, werdet aber dabei keine Gefahr laufen. «

»Man behauptet, dass die Jaguare verteufelt gute Schwimmer sind«, murmelte der Schwarze.

»Ich kann das nicht in Abrede stellen. Schnell, folgt mir.«

Mit diesen Worten eilte der Tigerjäger der Stelle des Ufers zu, wo er sein Fahrzeug befestigt hatte, und Clara, der die Gefahr, den Jäger zu begleiten, der vorzog, allein hier zu bleiben, folgte ihm im kurzen Trott, im Herzen die Unvorsichtigkeit verwünschend, mit der er Costal zur Jagd aufgefordert hatte.

Etwas später hatte der Indianer die Knoten des Seils, die seinen Nachen an den Wurzeln einer Weide festhielten, gelöst. Der Einbaum war aus einem Weidenstamm geschnitzt

und lang genug, um zwei Menschen zu fassen.

Zwei kurze Ruder genügten sowohl im breiten als auch im schmalen Gewässer. Ein kleiner Mast, mit einer Schilfmatte geziert, die als Segel diente, wenn es notwendig war, lag auf dem Boden des Fahrzeugs. Costal ließ ihn, bei dieser Gelegenheit nutzlos, am Ufer zurück, setzte sich in den Bug, während der Schwarze im Heck Platz nehmen durfte, stieß dann den Kahn mit einem tüchtigen Ruck vom Ufer ab, sodass er bis mitten in den Fluss schoss, und fing nun an, stromaufwärts zu rudern.

Das Schiffchen folgte den Krümmungen des Flussufers, das die Aussicht der beiden Schiffer beschränkte. Manchmal beugten die am Ufer stehenden Bäume ihre Stämme dicht auf das Wasser, und auf jedem derselben erwartete der Schwarze die glühenden Augen einer wilden Katze leuchten zu sehen, bereit, sich in das Fahrzeug zu stürzen.

»Por Dios!«, sagte er zitternd, so oft sie sich in der Nähe eines solchen Baumes befanden, »fahrt nicht so nahe daran vorüber. Wer weiß, ob der Feind nicht im Laub verborgen auf uns lauert!«

»Ich habe eine Idee«, erwiderte Costal.

»Was habt Ihr denn für eine Idee?«, fragte Clara.

»Eine sehr einfache, die Ihr sogleich erfahren sollt.«

»Lasst hören!«

»Es sind, wie Ihr wisst, zwei Jaguare - ich spreche nicht von den Jungen. Da Ihr nun keine Waffe habt, obliegen Euch die letzteren. Ihr ergreift eins derselben mit jeder Hand, haltet sie bei der Halshaut fest und zerschmettert ihnen beiden die Hirnschalen, in dem Ihr sie gegeneinander schlagt. Nichts ist einfacher.«

»Das scheint mir im Gegenteil sehr verwickelter Natur,

und dann, werde ich auch schnell genug laufen können, um sie zu erwischen?«

»Der Mühe, auf sie loszustürzen, werdet Ihr wohl überhoben werden, denn in spätestens einer Viertelstunde haben wir alle vier auf dem Hals.«

»Alle vier!«, schrie der Sklave, so heftig bebend, dass er dem zerbrechlichen Fahrzeug eine schwankende Bewegung mitteilte, stark genug, es umzuwerfen.

»Ohne Zweifel«, erwiderte Costal, sich in demselben Moment auf die andere Seite neigend, um das Gleichgewicht wiederherzustellen.

»Ich habe ein Mittel gefunden, die Langatmigkeit der Jagd abzukürzen. Also – wie ich Euch sagte, als Ihr mich so unangenehm unterbracht – es sind zwei Jaguare, der eine auf dem linken, der andere auf dem rechten Ufer. Nun wollen die Bestien durchaus wieder zusammen. Das zeigt ihr Brüllen. Wenn wir uns aber zwischen sie werfen, ist es klar, dass sie beide auf einmal auf uns losstürzen – Aufgepasst! Clara, wir wollen diesen Punkt, von dem aus die Bäume den freien Blick über die Ebene versperren, umfahren. Ihr könnt es mir sagen, wenn Ihr das Tier, das wir suchen, seht.«

Nachdem dies geschehen war, breitete sich vor ihnen eine unermessliche Ebene aus, durch deren Mitte der Strom hinauschte. Zur Rechten und Linken waren die Ufer mit Bäumen besetzt, die Ebene aber so vollständig kahl, dass auch nicht der geringste Gegenstand dem Auge an dem unbegrenzten Horizont ein Hindernis darbot.

Ziemlich entfernt von den beiden Jägern teilte sich der Fluss und bildete, in zwei fast parallelen Linien strömend, ein grünendes Delta, von dessen äußerer Spitze der Weg

zur Hazienda las Palmas führte.

Die Strahlen der untergehenden Sonne hüllten die ganze Landschaft in einen goldenen Nebel.

Der Arm des Flusses, den der Indianer und der Schwarze hinauffuhren, schien in Purpur und Gold gefärbtes Wasser zu haben. Plötzlich tauchte ungefähr auf zwei Karabinserschussweiten in diesem in Luft gebadetem Nebel, auf diesen schimmernden Fluten ein fremder Gegenstand vor den entzückten Augen Costals auf.

»Sieh mal, Clara«, sagte er, die Paddel dem Schwarzen zuwerfend, während er sich auf dem Boden des Kanus nieder kauerte, den Karabiner in der Hand, »haben deine Augen jemals ein herrlicheres Schauspiel gesehen?«

Clara ergriff die Ruder mechanisch und antwortete nichts. Die Augen weit aufgerissen, den Mund halb geöffnet, blieb er bei dem Bild, welches vor ihm auftauchte, völlig stumm und schien bezaubert wie der Vogel beim Anblick der Klapperschlange.

Auf dem schwimmenden Kadaver eines Büffels, den er zerfleischte, angeklammert, ließ der eine der Jaguare und zwar der, dessen Stimme die beiden Gefährten zuerst vernommen hatten, sich langsam auf dem Strom hintreiben. Mit vorgestrecktem Kopf, auf die Vordertatzen gestützt, die hinteren unter den Leib gezogen, die Seiten fortwährend mit dem Schweif peitschend, ließ der König der amerikanischen Ebene sein fahl glänzendes, mit schwärzlichen Flecken gesprengeltes Fell von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne bespiegeln.

Dies war eine jener prächtig wilden Szenen, wie sie die Savannen täglich dem Auge des Jägers und des Indianers darbieten, eine herrliche Episode des ewigen Gedichts, wel-

ches die Einöde ihren Ohren vorsingt.

Ein dumpfes Knarren, das zuletzt in ein kurzes Brüllen überging, entstieg der Brust des Jaguars und wurde auf der Wasserfläche bis zu den beiden Schiffen getragen. Er hatte seine Feinde bemerkt und forderte sie heraus. Costal erwiderete mit einem Freudenschrei, wie es der Spürhund austößt, wenn er die Fanfaren des Jagdhorns im Echo des Waldes sich verdoppeln hört.

»Das ist der Jaguar«, sagte er mit vor Erregung zitternder Stimme.

»Schießt doch!«, schrie der Schwarze, wieder zu Worte kommend.

»Jetzt schießen!«, erwiderete Costal, »soweit trägt mein Karabiner nicht, und dann verscheuchte ich auch die Tigerin, während Ihr sie in einigen Minuten auf dieser Seite hier hervorspringen sehen werdet, von ihren beiden Jungen begleitet.«

»Gott nehme mich in seinen Schutz!«, murmelte der Schwarze, von der Absicht Costals erschreckt, die zum Teil in Erfüllung ging, denn ein entferntes Heulen zeigte an, dass auch der andere Jaguar in einigen Sekunden an der Begrenzung der Savanne erscheinen würde.

Einige Sätze, die das Weibchen mit erstaunlicher Gewandtheit und Leichtigkeit machte, brachten es auf ungefähr zweihundert Schritte in die Nähe des Fahrzeugs.

Plötzlich stand sie still, die Nase hoch in der Luft, die Weichen fliegend wie ein Pfeil, der noch zittert, nachdem er sein Ziel getroffen hatte, während die beiden Jungen sich später zu ihr gesellten.

Unterdessen verließ das Fahrzeug seine ursprüngliche Richtung und begann, dem Strom sich gänzlich überlassen

zu wenden, behielt aber immer dieselbe Entfernung von dem auf dem Kadaver des Büffels kauernden Jaguar bei.

»Bei allen Teufeln!«, rief der Indianer ungeduldig, »halte doch das Boot in der Mitte, sonst bekomme ich nie diesen Jaguar in die Schussweite. So - so ist's gut. Es ist dringend notwendig, dass ich die Bestie mit dem ersten Schuss töte, sonst ist einer von uns beiden verloren, da wir dann den verwundeten Jaguar und das zur höchsten Wut entflammte Weibchen auf dem Hals haben würden.«

Der Jaguar schwamm ruhig auf seinem Untersatz den Fluss hinunter, der Zwischenraum zum Boot und ihm wurde immer geringer. Schon konnte man ganz deutlich seine in ihren Höhlen rollenden feurigen Augen erkennen, sowie die Bewegungen des Schweifs, der schlängelnd hin und her peitschte.

Der Indianer nahm ihn aufs Korn, in den Rachen zielend, und legte den Finger an den Drücker - als plötzlich das Fahrzeug sich so befremdend zu bewegen anfing, als würde es durch eine Welle in die Höhe gehoben.

»Alle Teufel, was macht Ihr denn, Clara?«, schrie der Indianer zornig, »auf diese Art scheint es mir unmöglich, von einer ganzen Herde Tiger einen Einzigen zu treffen.«

Aber sei es, dass Clara mit Absicht gehandelt hatte, sei es, dass der Schrecken seine Sinne verwirrte, die Turbulenzen wurden von Sekunde zu Sekunde heftiger.

»Hol Euch der Teufel!«, schrie von Neuem der Indianer in voller Wut. Den Karabiner niederlegend, entriss er die Paddel den Händen des Schwarzen.

Es verging wohl eine gute Minute, ehe der Indianer die Ungeschicklichkeit seines Gefährten wiedergutmachen konnte, dann ergriff er seine Waffe. Der Jaguar stieß ein

furchtbares Gebrüll aus, seine scharfen Zähne in den Körper des Büffels schlagend, riss er einen blutigen Fetzen heraus, nahm einen kräftigen Anlauf und gewann, während der schwimmende Körper, mächtig zurückgestoßen wurde und wirbelnd im Wasser unterging, um zehn Schritt weiter wieder in die Höhe zu kommen, in einem Sprung das Ufer, auf dem sein Weibchen stand.

Vergebens stieß der Indianer einen heidnischen Fluch aus, zu spät! Längst war das Tier aus dem Bereich seines Karabiners.

Das wilde Paar schien einen Augenblick unschlüssig, dann aber ein zweifaches drohendes Brüllen ausstoßend, worin sich die Stimmen der Jungen mischten, entfernten sich alle vier in mächtigen Sätzen und verschwanden aus ihrem Gesichtskreis.

»Geht nur! Geht nur! Ihr Schurken, ich werde Euch schon wiederfinden«, schrie Costal. Sich zum Schwarzen wendend, fügte er hinzu: »Kannst dir schmeicheln, mich um ein schönes Paar Jaguare gebracht zu haben.« Mit allen Kräften ruderte er nun an den Ausgangsort zurück.

### Kapitel 3 Der Geist der Kaskade

Das kleine Fahrzeug, welches den Schwarzen und den Indianer trug, setzte geräuschlos seine Fahrt flussabwärts fort. Während der Erstere sich Glück wünschte, den Klauen der Tiger entgangen zu sein, war der Letztere in Gedanken vertieft.

Ein Rest von Besorgnis mischte sich doch noch der jetzi-

gen Zufriedenheit Claras bei. Die Jaguare hatten die Flucht ergriffen, das stand fest. In welche Richtung liefen sie? Er unterbrach daher das Schweigen und richtete diese Frage an Costal.

»Du willst wissen, welche Richtung sie genommen haben«, erwiederte der Indianer, »eine sehr einfache Erwägung wird dir das klar machen. Einen toten Büffel trifft man nicht alle Tage an. Sei daher überzeugt, dass der Tiger seine Beute nur mit Bedauern verlassen hat. Er weiß, von seinem Instinkt geleitet, an welche Stelle der Fluss den Kadaver hinführt, er wird ihn daher stromabwärts erwarten, unterhalb des Wasserfalls, den du von hier aus rauschen hörst.«

In der Tat wurde das beeindruckende Tosen der Gewässer, das Clara schon vernommen hatte, immer deutlicher, je mehr das Fahrzeug stromabwärts gelangte.

Nachdem die Schiffer wieder an ihren Ausgangspunkt gelangt waren, stiegen sie aus. Das Fahrzeug war wieder an den Wurzeln der Weide befestigt, von der es vor Kurzem gelöst worden war.

»Also«, begann der Schwarze, »Ihr glaubt, dass der Jaguar ...«

»Ich bin dessen fast sicher, was ich gesagt habe, und wahrscheinlich wird keine halbe Stunde vergehen, ohne dass Ihr ihre Stimmen im Grund der Schlucht, wohin uns jetzt unsere Angelegenheit führt, vernehmen werdet.«

»Fürchtet Ihr nicht, dass sie von Euch Vergeltung fordern werden?«

»Ich kümmere mich darum gerade so viel, wie um einen Halm Maisstroh. Wir haben uns schon zu lange mit diesen Bestien abgegeben, glücklicherweise aber noch keine Zeit versäumt. Jetzt wollen wir aber an uns denken. Der Voll-

mond muss jeden Augenblick sichtbar werden. Lass mich nun den Gott der Gewässer, Tlaloc, anrufen, damit er dem Sohn der Kaziken von Tehuantepec Reichtümer sende.«

Bei diesen Worten entfernte sich der Indianer einige Schritte von Clara.

»Geht nicht zu weit!«, schrie dieser, an die fürchterlichen Nachbarn, die in der Nähe herum streiften, denkend.

»Ich lasse dir meinen Karabiner.«

»Ein schöner Vorteil! Caramba! Ein einziger Schuss und vier Tiger«, murmelte der Afrikaner.

Der Zapoteke ging langsam an das Flussufer, stieg auf einen Weidenstamm, der über das Wasser geneigt war, und fing nun an, hoch aufgerichtet, die Arme vorwärts gestreckt, nach einer bizarren Melodie eine Art indianischen Gebetes zu singen, dessen Worte zwar auch zu dem Schwarzen drangen, dessen Sinn demselben entging.

Clara hörte mit einem Schrecken anderer Art, als der war, den er vorhin empfand, die Anrufung der Götter des zapotekischen Heidentums, und derselbe verdoppelte sich, als ein zwar kaum hörbares Krakeelen an sein Ohr schlug, das, wie es der Indianer vorausgesagt hatte, aus der Richtung des Wasserfalls kam. Die Zunahme der Dunkelheit, welche die Annäherung der Nacht schon zu verbreiten anfing, das Zusammentreffen der wunderlichen Fürbitten des Heiden und das unheildrohende Toben des Tigers, das dazu gleichsam die Begleitung oder die Antwort des Geistes für seinen Bewunderer bildete. Dies alles konnte wohl für einen Menschen von der unwissenden und abergläubischen Spezies Claras furchterregend sein. Er glaubte feurige Augen vor sich im Dickicht glänzen zu sehen. Der zweifelhafte Schatten des Wassergeistes schien sich langsam vor ihm

über dem Wasser zu erheben, und geisterhafte Stimmen mischten sich in das ferne Rauschen der Stromschnellen.

»Seid Ihr bereit?«, erscholl plötzlich die Stimme Costals.

»Wozu?«

»Mich zum Wasserfall zu begleiten und dort die Gottheit anzuflehen, die sich, wie ich Euch gesagt habe, dort zeigen wird.«

»Dort unten, beim Katarakt, wo die Tiger schreien?«, fragte der erschreckte Schwarze.

»Das Gold ist nur für diesen Preis zu haben«, erwiderete Costal.

»Vorwärts!«, rief der Schwarze nach einem Augenblick des Schweigens, durch die Aussicht auf Gold aufgeregt.

Der Indianer ergriff seinen Karabiner und seinen Hut, Clara hüllte sich in ein Stück grober Leinwand, die ihm als Mantel diente, und heftete sich, von Furcht und Begierde gleich mächtig ergriffen, an Costals Ferse.

Beide folgten dem Lauf des Flusses, der sie zu dem dröhnen Wasserfall führte.

Je weiter sie vorwärts schritten, desto steiler und zerklüfteter wurden die Uferränder, desto geringer ihre Entfernung voneinander. Die auf beiden Ufern stehenden Bäume bildeten, ihre Wipfel sich zusammenneigend, eine dichte und finstere Wölbung. Das Wasser, in ein enges, mit Felsen besetztes Bett gezwängt, dessen Strömung mit jedem Augenblick reißender wurde, spritzte hoch auf. Das Sonnenlicht fand durch dieses dichte Dach wenig Zutritt, der Strom stürzte mit betäubendem Schall, gegen das das Gischt eines wild aufgeregten Meeres, das sich an den Felsgestaden bricht, nur ein schwaches Murmeln scheint, aus einer Höhe von einhundertfünfzig Fuß in eine tiefe

Schlucht.

Weiß wie eine Schneelawine fiel das zerstäubte Wasser durch die Wölbung, welche zwei ineinander verschlungene Zedern bildeten.

An diesem schauerlichen Ort machten die beiden Gefährten halt. Der Schwarze war ruhiger als vorher, denn sowohl die Furcht vor den Jaguaren als auch die vor dem Wassergeist waren von der Begierde nach Gold erstickt worden.

»Jetzt«, sagte Costal, »höre aufmerksam auf die Unterweisungen, die ich dir geben will. Vor allem erinnere dich, dass, wenn der Geist dir erscheint und wenn du einen wirklichen Schrecken dem ersten Schauder folgen fühlst, dessen sich auch der tapferste Mann nicht erwehren kann, da es ihm eiskalt beim Anblick eines Geistes durch den Körper läuft, so bist du verloren.«

»Gut!«, versetzte der Dunkelhäutige, »die Kenntnis einer Goldmine ist es schon wert, dass man sich der Gefahr aussetzt, sich den Hals umdrehen zu lassen. Sprecht, ich höre.«

Indem der Schwarze diese Worte aussprach, war seine Haltung, wenigstens dem Anschein nach, ebenso entschlossen wie die Costals.

Der Indianer und der Schwarze setzten sich auf den Rand der tiefen Schlucht, in welcher der Fluss alsbald seinen ruhigen Lauf wieder annahm, von dicht belaubten Bäumen beschattet, die der Sonne kaum den Zutritt gewährten.

Wenn die beiden Abenteuerjäger nicht so vollständig von ihrer Unterweisung in Anspruch genommen worden wären, hätten sie trotz der Üppigkeit der Baumvegetation und der Lianen, welche die Schlucht bedeckten und in derselben schummerige Dunkelheit verbreiteten, dennoch bemerken können, was sich dort zutrug.

Ein Mann setzte sich fast zu ihren Füßen an der Stelle nieder, wo die noch vor Kurzem so empörten, jetzt ruhigen Wasser nachlässig die langen Stiele der Wasserpflanzen, welche die Ufer einrahmten und deren breite und glänzende Blätter sich zu den zierlichen Formen kleiner Sonnenschirme zusammen drehten, bespülten.

Dieser Mann, der aufmerksam das imposante Schauspiel des Wasserfalls zu betrachten schien, war kein anderer als der uns schon bekannte Hauptmann der Königin-Dragoner, den ein sonderbarer Zufall an diesen wilden Ort geführt zu haben schien.

Als einer unserer Protagonisten, die der junge Offizier im Verlauf unserer Erzählung einnehmen wird, scheint es gerechtfertigt, mit einigen Worten anzudeuten, wie er hierher gelangt war.

Als der Hauptmann der Dragoner, Don Rafael Tres-Villas, sich von dem Studiosus, der ihn einen Augenblick für einen Menschenfresser gehalten, getrennt hatte, verbrachte er keineswegs die Zeit damit, seinen Gedanken über die Sonderbarkeit, die ihn auf dem ganzen Weg beschäftigt hatten, freien Lauf zu lassen.

Er trieb sein Pferd zur Eile an, um möglichst bald seinen Bestimmungsort zu erreichen.

Der Offizier, obgleich ein Kreole, war doch niemals in diesen Teil des Landes, das ihn hatte geboren werden sehen, gekommen, und er war unschlüssig, als er an einen Ort gelangte, wo der Weg, dem er bisher folgte, sich in zwei verzweigte, welchen von beiden er einschlagen sollte, und von allem, was ihm hätte zur Unterweisung dienen können, entblößt, überließ er seinem Ross die Wahl. Das edle Tier hatte ohne Zweifel mehr Durst als Hunger. Es

schlug, nachdem es in der Luft geschnuppert und die feuchten Ausdünstungen eines entfernten Flusses eingesogen hatte, den Zügel auf dem Hals, die Abzweigung des Pfades nach rechts ein.

Diese Wahl war für den Studiosus der Gottesgelehrtheit, der in seiner Hängematte ruhte, besonders glücklich, wie wir bald sehen werden, den Offizier führte sie vom Weg ab.

Der Kreuzweg zur Linken würde ihn dahin geführt haben, eine Biegung des Flusses zu umgehen, ohne genötigt zu sein, ihn zu überschreiten und geradewegs in die Hazienda las Palmas zu kommen, wohin er aus mehr als einem Grund große Eile hatte zu gelangen.

Schon schlug seit einigen Minuten das dumpfe Geräusch eines Wasserfalls an sein Ohr, als nach einer halben Stunde eines äußerst scharfen Ritts der Pfad plötzlich vor einem undurchdringlichen Buschholz abbrach, hinter welchem das Wasser mit Donnergetöse brüllte.

Obgleich dieser Ort kaum einige Sekunden von der Stelle entfernt war, an der Costal dem Schwarzen die Spuren der Jaguarfamilie gezeigt hatte, so war doch das Gehölz so dicht, dass er den Fluss nicht so nahe vermutete.

Der Offizier, aufgehalten durch das dichte Gebüsch, stieg vom Pferd, befestigte die Zügel an den Zweigen eines Baums und erreichte mit Anstrengung den Kamm der Schlucht.

Der Reisende wusste nicht, von welcher Seite er sich diesem dunklen Labyrinth nähern sollte, den eine dichte Laublage, die sich seit undenklichen Jahren hier aufgehäuft hatten und in er bei jedem Schritt bis an die Knie ein sank, bedeckte. Ermüdet von seinen vergeblichen Anstrengungen

wollte er sich wieder zurückbegeben, als er eine Art Fußsteig, der durch das herabfallende Regenwasser oder vielleicht auch durch wilde Tiere gebahnt war, erblickte. Vorsichtig kletterte er auf demselben weiter, von der Hoffnung getrieben, für sich und sein Pferd irgendeinen Ausweg zu entdecken.

Der Abhang war schroff, der Boden aber fest, und der Offizier schickte sich an, ihn hinabzuklettern. Lianen, die sich von Baum zu Baum hinschlängelten, wie Seile, die manchen Treppen statt der Geländer dienen, sicherten sein Vorrücken. Endlich gelangte er in den Grund der Schlucht.

Der Offizier teilte das vor ihm stehende Gebüsch leicht auseinander und entlockte ihm der Anblick dieses herrlichen Wasserfalls, einen malerischen und beeindruckenden, den man in Amerika antreffen kann, einen Ausruf des Staunen und der Bewunderung.

Er setzte sich auf eines der Felsenbruchstücke, welche das Wasser lustig umplätscherte, um einen Augenblick mit Muße die schaumige Masse, die sich vor ihm ausbreitete, betrachten zu können. Aber Wolken blutdurstiger Moskitos störten ihn in seiner Betrachtung.

Der Offizier stand auf, um so schnell wie möglich ihren grausamen Stichen zu entfliehen, als ein unvorhergesehenes Schauspiel seine Aufmerksamkeit fesselte und ihn an seinem Platz festhielt.

Mitten in den schimmernden Wogen des Wasserfalls sah er in unbestimmten Umrissen die Wipfel zweier Zedern. Auf dem etwas gebeugten Stamm einer derselben glaubte er eine indianische Gestalt wie eine Maske aus Bronze zu unterscheiden.

Dieser Wahrnehmung folgte alsbald eine zweite. In einer gabelförmigen Verzweigung der anderen Zeder zeigte sich ein zweites Gesicht. Dieses Letztere war schwarz wie die Nacht. Er konnte bald nicht mehr daran zweifeln, einen Schwarzen und einen Indianer vor sich zu sehen.

Die Verwegenheit dieser beiden Männer war erstaunlich. Beide schritten, bald getrennt, bald vereinigt, über den brausenden Wasserfall fort, bald sich mit den Händen an die Zweige der Zedern hängend, während ihre Füße sich im Schaum badeten, bald über dem Wasserfall mit einer Tollkühnheit schwebend, die dem Offizier eine Art Schwindel verursachte.

Die Augen fest auf den tosenden Wasserfall gerichtet, bemerkten die beiden sonderbaren Personen Don Rafael kaum. Er glaubte, dass ein ihm unsichtbarer Gegenstand ihre Blicke gefesselt hatte, und war versucht, anzunehmen, dass dies irgendeine Wassergottheit sei, deren Eroberung der Schwarze sich vorgenommen habe, wie er aus seinen anmaßenden Gebärden schließen zu können glaubte. Sein breiter, bis zu den Ohren geöffneter Mund ließ eine Reihe von Zähnen sehen, deren Weiß im grellen Widerspruch mit der Ebenholzfarbe seines Gesichtes stand.

Der Indianer machte, nur mit mehr Würde und Anstand, dieselben Gebärden und Stellungen, wie der Schwarze, augenscheinlich zu einem ähnlichen Zweck.

Bald darauf machte Costal, mit einer Hand sich an einem Zweig festhaltend und frei über dem Abgrund schwebend, seinem Gefährten ein Zeichen, seine Grimassen einzustellen, und der Schwarze zeigte jetzt nur noch sein schwarzes, unbewegliches und ernstes Gesicht. Der Indianer streckte den Arm aus und begann eine Art Beschwörung, von ei-

nem Gesang begleitet, den das Toben des Wasserfalls verschlang. Der Offizier erkannte deutlich an dem Muskelspiel des Mundes des Indianers, dass er aus voller Brust sang.

So schwer es auch Don Rafael bei seiner gespannten Neugierde wurde, die sonderbare Handlung zu unterbrechen, veranlasste ihn doch der Wunsch, endlich zu erfahren, wo er sich befände und welchen Weg er einzuschlagen habe, seine Stimme zu erheben und aus allen Kräften zu rufen, um die Aufmerksamkeit der beiden Abenteurer auf sich zu ziehen.

So stark auch seine Lunge sein mochte, der betäubende Lärm des Wasserfalls machte es unmöglich, dass seine Stimme bis zu jenen drang.

Nun beschloss er, den Ort zu erreichen, wo ihm Schwarze und Indianer erschienen waren. Deshalb kehrte er auf demselben Weg zurück, den er vorhin gekommen war.

Don Rafael stieg vorsichtig bis zu dem Gewölbe hinauf, das die beiden Zedern oberhalb des Wasserfalls bildeten. Die beiden anderen Personen waren aber verschwunden.

Er kletterte mit möglichster Vorsicht auf einen der beiden Bäume und betrachtete von hier aus den Wasserfall mit erneuter Aufmerksamkeit, in der Hoffnung, hier einige Gegenstände zu entdecken, die das wunderbare Benehmen des Schwarzen und des Indianers rechtfertigen könnten. Er bemerkte weiter nichts, als was er schon vorher gesehen hatte - den schäumenden Wasserfall und lange Wasserfäden, die sich an den Felsspalten hinschlängelten und sich zuletzt wieder mit dem Hauptstrom vereinigten.

Die Sonne sank merklich, ihre letzten Strahlen erloschen in dem Tosen. Ungeachtet der Dämmerung, die sich plötzlich über dem Fluss gelagert hatte, erkannte der Dragoner

leicht in den beiden Männern, die auf einen Augenblick aus der Waldung hervortraten, den Schwarze und seinen Gefährten.

Die Mienen beider waren ernst, ja fast feierlich. Die des Schwarzen schien sogar ein geheimer Schauder beige-mischt zu sein.

»Hol' der Teufel diese Narren, die zu fliehen scheinen, sobald ich mich nähere!«, rief der Offizier.

Auf einen Wink seines Gefährten legte der Schwarze auf die Plattform eines in das Bett des Flusses gerollten Felsen einen Vorrat trockener Zweige, die er am Ufer ausgesucht hatte, und schickte sich an, ein Feuer anzuzünden.

Bald färbte ein heller Schein das Wasser, welches den Felsen umfloss, purpurrot. Selbst der weiße Schaum des Wassers, alles erhielt von den Reflexen eine rötliche Färbung.

Während der Schwarze unbeweglich in den Glanz der glühenden Kräuter starrte, die sich im Wasser abspiegelten, nahm der Indianer seinen Binsenhut ab, löste seine Haarflechten und warf eine Art Mantel, der Brust und Schultern bedeckte, von sich. Seine Haarlocken, schwarz wie das Gefieder des Raben, dessen hohes Alter er zu erreichen behauptete, umfletterten seinen muskulösen und bronzenen Körper, teilweise noch sein Gesicht verschleiernd.

Der Offizier bemerkte jetzt zum ersten Mal, dass der Indianer in ein Horn stieß, dessen raue und Stakkato hervorgebrachten Töne mit denen, die der Jaguar, wenn ihn Hunger oder Durst quält, hören lässt, Ähnlichkeit hatten.

Als Costal nun glaubte, den Geist des Gewässers genug-sam erweckt zu haben, der seine Antwort den Stimmen des Echos, das diese traurige und lärmende Harmonie wiedergab, übertragen zu haben schien, hing er seine Seemuschel

über den Rücken und begann nun um den Felsen herum, auf dem das Gestrüpp noch fortglühte, im Flussbett einen wilden, seltsamen Tanz.

In dem Maß, wie die Dunkelheit zunahm, wurde auch die Szene wilder.

Der Indianer fing an, sich immer unsinniger zu gebärden, während der Schwarze unbeweglich wie eine Statue blieb. Der Glanz der Feuerstätte warf auf beide sonderbare Farben zurück. Der Wasserfall schien feurige Wolken zu treiben. Es war eine archaische und imposante Szene zugleich.

»Beim Leben Gottes!«, murmelte der Offizier, »ich wäre wohl begierig, zu wissen, welcher heidnischen Gottheit zu Ehren diese beiden Wilden sich solchen Torheiten hingeben. Aber ich habe ein noch lebhafteres Verlangen, sie zu ersuchen, mich auf den richtigen Weg zurückzuführen.«

Um seine Stimme, die der Lärm des Wasserfalls nun übertönte, zu unterstützen, ergriff Don Rafael eine Hand voll kleiner Steine und schleuderte sie in die Richtung der beiden Gefährten. Dieses Mittel tat ohne Zweifel seine Wirkung, denn der Indianer warf plötzlich mit einem Schlag das brennende Kraut von der Feuerstätte, das sogleich im Wasser erlosch. Alles wurde dunkel, der Schwarze und der Indianer verschwanden in der Finsternis.

## Kapitel 4 Die Überschwemmung

Während der Indianer und der Schwarze ihre wunderlichen Zeremonien abhielten deren Augenzeuge der Hauptmann gewesen war, hatte sich der Mond glänzend am

Himmel erhoben und verbreitete, eine Helle, wie sie in diesen gesegneten Klimaten gewöhnlich ist.

Don Rafael hatte aus seiner eigenen Erfahrung einsehen gelernt, dass ein geschickter Mann nicht länger als eine Viertelstunde brauchte, um mitten durch die üppige Vegetation, welche die Seiten der Schlucht unwegsam machte, in der das fremdartige Schauspiel stattfand und dessen Augenzeuge er durch Zufall geworden war, den Ort zu erreichen, wo er sein Pferd angebunden war. Er hatte ferner bemerkt, dass die beiden Personen, die dort ihr Wesen getrieben, sich auf die entgegengesetzte Seite des Flusses geschlagen hatten. Er beschloss nun sein Ross wieder aufzusuchen, den Fluss schwimmend zu überschreiten, und wenn möglich, beide in der Nähe des Wasserfalls, zu erwarten.

Der Vollmond beleuchtete den Fluss und seine Ufer mit hellem Glanz. Der Offizier machte einen kurzen Umweg und beeilte sich nun ohne Zeitverlust, sein Vorhaben auszuführen.

Wie gedacht, zog er sein Pferd in weniger als zehn Minuten am Zaum nach sich, eine Furt suchend, an dem er daselbe mit weniger Gefahr in den Fluss führen konnte, um ihn zu durchschwimmen.

Währenddessen glaubte er durch das Gebrüll des Wasserfalls, von dem er sich mehr und mehr entfernte, eine Art dumpfen Geschrei zu hören, das von der Seite des Flusses kam, die er zu gewinnen strebte. Diese raue Stimme, die er nicht mit dem Gekläffs der Schakale, das er so oft auf seinen weiten Reisen vernommen hatte, verwechseln konnte, glich in ihrem dumpfen Klang dem Brüllen des Stier, und verursachte dem Reiter ein Gefühl des Unbehagens. Es war das erste Mal, dass er diese dumpfen Töne vernahm, und

ohne die Art der Gefahr eigentlich zu kennen, fühlte er instinktiv dass irgend eine solche ihm drohe.

Sein Pferd schien auch seine Befürchtungen zu teilen, wie er aus dem Zittern seiner Nüstern folgerte.

Um auf jeden Fall vorbereitet zu sein, schnallte er seine lange Flinte vom Sattel los und begann seine Untersuchungen.

Ein sanfter Abhang wurde gefunden. Ob der Fluss tief sei oder nicht, er schwang sich in den Sattel und trieb sein Pferd in den Strom, welches halb watend, halb schwimmend das gegenüberliegende Ufer erreichte. In der Furt hob er seine Büchse über den Kopf, damit sie trocken blieb.

Entschlossen, noch einige Zeit auf die Ankunft der beiden einzigen lebenden Wesen, die er in diesen Einöden seit seiner Trennung von dem Studenten erblickt hatte, zu warten, ging der Offizier wieder eine Strecke stromaufwärts, und stellte sich voller Erwartung in der Nähe des Wasserfalls auf.

Nun zog er, um sich den Augen derer, die er suchte, leichter bemerkbar zu machen, ein Feuerzeug hervor, zündete eine Zigarette an und erwartete so, unbeweglich wie eine zwischen zwei Bäumen aufgestellte Reiterstatue, die Ankunft des Schwarzen und des Indianers.

Die tiefe Einsamkeit, das fahle Mondlicht, das soeben Erlebte, das sonderbare Schauspiel, das der Schwarze und sein Gefährte dem Auge des Kreolen geboten hatte, sowie die unbekannten Töne, die von Zeit zu Zeit an sein Ohr drangen, und in denen er den dumpfen Widerhall der vorhin gehörten Stimmen zu erkennen glaubte, verursachten dem Offizier ein unwillkürliches Schauer. Auch fühlte er manchmal sein Pferd zwischen seinen Schenkeln zittern

und er konnte den Gedanken nicht von sich abwehren, dass er irgend einer Beschwörung des Fürsten der Finsternis beiwohne, dessen Stimme diese dumpfen Töne seien.

Don Rafael war ein Kreole, daher in Unwissenheit und Aberglauben erzogen. Er erinnerte sich, gehört zu haben, dass die Tiere bei der Anwesenheit eines Geistes aus der andern Welt zitterten, ähnlich dem, welches sich seines Pferdes bemächtigt hatte. Don Rafael war aber auch zugleich eine jener starken Seelen, von denen der Indianer gesprochen hatte, die die Furcht zwar für einen Augenblick beugen, nie aber für die Dauer beherrschen kann. Er blieb deshalb auf seinem Posten, ohne seine Furcht auf andere Weise merkbar werden zu lassen, als durch ein beschleunigtes Atmen und dass er seine Lippen fest auf seine Zigarette kniffte, deren Feuer in der Finsternis hell aufleuchtete.

Während dessen kletterten der Indianer und der Sklave, die in ihrer Beschwörung des Wassergeistes gestört worden waren, den Abhang der Schlucht hinauf, sich mühsam durch die Vegetation, die jeden Ausweg zu versperren schien, Bahn brechend.

Der Indianer stieß seinen Verdruss in Drohungen gegen den Eindringling aus, dessen Gegenwart ohne Zweifel das Erscheinen des Geistes, den er anrief, verhindert hatte.

Clara fluchte zwar auch, im Grunde seines Herzens aber war er weniger unzufrieden, als er sich den Anschein gab, es zu sein.

»Erscheint denn die Sirene nur in dem Augenblick, in dem der Mond aufgeht?« fragte der Schwarze, sich dicht an seinen Gefährten haltend.

»Ohne Zweifel«, erwiderte Costal, »nur in dem Augenblick erscheint der Geist; wenn sich aber irgend ein Profa-

ner und unter einem Profanen verstehe ich einen Weißen, in der Nachbarschaft befindet, erscheint sie nicht.«

»Hat sie vielleicht Furcht vor der Inquisition?« entgegnete fragend der Afrikaner.

Costal zuckte die Achseln.

»Ihr seid ein Einfaltspinsel, Freund Clara. Geht zum Teufel! Glaubt Ihr denn, dass der mächtige Geist der Gewässer Furcht haben soll vor Euren langrökigen Mönchen? Sie würden Furcht vor ihm haben und sich vor ihm auf die Erde werfen.«

»Alle Teufel! Wenn sich der Geist schon vor einem einzigen Weißen fürchtet, und aus dieser Ursache nicht zu erscheinen wagt, muss er um so viel mehr Grund haben, sich vor einer Masse von Mönchen zu verbergen, die doch abscheulich hässlich sind, was nicht zu leugnen ist.«

»Möge ein Blitz des Himmels den Ungläubigen verschmettern, der den Erfolg meiner Beschwörung zu nichts gemacht hat!« schrie der Indianer, in um so größeren Zorn versetzt, je mehr er sich durch die Gründe des Schwarzen geschlagen fühlte.

»Ihr hattet Unrecht, Freund Costal, das Feuer so eilig zu verlöschen.«

»Ich wollte dem Auge des Profanen die Geheimnisse entziehen, die sich uns zeigen sollten.«

»Ihr besteht also darauf, dass uns jemand belauscht hat?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Und dass er mit Steinen nach uns geworfen hat?«

»Jedenfalls.«

»Wohl an, auf Schwarzenehr! Ich wäre geneigt, etwas ganz anderes zu glauben.«

»Was denn?« fragte der Indianer, sich an den Stamm ei-

nes Baumes lehnend.

»Ich glaube«, erwiderte Clara, seinem Genossen nachahmend, »dass unsere Angelegenheit zu einem gewünschten Erfolg geführt hätte, wärt Ihr nur ein wenig geduldiger gewesen. Ich möchte wetten«, fügte er mit einer Miene innigster Überzeugung hinzu, »dass ich in dem Augenblick, als der Wasserfall den Glanz des Feuers von den Ufern zurückstrahlte in Mitte der beiden Bäume etwas wie ein Diadem aus glänzendem Gold habe erscheinen sehen. Nun richte ich an Euch die Frage, wer kann hier im Herzen dieser Waldung ein goldenes Diadem tragen, wenn es nicht der Wassergeist ist.«

»Du täuschest Dich, Clara, das ist unmöglich.«

»Ich bin meiner Sache gewiss und glaube demgemäß, dass das, was Ihr für Steine hieltet, nichts als pure Goldkörner waren, die uns der Geist zuwarf.«

»Und Du hast zugegeben, dass ich die Tiefe der Schlucht verließ, ohne dass Du Dich dem widersetzt!« schrie der Indianer aufgeregt und einen Augenblick von den Worten des Schwarzen erschüttert.

»Wir haben unser letztes Stückchen Schwamm verbraucht, konnten daher unser Feuer doch nicht wieder anzünden.«

»Wir hätten es wenigstens versuchen sollen.«

»Ja«, erwiderte der Schwarze mit einem Anflug von Ironie, »es ist leicht, in dieser Finsternis ein Stück Gold von einem Kieselstein zu unterscheiden.«

»Nach dem Gewicht ist es doch leicht.«

»Wir liefen aber dabei Gefahr«, sagte der Schwarze, dieses Mal den Grund seiner Gedanken verratend, »dass wir, indem wir ein Stück Gold suchten, den Bestien von Tigern

begegneten, die ihrerseits den Rest des Büffels suchten und erfreut gewesen wären, uns an dessen Stelle zu finden.«

»Was scheren mich die Jaguare?« rief der Indianer mit schlecht verhehltem Verdruss.

»Aber mich!« erwiderte der Schwarze.

Der Indianer sagte nichts, sonder beschleunigte seinen Schritt. Der Sklave, wenig beruhigt, folgte ihm wie sein Schatten. Plötzlich stand der Indianer still und rief vor die Stirn schlagend:

»Ich hatte gehofft morgen die Jaguare zu jagen, aber morgen ist dazu keine Zeit mehr und wir werden gut tun, diesen Aufenthalt schleunigst zu verlassen.«

»Warum?« fragte begierig der Schwarze, erschreckt über die außergewöhnliche Unruhe Costals, den doch sonst nichts außer Fassung bringen konnte.

»Ich habe ganz außer acht gelassen, dass es in dieser Jahreszeit zu Vollmond immer der Moment ist, in dem die Ströme unseres Staates anschwellen sich verbinden und in jedem Jahr unsere Landschaften überfluten. Du weißt, dass die Überschwemmung wie der Blitz eintritt. Hörst Dir nicht schon in der Ferne das Murmeln der Gewässer?«

»Gott sei Dank, ich höre nichts, als das Brüllen des, Wasserfalls, welches uns zwingt, so laut zu schreien, damit wir uns nur verständigen können; beeilen wir uns aber.«

»O!« erwiderte Costal, »wenn wir erst einmal die Schlucht hinter uns haben, ist nichts mehr zu fürchten, der Gipfel eines Baums wird uns als Zufluchtsort dienen, sollte uns die Flut überraschen.«

»Meinetwegen, aber hier?«

»Hier wäre es um uns geschehen.«

Die beiden Abenteurer kletterten den schroffen Abhang,

schweigend mit einer Schnelligkeit hinauf, welche durch die Furcht vor einer Gefahr, aus der sie nichts befreien konnte, als die Schnelligkeit ihrer Füße, verdoppelt wurde.

Auf Händen und Füßen kletternd, um das Hinaufsteigen zu erleichtern, machte Costal seinem Zorn gegen den Ungläubigen Luft, dem er das Fehlschlagen seiner Hoffnungen zu schrieb Bald erreichte er den Kamm des Abhangs, und Clara stieß einen Seufzer aus, als er den Fuß auf den Gipfel des ungeheuren und tiefen Abhangs setzte.

Plötzlich den Arm Costals mit einem nervösen Zittern ergreifend, zeigte er mit dem Finger auf einen Gegenstand, der ihm fremdartig erschien.

Es war dies eine schwarze, unbeweglich unter den Bäumen, die das Ufer des Flusses einfassten, dastehende Gestalt, darüber ein heller Glanz, der den einen Augenblick leuchtete, um im nächsten sofort wieder zu verschwinden.

»Das Diadem des Geistes!« sagte der Schwarze, seinen Mund dem Ohr Costals nähernd, damit das Gebrüll des Wasserfalles seine Stimme nicht verwehte.

Costal folgte der vom Schwarzen bezeichneten Richtung und bei dem plötzlich aufleuchtenden Schein sah er in der Tat etwas wie einen goldenen Reiter inmitten der Finsternis glänzen.

Der Schwarze und der Indianer sollten nicht lange im Unwissen bleiben, wofür sie diese unerwartete Erscheinung zu halten hatten. Bei einer Bewegung, die das Pferd machte, fiel ein Mondstrahl auf den Reiter, dessen Büste nun klar hervortrat.

Eine breite goldene Borte, die nach mexikanischer Mode über seinen Hut her abhing, hatte dadurch, dass sie sich in dem allmählich auf flackernden Glanz der Zigarette spiegel-

te, das zweite Mal die Verwunderung Claras hervorgerufen.

»Wie ich sagte«, rief Costal, »ein Ungläubiger verhinderte das Erscheinen des Geistes; hatte ich Unrecht?«

»Nein!« erwiderte der Schwarze ziemlich verwirrt.

»Es ist ohne Zweifel ein Offizier«, nahm der Indianer beim Anblick der militärischen Haltung Don Rafaels das Wort, der fortwährend unbeweglich blieb, seinen Federstutz in der einen Hand, den Zaum und die Zigarre in der andern haltend.

Übrigens wurde dem Dragoner die Zeit lang und ein derber Soldatenfluch zeigte seine Ungeduld an, als eine Stimme, stark genug, um sich durch das Gebrüll des Wasserfalls vernehmbar zu machen, sich hören ließ.

»Wer ist da?« rief diese drohende Stimme.

»Wer da?« entgegnete Don Rafael, seine ganze Sicherheit vor menschlichen Wesen wiedererlangend, selbst wenn sie als Feinde kamen.

In demselben Augenblick wurden zwei Menschen sichtbar, in denen der Dragoner die wiedererkannte, denen er den Ehrentitel ›Wilde‹ zu geben geneigt war.

»Ich bin froh, Euch endlich sprechen zu können, meine Freunde«, sagte er mit echt militärischer Ungeniertheit, sein Pferd ein ungestümes Manöver ausführen lassend, das ihn plötzlich mit den beiden Unbekannten in ein unmittelbares Gegenüber brachte, während diese hinter ihm auf das hohe Ufer des Flusses hervortraten.

»Vielleicht sind wir es nicht«, erwiderte Costal in gereizter Stimmung, und ließ zu gleicher Zeit seinen Karabiner nicht ganz ohne alle Prahlerei, von einer Schulter zur andern gleiten.

»Bei Gott, ich muss auch böse werden«; nahm der Dragooner das Wort, mit soldatischer Freimütigkeit lachend, »denn ich bin kein Egoist, und will nicht allein zufrieden sein.«

Bei diesen Worten schnallte Don Rafael seine Flinte wie eine unnütze Waffe wieder an den Sattel, indem er dabei dem Indianer nachahmte, der in seiner fast feindlichen Stellung verharrte.

»Vielleicht«, fügte er hinzu, in seiner Westentasche suchend, »habt Ihr noch einen Groll gegen mich wegen der Steine, die ich auf Euch in den Fluss hinab geworfen habe, wo Ihr mit Dingen, die mich nichts kümmern, sehr emsig beschäftigt ward. Ihr müsst aber hierbei einen verirrten Reisenden entschuldigen, dessen Stimme durch das Brüllen der Kaskade übertäubt wurde, und der nicht wusste, auf welche Weise er Eure Aufmerksamkeit auf sich lenken sollte.«

Nach Beendigung dieser Verteidigungsrede zog der Dragooner einen Piaster aus seiner Tasche und bot ihn dem Indianer an.

»Danke schön«, sagte dieser, während Clara hastig nach dem Geldstück griff. »Wohin geht Ihr?«

»Nach der Hacienda las Palmas, bin ich davon noch weit?«

»Das kommt auf den Weg an, den Ihr zu nehmen gedenkst.«

»Ich suche den kürzesten, ich hab's eilig.«

»Der Weg, der Euch am sichersten dahin führen würde, ohne dass Ihr befürchten müsstet, Euch noch einmal zu verirren, ist der, wenn Ihr dem Lauf des Flusses folgt«, sagte Costal, der trotz seines Groells gegen den Fremden es

dennoch nicht wagte, einem Reisenden, der auf dem Weg zur Hacienda las Palmas war, in der er diente, eine falsche Unterweisung zu geben.

»Wollt Ihr aber einen noch näheren ...« Ein raues und abgebrochenes Geheul, das der Offizier im Verlauf dieses Abends schon einige Male gehört hatte, unterbrach die Unterweisungen Costals.

»Was war das?« fragte der Offizier.

»Es ist die Stimme eines Jaguars, der Beute sucht«, erwiderete Costal.

»Ah!« sagte der Dragoner, »ich fürchtete, dass – es irgend etwas anders wäre.«

»Der kürzeste Weg für Euch ist nach dort«, fuhr der Indianer fort, mit dem Lauf seines Karabiners in die Richtung zeigend, woher das Gebrüll kam.

»Ihr meint, das sei der kürzeste?«

»Ja!«

»Nun, ich danke Euch, ich werde ihn einschlagen.«

Bei diesen Worten zog der Offizier die Zügel an, bereit, der Richtung zu folgen, die der Indianer ihm angegeben hatte.

»Hört, Señor Kavalier«, sagte er mit mehr Herzlichkeit, als er bis jetzt gezeigt hatte, »es ist nicht immer damit abgemacht, ein mutiger Mann zu sein, wie Ihr es scheint, um jeder Gattung von Gefahren zu entgehen, man muss auch die Gefahr selbst kennen.«

Don Rafael Tres-Villas hielt sein Pferd an.

»Sprecht, mein Freund«, sagte er, »ich höre und danke Euch im voraus. Was ist das für eine schreckliche Gefahr, die mir droht?«

»Eine Gefahr, gegen welche die, die uns alle Tiger, die in

diesen Savannen heulen und brüllen mögen, bereiten können, ein Kinderspiel ist; es ist die Überschwemmung welche vielleicht vor Ablauf einer Stunde die Ebenen mit brülgenden Wogen überdeckt und aus ihnen wütende Meere macht und selbst Tiger, trotz, ihrer Schwimmfertigkeit, fortreißt, wenn sie sich nicht auf einen Baum retten können.

Der Arriero und sein Maultier, wie der Hirte und seine Herden werden gleichermaßen verschlungen, wenn sie nicht ein Asyl in der Hacienda finden, wohin Ihr wollt.«

»Ich werde Eure Vorschriften nicht außer acht lassen«, sagte der Offizier, der sich nun noch erinnerte, den Studenten ungefähr zwei Stunden von dem Ort, wo er sich jetzt befand, gelassen zu haben.

Er erzählte in wenigen Worten sein Abenteuer mit demselben dem Indianer.

»Bekümmert Euch deshalb nicht, wenn er noch lebt, bringen wir ihn morgen in die Hacienda, denkt jetzt nur an Euch und an die, welche Euren Tod beweinen könnten; was die Jaguare betrifft, so habt Ihr nichts von ihnen zu fürchten. Wenn Euer Pferd sich bei ihrem Anblick erschreckt und sich weigert, geraden Wegs vorwärts zu gehen, so ermuntert es durch Zuruf; solltet Ihr zu sehr in ihre Nähe kommen, schreit auch sie an, denn die menschliche Stimme ist dazu angetan, allen Tieren Respekt einzuflößen, selbst den aller wildesten Die Weissen wissen dies nicht, weil es ihre Beschäftigung nicht ist, mit denselben in unaufhörlicher Fehde zu leben, wie die des roten und schwarzen Mannes. Ich könnte Euch aus meinen eigenen Jagdabenteuern mit Jaguaren Belege dafür - Ah, da ist er schon davon.«

Der Indianer hielt inne, denn Tres-Villas hörte in der Tat nichts mehr; nur mit der Sorge beschäftigt, der Über-

schwemmung zu entgehen, jagte er schon auf der vom Vollmond mit fahlem Licht übergossenen Savanne in Richtung auf die Hacienda dahin.

»Er ist mutig und offenherzig«, sagte dieser, »es wäre schade, wenn ihn ein Unglück trifft.«

»Hm!« unterbrach ihn Clara, »ich dachte, das wären genug Abenteuer für einen Tag, und namentlich diese Nachbarschaft der Tiger ...«

»Pfui, Clara, Du solltest Dich schämen. Sieh diesen brauen jungen Mann, der in seinem Leben noch keinen Tiger gesehen hat, und der sich um sie nicht mehr kümmert, als um eine Schar Feldratten.«

»Mag sein! Nun, was könnten wir noch anfangen?« erwiderte Clara in ziemlich mürrischem Ton. Was soll nun aus dem jungen Mann werden, den uns der Reiter empfohlen hat?«

»Wir müssen zu ihm zu gelangen suchen. Unterdessen wollen wir unser Fahrzeug auf den Gipfel des cerro de la Mesa (Tafelberg) tragen, wo wir ruhig eine Nacht, als Zufluchtsort vor den Tigern und der Überschwemmung zu bringen können.«

»Das passt mir«, sagte der Schwarze, wieder erheitert durch die Aussicht auf eine ruhige Nacht; »denn ich habe großes Bedürfnis nach Schlaf.«

Während dessen sprengte Don Rafael ungesäumt in der angezeigten Richtung zur Hacienda weiter.

Während der ersten halben Stunde seines Ritts war die Savanne so friedlich in der Beleuchtung des Mondes, die Palmen schaukelten sich so sanft unter dem mit Sternen besäten Himmel, während ein leiser Abendwind den Wohlgeruch der duftgeschwängerten Pflanzen über die Ebene

trug, dass der Reiter wohl glauben konnte, der Indianer habe sich über seine Leichtgläubigkeit belustigen wollen. Deshalb mäßigte er fast unwillkürlich den Gang seines Pferdes und überließ sich jener melancholischen Träumerie, die der Reiz jener köstlichen Nächte in den Tropen hervorbringt.

Indessen erinnerte sich der Reisende unwillkürlich wieder an die verlassenen Hütten, die er auf seinem Weg angekommen hatte, an die an den Bäumen in die Höhe gezogenen Fahrzeuge, gleichsam als letztes Rettungsmittel für diejenigen, welche die Überschwemmung unvorhergesehen überraschte. Seine Begeisterung schwand plötzlich und er trieb aufs neue sein Pferd an.

Nach Verlauf der zweiten halben Stunde hörten, wie mit einem Zauberschlag die Grillen auf unter dem Gras zu zirpen, die ganze Savanne schien in tiefes Schweigen versunken, und der mit balsamischen Wohlgerüchen durch wehenden Luft, die so regelmäßig ging, dass man sie für den Atem der unter dem nächtlichen Sternenmantel entschlummerten Natur hätte halten mögen, folgte ein von Modergeruch geschwärzter Wind, stoss weise und schnaubend, wie der Atem des Schreckens.

Diese beängstigende Stille war nur von kurzer Dauer; bald darauf glaubte der Reiter immer noch den entfernten und dumpfen Lärm des Wasserfalls, den er schon weit hinter sich hatte, zu vernehmen; nur schien dies Getöse an einem andern Platz, nicht hinter sondern vor ihm, zu sein.

Jetzt schlug sein Herz schneller, weil nun, wenn er den Worten des Indianers Glauben schenken durfte, eine Gefahr sich nahte, gegen die weder seine Büchse noch sein ausgezeichneter Degen, noch endlich sein mutiges Herz,

das der Offizier in Verbindung mit einem tapferen Arm besaß, ihm von irgend einem Nutzen sein konnte.

Die stählernen Sehnen seines Pferdes waren seine einzige Verteidigung sein letztes Rettungsmittel.

Glücklicherweise waren die Kräfte des edlen Tieres noch von keinem zu langen Weg erschöpft, das seinerseits die Ohren spitzte und mit weit geöffneten Nüstern den feuchten Wind einatmete, den die Wasser gleichsam als Vorläufer vor sich her sandten

Jetzt sollte sich also ein Wettlauf zwischen dem Reiter und der Wasserflut entspinnen, in dem der, welcher zuerst die Hacienda las Palmas erreichte, Sieger blieb.

Der Offizier ließ die Zügel fallen, die Räder seiner eisernen Sporen drangen in die Weichen seines Pferdes, der Kampf der Schnelligkeit hatte begonnen. Die Savanne flog an dem Reiter vorüber, zu seiner Rechten und Linken schienen die Büsche und Palmen zu fliehen.

Die Überflutung zog von Ost nach West, der Reiter dagegen sprengte von Westen nach Osten; bei der Schnelligkeit ihrer entgegengesetzten Bewegung mussten sie sich einander begegnen, aber an welchem Punkt?

Der Abstand zwischen beiden verminderte sich von Sekunde zu Sekunde. Das zuerst dumpfe und entfernte Geräusch näherte sich immer mehr und glich dem des Donners.

Die Savanne und die Palmen flogen noch immer wie Schatten am Reiter vorüber, noch immer war der drohende Wasserschwall nicht sichtbar.

Das Pferd ließ nicht nach, seine Flanken zitterten, es keuchte, und die Luft, die es im rasenden Lauf ausatmete, fing an seinem Körper zu mangeln.

Der Offizier hielt einen Augenblick an, um sein Pferd verschnaufen zu lassen, aber immer näher und näher drang das Brausen der vorrückenden Flut.

Don Rafael verzweifelte fast an seiner Rettung, als er den schrillen Ton einer fernen Glocke vernahm. Er kam von der Hacienda, die dadurch das Land von der äußersten Gefahr benachrichtigte, dass sie die Sturmglöckchen ertönen ließ.

Der Offizier rief sich die Worte des Indianers in das Gedächtnis zurück: ›Denkt nur an die, die Euren Tod beweinen würden.‹ War in der Hacienda, in der er erwartet wurde, jemand, der ihn vielleicht schmerzlicher als die übrigen beweint hätte? Bei diesem Gedanken empörte sich der Reisende gegen das Schicksal, welches ihm drohte, und er beschloss einen letzten Versuch zu machen, ihm zu entgehen.

Sein Pferd bedurfte indessen, um mehr Aussicht auf Erfolg zu versprechen, einer abermaligen Ruhe, und der Offizier besaß, trotz der drohenden Gefahr, Kaltblütigkeit genug, diese gebieterische Notwendigkeit nicht zu verkenntnen. Er stieg ab und schnallte den Sattelgurt lockerer, um den Flanken des keuchenden Tieres mehr Spielraum zu verschaffen.

Der Reisende zählte mit Angst die Minuten, die verrannten, als das Echo ihm das Geräusch zu trug, welches das Pferd eines zweiten Reiters verursachte, der in derselben Richtung hin jagte. Er wandte sich um, ein Mann sprengte auf einem kräftigen Fuchs herbei. Nur noch einen Augenblick und der Reiter, der die Hitze seines Pferdes auf eine eben nicht sanfte Manier bändigte, hatte ihn erreicht.

»Was macht Ihr da?« schrie er; »hört Ihr denn die Alarmglocke nicht? Wisst Ihr nicht, dass die Gewässer sogleich die ganze Ebene überfluten werden?«

»Ich weiß es«, erwiederte der Offizier, »aber meinem Pferd ist der Atem ausgegangen, und ich erwarte ....«

Der Unbekannte warf einen raschen Blick auf den Brauen des Don Rafael und sprang aus dein Sattel.

»Haltet mein Pferd«, sagte er zum Offizier, ihm die Zügel zuwerfend, dann, sich dem Pferd des Dragoner nähernd, hob er den Sattel auf und legte die Hand auf den Widerrist des Tieres, um das Pulsieren seiner Lungen zu fühlen.

»Gut!« fügte er hinzu, wie ein über den Pulsschlag seines Patienten zufrieden gestellter Arzt.

Nun ergriff er einen faustgroßen Kieselstein und rieb damit heftig und abwechselnd die Brust und die dampfenden Kniekehlen des Pferdes.

Während dieser Zeit betrachtete Don Rafael den unbekannten, der wenig bekümmert schien, sein eigenes Leben zu retten, und der mit so viel Großmut und Sorgfalt für das Pferd eines Reisenden sorgte, der ihm ganz und gar unbekannt war. Der Ankömmling trug das Kostüm der Maultiertreiber, einen niedrigen Hut aus grobem Filz eine Art grauen Leinwandkittel mit schwarzen Streifen, darüber war ein kurzes Schurzfell aus dickem Leder umgürtet, weiße, flatternde, leinene Beinkleider und ziegenlederne Halbstiefel auf seinen nackten oder vielmehr strumpflosen Füßen. Er war von kleiner Statur, sein von der Sonne gebräunter Teint nahm seinem Gesicht nichts von seiner natürlichen Sanftmut, und eine unerschütterliche Ruhe thronte trotz des erschreckten Moments auf seiner Stirn.

Don Rafael ließ ihn gewähren, aber mit einem Gefühl tiefer Erkenntlichkeit. Als der Maultiertreiber glaubte, das Pferd genug gerieben zu haben, um ihm eine augenblickliche Elastizität wieder zu geben, sagte er:

»Das Tier hat Gehalt, noch ist es nicht verfangen, denn es lässt sich noch kein pulsieren der Lungen am Bug spüren. Helft mir jetzt bei dem, was ich vornehmen will, und beeilen wir uns, denn das verderben bringende Geräusch brüllt schon da unten, und die Sturmglöckchen läuten mit verdoppelter Geschwindigkeit.«

Das alles war leider nur zu wahr, und der Wind trug zu gleicher Zeit mit dem furchtbaren Gebrüll der Fluten das beschleunigte Läuten der Glocken herüber, um, als Vorläufer der Totenglocke, allen, die sich auf dem flachen Land befanden zu sagen: ›Beeilt Euch, so lange es noch Zeit ist!‹

»Verbindet Eurem Pferd die Augen mit Eurem Taschentuch«, fügte er dann noch hinzu.

Während der Dragoner sich beeilte, zu gehorchen, zog er aus der Tasche seines ledernen Schurzfelles einen Strick, mit dem er die Nase gerade oberhalb der Nüstern umwand.

»Haltet diesen Strick mit allen Kräften fest«, sagte er zu Rafael.

Nun zog der Maultiertreiber ein scharfes Messer aus der Scheide, dessen Klinge er in die durchsichtige Scheidewand zwischen den beiden Nasenlöchern des Pferdes stieß.

Das Blut spritzte hervor, das Tier bäumte sich, trotz der Anstrengungen seines Retters, es zu halten. Kaum berührten aber seine Vorderhufe wieder den Boden, als der Maultiertreiber das blutige Heft des Messers ergreifend, es mit Heftigkeit aus der Wunde riss.

»Jetzt«, sagte er, »wird Euer Pferd wenigstens so weit laufen, als es seine Füße tragen; wenn Ihr irgendwie gerettet werden könnt, ist es nur auf die Weise möglich.«

»Euer Name?« rief Don Rafael dem Maultiertreiber zu,

ihm die Hand drückend, »Euer Name, damit ich ihn nie vergesse.«

»Valerio Trujano, ein armer Maultiertreiber, der viel Plage ausstehen muss, um seinen Obliegenheiten Ehre zu machen, der aber in der Erfüllung seiner Pflicht Trost findet und es im übrigen auf Gott ankommen lässt. Hier war es meine Pflicht, Euch nicht in Folge falscher Rettungsmittel untergehen zu lassen«, setzte er einfach hinzu. »Der Name des Allerhöchsten sei gesegnet, wir sind in seiner Hand, fleht ihn an, dass er von seinen Dienern die schreckliche Gefahr, in der sie sich je befunden haben, gnädig abwenden möge.«

Bei diesen mit hinreißender Feierlichkeit gesprochenen Worten kniete Trujano auf den Sand, zog seinen Hut ab, der bisher einen dichten Wald stark gelockter Haare bedeckt hatte, dann sprach er, die Augen gen Himmel erhoben, mit einer Stimme, deren männliche Kraft bis im Grund des Herzens Don Rafaels erzitterte, folgende Worte:

»De profundis clamavi ad te, Domini! Domini, exaudi vocem meam! (Aus der Tiefe rufe ich zu Dir, o Herr! Herr; erhöre meine Stimme.)«

Als er den zweiten Vers des Trauerpsalms beendet hatte, warf er sich in den Sattel, Don Rafael tat dasselbe und so jagten sie zusammen, auf die fliegenden Mähnen ihrer Rosse geneigt, die Savanne entlang. Der feuchte Wind, den die ausgetretenen Gewässer zurück warfen, pfiff in ihren Haaren; das unheildrohende Brüllen der Wassermasse näherte sich, unter mischt mit dem hellen Ton der Glocke, von Minute zu Minute.

## Kapitel 5

### Die Hazienda las Palmas

Bei der Wahl des zum Bau der Hazienda bestimmten Örtlichkeit war die jährlich eintretende Überschwemmung mit in Betracht gezogen worden. Die Ebene, in der sie errichtet war, dehnte sich von Osten nach Westen unabsehbar aus, ebenso wie nach Süden. An der Nordseite war sie von einer ziemlich hohen Hügelkette eingeschlossen, an deren Fuß sich wieder andere Hügel erhoben und sich unmerklich bis zum Niveau der Ebene verflachten.

Die Hazienda las Palmas war an den Hügeln, deren flache Terrassen fast die Höhe derselben erreichten und deren viereckiger Glockenturm den Gipfel überragte, auf dem einen äußersten Ende dieses Amphitheaters erbaut.

Am entgegengesetzten Ende befanden sich große Stallungen und umfassende Räumlichkeiten für die Arbeiter der Hazienda, worunter auch die Viehhirten und die Dienserschaft, die für den ausschließlichen Dienst des Gebieters bestimmt war, zu verstehen sind. Eine hohe und starke Mauer, von mächtigen Gegenpfeilern gestützt, verband die Hazienda mit dem Teil, in dem sich das Gesinde aufhielt, und zog sich die ganze Länge der Hügel hin. Ein starkes und massives Tor, in der Mitte der schützenden Mauer angebracht, gestattete den Eintritt.

Bei dieser Lage bildete die Hazienda las Palmas, so genannt wegen der mächtigen Palmen, mit denen die Ebene ringsherum bestanden war, eine Zufluchtsstätte bei eintretenden Überschwemmungen und auch zugleich eine fast uneinnehmbare Festung.

Wir sind hier genötigt, uns noch einmal bis eine Stunde

vor Sonnenuntergang desselben Tages zurückzuversetzen, zu der Zeit, als der Dragoner und der Student sich auf ihrem Weg trennten, und als der Schwarze Clara sich auf so unangenehme Weise in Gesellschaft des Indianers Costal zum Tigerjäger umgewandelt sah.

Die Glocke der Hazienda läutete zum Abendgebet und bezeichnete zugleich das Ende des Tagwerks.

Mit fast übertriebener Pünktlichkeit stellten sich bei dem ersten Schlag die indianischen Arbeiter ein, die Viehhirten sprengten auf ihren Pferden herbei und eilten in die Ställe oder zu ihren Nachtlagern, während andere ihre dampfenden Pferde absattelten. Die entfernt beschäftigten Arbeiter strömten ebenfalls von allen Seiten herbei. Das Feld wurde öde, dagegen füllten sich die gemeinschaftlichen Aufenthaltsorte und die Viehställe. Alle aber murmelten beim Ton der Glocke mechanisch ihre Gebete.

In der Hazienda selbst befanden sich in einem fast orientalisch vergitterten Zimmer des ersten Stockwerks drei Frauen. Zwei von ihnen waren, wie leicht aus der großen Ähnlichkeit zu erkennen war, Schwestern. Es waren die Töchter Don Marianos, die Dritte war eine bevorzugte Dienerin.

Die beiden Töchter Don Marianos boten in diesem Augenblick in verschiedenen Facetten das Bild jener prallen Sorglosigkeit dar, die aus dem Harem des Orients entlehnt zu sein schien, welche aber durch die Keuschheit gehoben und geadelt wird.

Die eine von ihnen saß nach orientalischer Sitte mit gekreuzten Beinen auf einer chinesischen Matte. Lange schwarze, eben erst geflochtene Haare fielen nachlässig über ihre Schultern. Das junge Mädchen schien sich den

Händen ihrer Kammerfrau anvertraut zu haben.

Das sanfte Gesicht des jungen Mädchens vereinigte alle Reize, welche die Schönheit einer Kreolin kennzeichnen, ohne verunstalte Mängel zu haben. Der stolze und ruhige Ausdruck ihres Gesichts zeigte einen glühenden Enthusiasmus an.

Die elegante Feinheit der spanischen Rasse dokumentierte sich in den weißen Händen von fast idealer Form, und in einem kleinen Fuß, wie ihn die Frauen Mexikos und Südamerikas ausschließlich zu besitzen scheinen. Ein leichter Atlasschuh bedeckte diesen reizenden nackten Fuß.

Dieses junge Mädchen war Doña Gertrudis, die Älteste der beiden Schwestern. Obwohl ihre jüngere Schwester ihr in nichts nachstand, war ihre Schönheit doch von einer ganz anderen Art - feurig und spöttisch. Ihre lebhaften und glänzenden Augen bildeten einen auffallenden Gegensatz zu den festen und ruhigen ihrer älteren Schwester. Die Eindrücke gingen so leicht über diese bewegliche Oberfläche hin, wie sie in die strengere ihrer Schwester tief einschnitten. Letztere glich einem Vulkan ihres Landes, der immer mit einem Schneemantel verhüllt ist.

Obgleich die Älteste nur erst siebzehn Jahre alt war, und die Jüngere nicht mehr als sechzehn zählte, hatten beide doch schon jene Entwicklung weiblicher Reize erlangt, der die Zeit keine Schönheit rauben kann, indem sie die Harmonie der Formen verändert.

Während Gertrudis ihr reiches Haar den Händen ihrer Kammerfrau überließ, ordnete Marianita auf ihren seidenen Strümpfen die an den Schuhen befestigten Atlasbänder, die ihren reizend kleinen Fuß umgaben.

Die politischen Ereignisse hatten auch im Schoß dieser

Familie wie in so vielen anderen ihre Spur hinterlassen. Vor der mexikanischen Revolution war es der glühende Wunsch einer Kreolin, irgendeinen Neuangekömmling aus dem Mutterland zu heiraten. Demzufolge war auch eine Heirat zwischen Doña Marianita und einem jungen Spanier der Umgegend beabsichtigt. Gertrudis hatte diese Ehre ausgeschlagen, und so war denn das Vorhaben zwischen Marianita und dem Spanier zustande gekommen. Warum Gertrudis eine Ausnahme von der oben angeführten allgemeinen Regel machte, wird der Verlauf dieser Erzählung zeigen.

Die erwähnten Vorbereitungen fanden in Erwartung zweier Gäste statt, von denen der eine der spanische Verlobte, der andere der Hauptmann der Königin-Dragonier, Don Rafael Tres-Villas, war. Der Erstere hatte nur einen Weg von kaum zwei Meilen zu Pferd zurückzulegen, und er konnte jeden Augenblick ankommen. Der andere hatte einen Weg von mehr als zweihundert Meilen zu machen. Obgleich er auf das Bestimmte seine Ankunft auf diesen Tag festgesetzt hatte, war es doch gerechtfertigt, anzunehmen, dass bei einer so langen Reise irgendein unvorhergesehener Zufall seine Rechnung vereitelt und seine Ankunft um einen Tag verzögert haben konnte. War dies der Grund, warum Gertrudis ihre Toilette noch nicht angefangen hatte, als Marianita die ihre schon beendigte. War Don Rafael der einzige Mann, in dessen Augen sie im Glanz ihrer Schönheit erscheinen wollte?

Nachdem die Dienerin entlassen worden war, eilte Doña Marianita an das Fenster.

Ihre Augen schweiften am Horizont der Ebene umher, während ihre Schwester sich in einen Ledersessel lehnte

und dort, mit einer heftigen Bewegung des Kopfes und der Hand ihre Haare zurückwerfend, unbeweglich und träumerisch sitzen blieb.

»So viel ich mich auch umsehe«, rief Marianita, »die Ebene ist und bleibt leer. Ich bekomme weder Don Fernando noch Don Rafael zu sehen. Meine arme Gertrudis, ich fürchte, umsonst Toilette gemacht zu haben. In einer halben Stunde ist die Sonne untergegangen.«

»Don Fernando wird kommen«, erwiderte Gertrudis mit ruhiger und sanfter Stimme.

»Man erkennt gleich an dem ruhigen Ton deiner Stimme, dass du deinen Verlobten nicht erwartest wie ich, und zwar, warum soll ich es nicht sagen, ich erwarte mit Ungeduld seine Ankunft. Du kennst das Gefühl nicht, Gertrudis!«

»An deiner Stelle würde ich mehr Traurigkeit als Ungeduld empfinden.«

»Traurigkeit, oh nein! Wenn Don Fernando diesen Abend nicht kommt, so wird er dabei im Verlust sein. Er wird dann nicht das Vergnügen haben, mich in diesem weißen Kleid, das er so gern sieht, zu erblicken. Auch diese Granatblumen in meinen Haaren nicht, die ich nur genommen habe, um ihm zu gefallen, denn ich ziehe meinerseits die weißen Blumen des Majoran vor. Ich habe aber gehört, dass eine Frau nur ihrem Mann zu gefallen, leben soll.«

Bei diesen Worten ließ Marianita ihre Finger wie Kastagnetten aneinander schlagen, ohne den geringsten Anschein von Traurigkeit, sondern im Gegenteil, mit der Zufriedenheit, die ein ruhiges Gewissen gewährt.

Gertrudis antwortete nicht, sie erstickte einen Seufzer, während der Abendwind ihre Haarwellen in Bewegung

setzte und ihr kleiner nackter Fuß einen Schuh aus schwarzem Atlas hin und her schaukelte.

»Dies Landleben ist doch ungeheuer langweilig«, erwiderte Marianita. »Der Tag, das ist wahr, ist nicht zu lang, um sich zu schmücken und um Siesta zu halten. Aber die Abende! Weiter nichts, als den Nachtwind brausen hören und allein im Garten zu promenieren, das ist traurig, höchst traurig, anstatt zu singen und in Gesellschaft zu tanzen. Wir leben hier wie die gefangenen Prinzessinnen in dem Ritterroman, den ich im vorigen Jahr angefangen, aber noch nicht beendet habe ... Ah! Ich bemerke ganz tief am Horizont eine kleine Staubwolke endlich ... Ich sehe einen Reiter!«

»Einen Reiter?«, rief Gertrudis lebhaft, »welche Farbe hat sein Pferd?«

»Sein Pferd ist ein Maultier. Leider! Es ist kein irrender Ritter. Ich glaube, man sagt, es gäbe dergleichen nicht mehr.«

Gertrudis seufzte von Neuem.

»Jetzt kann ich ihn erkennen, es ist ein Priester«, fuhr Marianita fort. »Das ist doch etwas, besonders wenn er singt und ebenso gut auf der Mandoline spielt, wie der letzte, der sich zwei Tage in der Hazienda aufgehalten hat. Er nähert sich im Galopp. Das ist ein gutes Zeichen, doch nein, er sieht traurig und ernst aus. Ah! Er hat mich gesehen, denn er macht ein Zeichen mit der Hand! Ich werde gehen, sie ihm zu küssen ... Ich habe Zeit!«

Bei diesen Worten spitzte die junge und schöne Kreolin, der es ihre Erziehung als Gesetz vorgeschrieben hatte, die Hand jedes Priesters zu küssen, mit sauertöpfischer Miene ihre beiden frischen und wie Granatblüten roten Lippen.

»Aber so komm doch und sieh ihn dir an, Gertrudis, er ist soeben am Tor der Hazienda angelangt.«

»Ich habe Zeit damit, Marianita, sage mir aber, siehst du keinen andern Reiter? Don Fernando ...?«, fragte Gertrudis, gleichsam um sich selbst zu täuschen, indem sie ihre Schwester täuschte.

»Ach ja! Don Fernando ...? Wenn er durch irgendeinen Zauber in einen Maultiertreiber, der seine Herde Lasttiere vor sich hertreibt, als ob er um einen Preis im Wettkampf konkurrierte, verwandelt ist. Das ist alles, was ich sehe. Jetzt kommt der Priester. Warum beeilt sich heute alles so sonderbar?«

Das Öffnen und Zuschlagen der Türen in der Hazienda und der Lärm, der vom Hof aus zu den jungen Mädchen drang, zeigte, dass nicht allein der Priester, sondern auch der Maultierhüter gegen allen Gebrauch die Gastfreundschaft des Don Mariano Silva in Anspruch genommen hatten.

Noch wussten die beiden Mädchen nichts von der Gefahr, die den Reisenden in der Ebene drohte.

Der Lärm in der Hazienda wuchs fortwährend. Die Treppen hallten von den Tritten der Diener wider, die eilig kamen und gingen.

»Jesses Maria! Was passiert?«, schrie Marianita laut auf, ein Kreuz schlagend. »Soll die Hazienda eine Belagerung aushalten? Kommen die rebellischen Räuber aus dem Westen heran, um uns anzugreifen?«

»Warum nennst du die Männer, die für ihre Freiheit kämpfen und deren Anführer Priester sind, Räuber?«, entgegnete Gertrudis mit ihrer harmonischen und ruhigen Stimme.

»Warum? Weil sie Feinde der Spanier sind, deren Blut in unseren Adern rinnt, weil ich endlich einen Spanier liebe!«, rief Marianita mit leidenschaftlicher Erregung aus.

»Du glaubst zu lieben, Marianita«, erwiderete Gertrudis sanft. »Nach meiner Idee bringt die Liebe Symptome hervor, die ich nicht bei dir finde.«

»Und wenn das wirklich der Fall wäre, was schadet es? Wenn er mich nur liebt! Bin ich nicht der Schatz, den er bald sein eigen nennen wird? Soll ich an etwas anderes denken als an ihn?«, fügte das junge Mädchen mit der Stimme leidenschaftlicher Ergebenheit, welche die Frauen dieses Landes an den, welchen sie lieben, verschwenden, hinzu, und die grenzenlos ist, wenn sie wahrhaft lieben.

Das plötzliche und hastige Läuten im Turm der Hazienda erschreckte die beiden Schwestern und machte ihrer Unterhaltung ein Ende, die einen Gegenstand betraf, der unter ihnen ebenso den Keim der Zwietracht auszustreuen drohte, wie er die Bürgerkriege erzeugt, und auch die engsten Bande des Blutes und der Freundschaft zerbricht.

Als Marianita sich anschickte, über die Ursache des Tu-mulds Erkundigungen einzuziehen, öffnete die Kammerfrau die Tür und rief, ohne eine Frage abzuwarten: »Ave Maria, Señoritas! Die Überschwemmung bricht herein. Ein Viehhirte ist soeben mit der Nachricht gekommen, dass die Flut nur noch drei oder vier Stunden entfernt ist.«

»Die Überschwemmung!«, riefen die beiden Schwestern, Marianita sich von Neuem bekreuzigend, und Gertrudis, indem sie sich schnell erhob und ihre Haare zitternd zusammenfasste.

»Jesses, Señorita«, sagte die Kammerfrau sich an die Letztere wendend. »Es scheint ja fast, als wolltet Ihr Euch in die

Ebene stürzen, um zu helfen!«

»Don Rafael! Habe Mitleid mit ihm, mein Gott!«, schrie Gertrudis außer sich.

»Don Fernando!«, rief Marianita ihrerseits schaudernd.

»Die ganze Ebene wird bald nur noch ein ungeheurer See sein«, sagte die Kammerfrau. »Unglücklich der, den die Überschwemmung überrascht! Ihr aber, Doña Marianita, könnt Euch beruhigen. Der Hirtenjunge, der uns die unangenehme Nachricht brachte, ist von Don Fernando geschickt worden, um seinen Herrn, Don Mariano, zu benachrichtigen, dass er morgen in seinem Kanu ankommen werde.«

Nach Abstatten dieses Berichts ging die Kammerfrau hinaus.

»In einem Kanu!«, rief Marianita, mit gleicher Schnelligkeit von der Betrübnis zur Freude überspringend. »Das ist prächtig, Gertrudis, wir werden in einem Kanu auf der Ebene spazieren fahren und uns mit Blumen schmücken.«

Marianita machte sich aber sogleich einen Vorwurf über diese Anwandlung frivolen Egoismus beim Anblick ihrer Schwester, die, in ihre langen Haare gehüllt, die ihr wild in das Gesicht hingen, niederkniet war und zu den Füßen der Madonna um die Rettung Don Rafaels flehte.

Jetzt begriff Marianita, was ihr bisher unbekannt gewesen war, nämlich das, dass eine Frau nur für den mit solcher Inbrunst beten kann, den sie liebt. Sie kniete neben ihrer Schwester nieder und vereinigte ihre Gebete mit den ihren, während das Glockenläuten unausgesetzt ihre traurigen Klänge in alle vier Himmelsrichtungen sandte.

»Ach! Meine arme Gertrudis!«, heulte Marianita, ihre Schwester in ihre Arme drückend und sie zärtlich um-

schlingend. »Verzeihe mir, dass ich es nicht erraten habe, dass dein Herz brach, während das meine aufjauchzte. Du liebst also Don Rafael!«

»Wenn er stirbt, sterbe ich auch! Das ist alles, was ich weiß!«, entgegnete Gertrudis.

»Gott wird ihn beschützen, beruhige dich. Vielleicht schickt er ihm einen seiner Boten, um ihn zu retten«, setzte Marianita im Aufschwung ihres einfachen Glaubens hinzu.

»Geh hin ans Fenster, während ich hier beten will!«, sagte Gertrudis. »Forsche du auf der Ebene, denn die Tränen trüben meinen Blick.«

Marianita gehorchte und Gertrudis kniete abermals vor dem Heiligenbild nieder.

»Das Pferd, das er reitet, muss dunkelbraun sein!«, stieß Gertrudis plötzlich hervor, ihre inbrünstigen Gebete unterbrechend. »Don Rafael weiß, wie sehr ich dieses edle Tier liebe. Es ist sein Schlachtross, das er während der indianischen Kriege geritten hat. Und dies sollte ihn auch hierher tragen, denn er weiß, dass ich sehr häufig die Blumen aus meinen Haaren genommen habe, um sie an seinem Stirnriemen zu befestigen. O, heilige Jungfrau! O, Jesse! Mein milder Gebieter! Don Rafael, wer wird dich zu mir geleiten?«, setzte das junge Mädchen hinzu, von der Erregbarkeit der Leidenschaften in die ihrer Gebete überspringend.

Die Ebene nahm eine immer trübere Färbung an. Gertrudis fuhr im Gebet fort. Bald darauf beleuchtete der Vollmond mit seinem blassen Licht die Savanne, ohne dass ein einziges lebendes Wesen seinen Schatten über die bleiche Fläche warf.

»Er wird noch bei Zeiten von der Gefahr benachrichtigt worden sein und auf seinem Weg innegehalten haben«,

sagte Marianita.

»Du irrst dich, du irrst dich!«, erwiderte Gertrudis, ihre gefalteten Hände vor Angst ringend. Ich kenne ihn, ich beurteile sein Herz nach dem meinen. Einen Tag länger unterwegs zu sein, wäre ihm unmöglich gewesen, er wird daher der Gefahr getrotzt haben, um mich einige Stunden eher zu sehen.«

Während die Glocke fortfuhr, mit Macht zu läuten, und sich der Donner der heranwogenden Gewässer mit der traurigen Stimme der Bronze vermischt, wurde plötzlich ein rötlicher, anfangs zwar noch schwacher Schein am Horizont sichtbar.

Bald darauf schien dieser Glanz zu erlöschen. Ein Prasseln, ähnlich dem der glimmenden Weinrebe, drang zu den Ohren der aufmerksam lauschenden Schwestern. Der Schein der Flamme hatte plötzlich die Oberhand gewonnen und verbreitete seine Helle bis in die Gipfel der Palmen.

Auf den Spitzen der benachbarten Hügel der Hazienda wurden auf Befehl Don Marianos große Feuer angezündet, die wie Leuchttürme dem Wanderer in der Ebene bis zum Rettungshafen seiner gastfreundlichen Wohnung geleiten sollten.

So wurde Auge und Ohr zugleich von der Gefahr benachrichtigt und das Mittel zur Rettung geboten. Gigantische Schatten der Männer, die beauftragt waren, das Feuer zu unterhalten, zeichneten sich weithin auf der Ebene ab. Diese ungeheuren Schattenbilder, der purpurfarbene Schein, in dem sie auf- und niedertauchten, das Tosen der Gewässer, das die Warnstimme der Glocke ersticken zu wollen schien, umfingen die Sinne der beiden Mädchen mit einem lähmenden Schrecken.

Noch einige wenige Augenblicke, und das entfesselte Element brach sich schäumend am Fuß der benachbarten Hügel der Hazienda. Gertrudis unterbrach ihr Gebet.

»O, Marianita«, sagte sie, »siehst du noch nichts? Die Sturzsee nähert sich und gewinnt von Minute zu Minute mehr Boden.«

Marianita erwiderte nichts, aber ihre Blicke irrten unstet am Horizont umher. Ein Schrei entschlüpfte ihren Lippen.

»O, Unglück, Unglück!«, schrie sie, »ich bemerke zwei Reiter! Heilige Jungfrau, gib, dass es nur Schatten sein mögen! Aber nein, die Schatten gewinnen an Umfang - Mutter Gottes! Es sind wahrhaftig zwei Reiter - sie fliegen wie der Wind - aber, so schnell sie auch reiten, sie werden zu spät kommen.«

Beim Anblick der Reiter erhob sich auf der Terrasse der Hazienda, wohin sich der Besitzer und seine Diener begeben hatte, unwillkürlich ein allgemeiner Angstgeschrei. Und in der Tat war dies ein furchtbares Schauspiel, die beiden Männer im verzweifelten Kampf gegen die ungeheuren Wasserwogen ansprengen zu sehen, deren schäumend, vom Schein der Feuerbrände mit Purpur verbrämten Häupter deutlich zu erkennen waren.

Schleunigst warfen die Diener von der Mauer lange Seile hinab, um damit den Verunglückten nach Möglichkeit zu Hilfe zu eilen.

Die beiden, an das Fenster ihres Zimmers gebannten Schwestern konnten die Vorbereitungen zur Rettung nicht sehen.

Marianita, von einer unbezwingbaren Neugier getrieben, die uns oft gegen unsere bessere Überzeugung und natürlich die Frauen, hinreißt, ein herzzerreibendes Schau-

spiel mit anzusehen, lehnte sich mit einer Art hingebungsvollen Schrecken an das Gitterwerk des Fensters.

»Komm, Gertrudis«, sagte sie, ohne die Augen abzuwenden, ungeachtet der heftigen Schläge ihres Herzens, »komm und sieh sie dir an. Wenn einer von beiden Don Rafael ist, den ich nicht kenne, werden deine Augen ihn erkennen und deine Stimme ihn anfeuern.«

»Ach, nein, nein, ich werde es nicht imstande sein!«, entgegnete das junge Mädchen, deren geneigte Stirn den Boden zu den Füßen des Madonnenbildes berührte. »Ich würde dieses schreckliche Schauspiel nicht mit ansehen können, ohne in Ohnmacht zu sinken. Und wer würde dann für meinen Rafael beten? Nur ich kann es, mein Herz sagt es mir nur zu laut.«

»Die beiden Kavaliere reiten Pferde, schwarz wie die Nacht«, setzte nach einigen Minuten Marianita hinzu. »Der eine sitzt im Sattel wie ein Zentaur, aber er ist klein – ach! Sein Anzug ist der eines Maultiertreibers. Du siehst, dass der nicht Don Rafael ist.«

»Der andere! Erkennst du den anderen?«, fragte Gertrudis mit so schwacher Stimme, dass man sie kaum noch vernahm.

Marianita blieb eine Minute regungslos. »Der andere«, erwiderte sie dann, »ist größer, als der Erstere. Er hat sich auf den Hals seines Pferdes niedergebeugt, ich kann sein Gesicht nicht sehen. Ah! Jetzt erhebt er den Kopf, er ist ebenso fest im Sattel, wie der Erstere. Er hat ein stolzes Gesicht, einen dichten Schnurrbart, sein Auge scheint unter der goldenen Borte seines Hutes hervorzu blitzzen. Die Gefahr schreckt ihn nicht. Ah, es ist ein edler und schöner Kavaliер.«

»Er ist es!«, stieß Gertrudis mit einem durchdringenden Geschrei hervor, das selbst das Brüllen des Wassers für einen Augenblick übertönte.

Sie erhob sich lebhaft, einem unwiderstehlichen Antrieb gehorchend, um sich an das Fenster zu begeben und den noch einmal zu sehen, der seinem Tod entgegenging. Aber ihre Kräfte versagten ihrem Willen den Dienst, sie fiel wieder auf die Knie in ihre hilfeslehnende Stellung nieder.

»Jesses!«, hob Marianita starr vor Schrecken an, »noch eine letzte Anstrengung ihrer Pferde, und sie sind gerettet! Ach, vorbei!«, fügte sie mit Angst hinzu. »Die Fluten! Himmlische Jungfrau! Wie schrecklich sie sind, mit roten Schaumgipfeln und ihrem Tosen! Jetzt schlagen sie an die Mauer! Mutter Gottes! Beschütze diese beiden unerschrockenen Männer! Sie reichen sich die Hand! – Sie stoßen ihren Pferden die Sporen in die Flanken – Sie sehen dem Tod kühn ins Gesicht. – Sie stürzen sich auf die Gewässer mit erhobener Stirn, wie Reiter, die den Feind angreifen – Hörst du, Gertrudis? Der eine von ihnen, der kleinere, stimmt einen Gesang an, wie die ersten Christen vor den Löwen im Zirkus zu Rom.«

Die beiden Schwestern vernahmen wirklich eine männliche Stimme, welche das Getöse des Wassers übertönte.

Sie sang: *In manos tuas domini, commando spitem meum* (In deine Hände, o Herr, empfehle ich meinen Geist).

»Ich sehe sie nicht mehr«, fuhr Marianita atemlos fort, »die Wogen haben Reiter und Pferd verschlungen.«

Einen Augenblick lang war ein beklemmendes Schweigen im Zimmer, das die Gewässer mit ihrem Tosen ausfüllten.

Immer zwar noch in kniender Stellung, aber ohne Kraft, ihre Gebete fortzusetzen, erhob das arme Mädchen bei der

Stimme ihrer Schwester nicht mehr das Haupt, die fortfuhr:  
»Ah, ich sehe sie noch, da tauchen sie wieder auf. Jresses, Gottes Sohn! Es ist nur noch einer im Sattel und zwar der Größere. Gott im Himmel! Was für starke Arme hast du ihm verliehen! Er neigt sich über seinen Sattel, er hält den kleineren an seinen Kleidern fest – er hebt ihn wie ein Kind in die Höhe – er wirft ihn quer über sein Pferd – was für ein seltsames Schnaufen dessen Nüstern entströmt! Es scheint aber ebenso stark und mutig wie sein Herr. Die doppelte Last, die es nun trägt, verhindert es nicht, das Wasser zu durchschneiden. Gertrudis! Gertrudis! Die Gewalt des Wassers, welche die Waldbäume entwurzeln könnte, ist an diesem Mann gescheitert! Heilige Jungfrau! Kannst du zugeben, dass dieser starke und mutige Kavalier untergeht?«

»O ja! Er allein kann dieses Übermaß von Kraft und Mut besitzen!«, rief Gertrudis, die ihre Kräfte in einem Aufschwung leidenschaftlichen Stolzes wiederfand, den ihr die enthusiastischen Worte ihrer Schwester eingeflößt hatten.

Ihr Herz brach von Neuem, als diese mit ängstlicher Stimme fortfuhr: »Wehe! Wehe! Ein riesiger Baum wird gerade auf sie zugetrieben. Er wird das Pferd und die Männer zerstören!«

»Erzengel, der du seinen Namen trägst, beschütze ihn!«, murmelte Gertrudis. »Jungfrau Maria, besänftige den Zorn des Wassers. Ich weihe dir mein Haupthaar für sein Leben!«

Dies war das größte Gelöbnis, das sie ablegen konnte. Sie war keinen Augenblick unschlüssig, dieses Opfer zu bringen, als sie glaubte, damit den Zorn des Himmels beschwichtigen zu können.

Gleichsam als ob der Himmel ihr Gelübde angenommen

hätte, fuhr Marianita, die den Schwur zitternd mit angehört hatte, nach einer kurzen Pause fort: »Gelobt sei Gott! Gertrudis, gesegnet sei er, der ein Werkzeug des Verderben in ein Werkzeug des Heiles umzuschalten weiß! Zehn Lassos haben sich um Zweige und Wurzeln des Baumes geschlungen. Die Wut des Wassers vermag nichts mehr über ihn. Er ist wie ein schwimmendes Floß. Der schöne Kavalier könnte sich auf seinen Stamm schwingen, aber er will weder das edle Tier, dessen Ausdauer sein Leben gerettet hat, noch den Mann, den er in seinen Armen hält, von sich lassen. Die Ströme umtosen ihn, ihre Wogen bedecken sein Haupt – er ermüdet nicht ...«

»Vollende, Marianita, oder ich sterbe!«, murmelte Gertrudis.

»Ein Nebel hat sich vor meine Augen gelegt«, entgegnete diese. »Das Wasser scheint Feuerwellen zu treiben. – Sei stolz auf den, den du liebst, Gertrudis. Der edle Kavalier hat nichts mehr zu fürchten. Höre das Triumphgeschrei! Alle sind sie gerettet, die Reiter und das Pferd, auf dem sie saßen.«

Ein Freudengeschrei, in der Hazienda widerhallend, bestätigte die Worte Marianitas.

Beide Schwestern hielten sich einen Augenblick umarmt, dann ergriff Marianita eine Strähne der seidenen Haare Gertrudis' und sagte, indem sie jene zärtlich an ihre Lippen drückte und zugleich einen Seufzer des Bedauern ausstieß: »Oh, deine armen, schönen Haare, die ein Königreich wert wären!«

»Begreifst du nicht«, erwiderte Gertrudis mit bezauberndem Lächeln, »nur er wird sie mir vom Haupt schneiden.«

## Kapitel 6

### Der fahrende Ritter und sein Knappe

Ungefähr eine Viertelstunde von dem Wasserfall entfernt, erhebt sich, wie man das oft in Mexiko antrifft, ein kleiner Hügel, dessen Gipfel, sei es durch ein Spiel der Natur, sei es, was viel wahrscheinlicher ist, durch Menschenhand, abgeplattet und eben ist.

Die Altertumsforscher der Provinz behaupteten, dass der Tafelberg einst das Fundament gebildet habe, auf dem vor langen Jahren irgendeiner Gottheit der Zapoteken ein Tempel errichtet gewesen war.

Aus diesem Grund hatte auch ohne Zweifel Costal, der treu an den Überlieferungen und Kults seiner Väter hing, ein so guter Christ er auch sonst sein mochte, vorzugsweise sich diesen Ort auserlesen, von wo er seine Jagdzüge begann.

Hier hatte er sich eine Hütte errichtet, wie sie im Land üblich waren. Die Mauer bildete ein Doppelgeflecht aus Bambus, dessen innere Seite mit Lehm beworfen war. Das Dach war ziemlich steil geneigt, um dem Regenwasser schnelleren Abfluss zu verschaffen.

Bei seinen Jagdzügen gegen die Jaguare, die in der Provinz Oajaca so häufig sind, dass jeder Hazienda-Besitzer sich genötigt sieht, zwei oder drei Tigerjäger zum Schutz ihrer Herden, die fast unbeaufsichtigt in der Savanne herumstreifen, zu halten, verbrachte der Tigerjäger oft lange Stunden in dieser Einsamkeit.

Costal stammte in gerade Linie, wie er es Clara gesagt hatte, von den alten Kaziken von Tehuantepec ab, und immer bildete der untergegangene Glanz seiner alten und

mächtigen Familie den Gegenstand seiner Betrachtungen. Obwohl vollkommen gleichgültig gegen die politischen Streitigkeiten der Weißen hatte er dagegen mit Verzückung die Nachricht vom Aufstand Hidalgos aufgenommen. Aus dieser Erhebung ließ sich für ihn persönlich etwas gewinnen, und er wollte mit dem Gold, zu dessen Erlangung er so vage Mittel angewandt hatte, versuchen, in seiner Person den Titel *Kazike* wieder aufleben zu lassen und von Neuem die Herrschaft seiner Voreltern in Besitz zu nehmen. Die heidnischen Vorurteile, mit denen er ausgewachsen war, die Einsamkeit, in der er beständig der Ausübung seines Geschäfts wegen leben musste, der Anblick des unermesslichen Ozeans, dessen Tiefen er als Taucher erforscht hatte, trugen dazu bei, seinem schon so seltsamen Charakter eine abergläubische Überspanntheit, die fast an Orakel grenzte, zu geben.

Nach diesen notwendigen Vorbemerkungen kehren wir zu dem Tafelberg zurück, wo wir unsere beiden Abenteurer ungefähr eine Stunde nach dem Davoneilen Don Rafael Tres-Villas wiederfinden.

Sie waren eben damit fertig, den Einbaum Costals ohne große Mühe auf die Plattform des Hügels zu schaffen, die sie längs der Hütte, von der zuvor die Rede gewesen war, den Kiel nach oben, hingestellt hatten.

»Uf!«, machte der Schwarze, sich auf das Fahrzeug niedersetzend. »Nun, glaube ich, haben wir wohl einen Augenblick Ruhe gewonnen, nicht wahr, Costal?«

»Seid Ihr lange in der Provinz Valladolid gewesen?«, fragte statt einer Antwort der Indianer den ehemaligen Sklaven.

»Gewiss, und auch in der Provinz Acapulco, ich kenne sie

alle beide und andere auch noch, vom unscheinbaren Fußsteig bis zur gut besuchten königlichen Heerstraße. Ich habe sie oft genug mit meinem Herrn Valerio Trujano durchzogen, den ich nur verlassen habe, um Eigentümer in der Provinz Oajaca zu werden.«

Clara machte eine Anspielung auf seine Bambushütte, die er auf einigen ihm von dem Eigentümer der Hazienda las Palmas abgetretenen Fuß Boden erbaut hatte. Bei diesem trat er auch während der Cochenille-Ernte in Dienst, worauf der Umstand, dass er einen Teil des Jahres hindurch ein unabhängiges, mäßiges Leben führte, zu erklären ist.

»Warum richtet Ihr diese Frage an mich?«, setzte er hinzu.

»Weil es mir ebenso wenig wie Euch gefällt, als Soldat in die Armee des Priesters Hidalgo zu treten. Der Nachkomme der Kaziken von Tehuantepec kann wohl als Tigerjäger in den Dienst eines anderen treten, er kann aber nie einwilligen, eine Uniform zu tragen.«

»Das macht sich auch prächtig, rote Mütze, grüner Rock und gelbe Hosen, wie der schönste Papagei unserer Waldungen. Übrigens zweifle ich auch, dass der Señor Pfarrer, Generalissimus und Capitano von Amerika, Hidalgo, genug Uniformen zur Verfügung hat, um mit Euch Streit über diesen Gegenstand zu suchen. Aber falls er uns als Hauptmann ...«

»Was wir tun wollen«, unterbrach ihn Costal, »wir wollen unsere Dienste als Führer anbieten, da Ihr ja in vielen Teilen des Königreichs jeden Schleichweg kennt. Auf diese Weise können wir gehen und kommen, wie es uns gefällt, und wir haben zugleich auch Gelegenheit, den Wassergeist zu suchen, von dem ich Euch erzählte.«

»Ist denn der Wassergeist überall?«

»Ohne Zweifel; er kann seinem treuen Diener überall erscheinen, wo dieser nur eine Lache Wasser findet, um sich zu spiegeln, einen Fluss oder einen Wasserfall, um sich zu baden, oder das Meer, um darin Perlen zu suchen, die seinen langen Haaren zum Schmuck dienen.«

»Habt Ihr ihn nie gesehen, wenn Ihr an den Küsten des Golfs von Tehuantepec nach Perlen getaucht seid?«, fragte Carla, einen Seitenblick auf die vom Mond erleuchtete Ebene werfend, deren feierliche Schweigsamkeit das ferne, dumpfe Brausen der Fluten durchdrang.

Der lauschende Schwarze dämpfte unwillkürlich seine Stimme. »Gewiss«, erwiderte Costal, »mehr als einmal. In einer Nacht habe ich die Sirene am Strand der Perlenbänke gesehen, im Mondschein ihre langen Haare unter Gesang flechtend und ihren Hals mit den Perlen schmückend, die wir vergebens suchten. Mehr als einmal habe ich sie auch angerufen, ohne dass meine Beine bebten und meine Stimme zitterte, sie möge mir die Lager der reichen Perlenbänke entdecken. Man darf aber sein Herz bei ihrem Anblick auch nicht erzittern fühlen, darum müssen es ihrer zwei sein, wenn sich der Geist zeigen soll.«

»Das ist leicht zu begreifen«, entgegnete Clara. »Ihr Mann ist eifersüchtig und gestattet kein Zusammensein unter vier Augen.«

»Nun, aufrichtig zu sprechen, Freund Clara«, fuhr Costal fort, ohne dem Schwarzen ein Kompliment über seinen Scharfsinn zu machen. »Ich hoffe so recht eigentlich nicht darauf, sie zu sehen, bevor ich fünfzig volle Jahre hinter mir habe. Wenn ich die von meinen Vätern mir überliefer-ten etwas dunklen Traditionen durchgehe, so finde ich,

dass sich keine Gottheit je einem Menschen gezeigt hat, um ihm ihre Geheimnisse zu entschleiern, der nicht schon ein halbes Jahrhundert durchlebt hatte. Der Himmel hat es so beschlossen, dass keiner meiner Voreltern von den Kaziken bis auf mich, ein höheres Alter als neunundvierzig Jahre erreichte. Ich allein habe auch dieses überschritten und an mir allein von allen Gliedern meiner Familie kann sich die bei uns von Vater auf Sohn vererbte Tradition bewahrheiten. Der Tag, an dem ich mein fünfzigstes Jahr erreicht haben werde, ist der des Vollmondes, der auf die Sommersonnenwende des Jahres folgt. Indessen will ich schon immer das Glück im Voraus versuchen und auch den Spaniern einen erbitterten Krieg bereiten, indem ich mir meine Unabhängigkeit auf den großen Tag der Sommersonnenwende vorbehalte.«

»Ach«, rief der Halbsklave, »nun kann ich mir erklären, warum wir an diesem Abend vergebliche Anstrengungen gemacht haben, die Göttin zu sehen. Wann werdet Ihr also Euer fünfzigstes Jahr erreicht haben?«

»Von heute ab noch zwanzig Mondwechsel«, erwiderte der Indianer. »Wie dem auch sein möge, das steht fest, dass wir morgen nach Valladolid gehen. Wir werden mithilfe der Piroge zur Hazienda zurückkehren, um Abschied von Don Mariano zu nehmen, wie es sich für zwei ehrerbietige Diener schickt.

»Topp! Wir vergessen aber die Hauptsache.«

»Welche?«

»Den armen Teufel von Studenten, den die furchtbare Überschwemmung überrascht hat und den der Offizier bei den Tamarinden verlassen hat.«

»Ich habe ihn nicht vergessen. Wir werden ihn zur Hazi-

enda bringen, wenn er noch lebt, was der Fall sein wird, wenn er die Geistesgegenwart gehabt hat, auf einen Baum zu steigen und sich so einen Zufluchtsort vor der Überschwemmung zu verschaffen.«

»Ja, wir wollen ihn zur Hazienda bringen, wenn er noch lebt. Hört Ihr, mit welcher Wut die Wasser da unten toben? Wer weiß, ob der Offizier selbst noch Zeit gehabt haben wird, ihnen zu entgehen.«

»Die Sache ist die, dass er besser getan hätte, die Nacht mit uns hier zuzubringen, aber er schien es sehr eilig zu haben, zur Hazienda las Palmas zu kommen. Vielleicht hatte er seine Gründe dafür. Auch habe ich ihm nicht vorgeschlagen, hierzubleiben.«

»Es ist gut, dass wir hier in Sicherheit sind«, sagte der Schwarze, »und wenn Ihr nun noch zum Überfluss etwas zum Abendessen in irgendeinem Winkel Eurer Hütte vergessen hättet, würde ich damit nebst einem Glas Wasser fürlieb nehmen.«

»Schweigt, ich werde Euch zufriedenstellen«

Diese Antwort des Indianers machte der Unterhaltung ein Ende. Er trat, gefolgt von Clara, in seine Hütte.

Nicht lange darauf flackerte ein helles Reisigfeuer im Herd. Nachdem es niedergebrannt war, legte Costal über die zurückgebliebene Glut einige Stücke Fleisch, das vorher an der Sonne getrocknet worden war, und in Kurzem verspeisten die beiden Gefährten im behaglichen Gefühl ihrer Sicherheit, die sie auf dem Gipfel des Hügels genossen, ihre einfache Mahlzeit.

Dann legten sie sich zum Schlaf auf den Boden nieder und schliefen bald so fest, dass selbst das Rauschen der Flut, wenn sie in wildem Strudel über die Hütte hinwegge-

stürzt wäre, sie nicht hätte aus ihrem Schlummer erwecken können. Clara bewegte sich nur anfangs noch manchmal unruhig hin und her, indem er das Brüllen der Jaguare, die ihn so arg erschreckt hatten, sich mit dem Gischten des Wassers vermischen zu hören glaubte.

Wenn er erwacht wäre, so hätte er wirklich die wilde Tigerfamilie in gewaltigen Sätzen am Fuß des Tafelbergs vorüberfliehen sehen können. Die vier Bestien heulten, als sie es bemerkten, dass zwei Männer in tiefem Schlaf dalagen. Aber von tödlichem Schrecken vor den Gewässern getrieben, die ihnen auf den Fersen waren und denen sie nur durch ihre Geschwindigkeit entgehen konnten, stürzten sie vorüber und verschwanden bald, der flüssigen Masse voranjagend, die ihnen fast an Schnelligkeit gleichkam.

\*\*\*

Noch lag der Student Cornelio Lantejas in der Hängematte, die ihn sein guter Stern hatte finden lassen. Plötzlich fuhr er erschreckt aus dem Schlaf auf. Eine merkliche Kühle war nach der ermattenden Hitze eingetreten. Er sah sich in seiner Hängematte über einem entfesselten Meer schweben, das seine Wogen nur einen halben Fuß entfernt unter ihm hintrieb. Der Student stieß einen entsetzlichen Schrei aus, dem auf dem Gipfel zweier Tamarinden ein dumpfes Knurren und ein helles, scharfes Zischeln antworteten.

Cornelio blickte sich erschreckt um, aber so weit sein Auge reichte, sah er nur einen unermesslichen See mit schäumenden Wogen. Nun war ihm mit einem Mal alles klar - die Flucht der Landbewohner und die an den Zweigen der Bäume befestigten Kanus. Das Geräusch, das er

beim Einschlafen vernommen hatte, rührte von der Annäherung der jährlichen Überschwemmung her, die fast auf den Tag in der Provinz Oajaca, wo er sich befand, eintrifft und der er im Haus seines Oheims entgangen wäre, wenn nicht die verzweifelte Langsamkeit seines Pferdes ihn aufgehalten hätte.

Was sollte nun aber aus dem Reisenden werden? Er konnte kaum schwimmen und hätte er sich wirklich mit einem der Perlenfischer von Tehuantepec messen können, wozu hätte ihm alle seine Geschicklichkeit in diesem unabsehbaren See dienen können, aus dem nur allein die Gipfel der Tamarinden, zwischen denen seine Matte hing, hervorragten.

Seine schon so entsetzliche Lage sollte aber noch größer werden.

Feurige Augen, die der Student wie glühende Kohlen in dem Laubwerk der Bäume leuchten sah, machten ihm nun die Natur des Knurrens klar, das er eben gehört hatte. Einige wilde Tiere, Jaguare ohne Zweifel, hatten sich vor der Überschwemmung auf die Tamarinden gerettet. Nur ihnen war es möglich, von der Erde hinaufzuklettern.

Endlich brach der Tag an, und der Student erblickte deutlich das ganze Jaguargezücht, aus zwei alten und zwei jungen Tieren bestehend, in deren Mitte er sich befand, und nicht weit von ihnen große, hässliche Schlangen, die sich um die Zweige schlängelten. Unter ihm breitete sich ein gluckerndes Meer aus, auf dem entwurzelte Bäume blitzschnell hintrieben, zugleich mit ihnen Dammhirsche, über welchen Raubvögel schwebten, die ein durchdringendes Geschrei ausstießen.

Überall ein wildes Schauspiel von Verwüstung und Tod.

Häufig kämpfte der wilde Instinkt der hungrigen Jaguare mit ihrem Schrecken beim Anblick einer in ihr Bereich kommenden Beute. Der Schrecken aber siegte, und Lantejas sah die Tiere ihre Augen schließen, wie um der Versuchung, die Beute zu verschlingen, zu entgehen.

Dann wandten die Schlangen ihrerseits ihre schmiegsamen Körper über ihm bald um diesen, bald um jenen Zweig, sie schienen von der Gegenwart des Menschen und der Jaguare erschreckt.

So verrannen langsam einige Stunden, währenddessen die Gewässer zwar immer noch anschwollen, doch schon weniger brandend geworden waren.

Plötzlich glaubte der Student auf der Oberfläche des Wassers einen Lärm zu vernehmen, den er sich nicht erklären konnte. Bald schien es ihm wie das Schmettern einer Trompete, bald wieder wie das Knurren, das seine furchtbaren Nachbarn ab und zu hören ließen.

Costal hatte sich auf den Weg gemacht und suchte, den Erfolg dem Zufall überlassend, die Erscheinung der Wassergöttin, die zu beschwören er sich vorgenommen, zu erhaschen.

Bald darauf konnte der Student deutlich in der Ferne ein kleines auf den Wellen tanzendes Fahrzeug erkennen, in welchem sich zwei Männer befanden.

Es waren der Indianer und der Schwarze.

Von Zeit zu Zeit ließ der Indianer seine Ruder fallen, um das uns bereits bekannte Instrument an die Lippen zu führen, dessen unerklärliche Harmonie Lantejas gehört hatte.

In ihr Vorhaben ganz vertieft, hatten weder Costal noch Clara den Studenten Don Cornelio bemerkt, der in seiner Hängematte kauerte und keine Bewegung zu machen wag-

te.

Dann erreichte der unterdrückte Schrei einer menschlichen Stimme das Ohr der beiden Männer.

»Habt Ihr gehört, Costal?«, fragte der Schwarze.

»Ja, es kam mir vor wie ein Schrei. Ohne Zweifel ist es der arme Teufel, der Student, der ihn ausstieß. Aber wo steckt er denn? Ich sehe nur eine Hängematte, die zwischen jenen beiden Tamarindenbäumen befestigt ist. Vielleicht steckt er gar dort.«

Costal brach in ein unmäßiges Gelächter aus, das dem Studenten wie Sphärenmusik klang. Man hatte ihn ohne Zweifel bemerkt. Er schickte ein heißes Dankgebet zum Himmel empor....

Clara stimmte in die ausgelassene Fröhlichkeit Costals ein, als eine Musik ganz anderer Art das Lachen auf seinen Lippen ersterben ließ.

»Horcht«, rief er voller Schrecken, indem er über dem Wasser ein mehrstimmiges Brummen vernahm, das von den vier Jaguaren, die sich über dem Kopf des Studenten postiert hatten, gebildet wurde.

Der von Don Cornelio ausgestoßene Schrei hatte das Knurren der Tiger veranlasst, mit dem sich zur Erhöhung des feierlichen Eindrucks auch noch das Zischen der um die Zweige geringelten Schlangen vereinigte.

»Das ist sonderbar!«, sagte der Indianer. »Das Knurren kommt von derselben Stelle her, von wo die Stimme zu uns drang.«

»He, Herr Student!«, rief er Lantejas zu, »haltet Ihr Eure Siesta nicht allein im Schatten dieser Tamarinden ab?«

Der Student beantwortete die Frage Costals nur durch einen unverständlichen Schrei. Er war unfähig, auch nur ein

einziges Wort auszusprechen, so vollständig hatte der Schrecken ihm den Gebrauch der Zunge geraubt.

Zitternd erhob er den Arm über seine Hängematte, um dem Indianer die schrecklichen Gäste der beiden Tamarindenbäume zu zeigen. Da aber die Dichte des Blätterdaches es Costal unmöglich machte, die Jaguare zu sehen, so blieb demselben diese Zeichensprache des Studenten ebenso unverständlich, wie der Schrei, den dieser zuvor ausstieß.

»Behutsam, um die Liebe Gottes!«, rief Clara, den die Furcht das erraten ließ, was er nicht sehen konnte. »Die Tiger haben sich vielleicht ebenfalls auf diese Tamarinden geflüchtet.«

»Das ist ein Grund mehr, uns ihnen zu nähern. Sollen wir denn den jungen Mann in der Hängematte so lange zappeeln lassen, bis die Überschwemmung vorüber ist?«

Mit kräftiger Hand ergriff nun Costal die Ruder und steuerte gerade auf den Studenten zu, während Clara mit kläglichem Ton wiederholte:

»Wenn die Tiger unsere Bekannten von gestern sind, wie ich dem Miauen der Jungen nach annehmen zu dürfen glaube, so denkt Euch, wie sehr diese Bestien gegen uns eingenommen sein müssen.«

»Glaubt Ihr denn, dass ich nicht auch gegen sie bin?«, entgegnete Costal, ohne im Rudern innezuhalten.

Noch einige Ruderschläge und er befand sich dem Studenten wenigstens so nahe, dass er die kritische Lage desselben deutlich erkennen konnte.

Es war ungefähr sieben Uhr morgens und der unglückliche Student hatte mehr als acht tödliche Stunden in dieser Hängematte zugebracht, wo er sorglos wie ein Statthalter unter einem Thronhimmel von Tigern und Klapperschlan-

gen zu schlummern schien.

Der Student folgte den Manövern des Indianers mit unruhigem Blick. Er sah, wie dieser seinem Gefährten mit den Fingern das sonderbare Bild zeigte, das die Tamarinden darboten. Dann hörte Don Cornelio den Indianer, dem es unmöglich war, die Ausbrüche seiner Lustigkeit zu zügeln, sich einem unmäßigen Gelächter überlassen, wozu dem Studenten weder Ort noch Zeit gut gewählt schien, während ihn der Schwarze mit erschreckten Blicken betrachtete.

»Wenn wir uns entfernen, um Rat zu schlagen?«, stammelte Clara.

»Uns entfernen, um Rat zu schlagen?«, wiederholte der Indianer, während er seinen gewöhnlichen Ernst wieder annahm. »Wir haben hier keine Auswahl.«

Der Indianer legte die Ruder ins Boot, ergriff seinen Karabiner mit ebenso großer Ruhe, als er vorhin ausgelassen war, und schüttete von Neuem Pulver auf die Pfanne.

»Was wollt Ihr machen?«, rief der Clara.

»Einen aufs Korn nehmen, zum Teufel!«, erwiderte Costal. »Ihr werdet gleich sehen.«

Er ergriff nun wieder die Ruder und steuerte gerade unter den einen Jaguar hin.

»Verhaltet Euch ruhig, Señor Studiosus«, sagte er dann zu Lantejas, der ebenso unbeweglich wie stumm und erschreckt in seiner Hängematte lag.

Der eine Jaguar stieß ein Geheul aus, dessen Echo vielfältig zurückgeworfen wurde und das alle Muskeln des Schwarzen vor Schrecken erbeben ließ. Mit seinen scharfen Klauen die Rinde des Tamarindenbaumes zerreißend, heftete der Jaguar mit geöffnetem Rachen und über die Zähne

zurückgezogenen Lefzen seine funkelnden Augen auf den kühnen Indianer. Ein schrecklicher Blick schoss aus den weit aufgerissenen Pupillen des Tieres, den Costal aber kaum beachten. Er zielte und gab Feuer. Die wilde Bestie fiel ins Wasser, wo sie sogleich von der Strömung fortgerissen wurde. Es war der männliche Jaguar.

»Schnell, Clara«, rief Costal, »einen Ruderschlag, um uns zu entfernen.«

Hierzu aber war es zu spät. Die Tigerin, wütend über den Tod ihres Gefährten und voller Sorge für ihre Jungen, stieß ein kurzes, schreckliches Fauchen aus, dann sprang sie, ihren Schrecken vergessend, über den Kopf des Studenten hinweg und fiel wie ein nasser Sack in das Kanu.

Das Fahrzeug kenterte, Jäger, Schwarzer und Jaguar verschwanden für einen Augenblick unter Wasser.

Nach einigen Sekunden erschienen alle drei wieder an der Oberfläche; Clara außer sich vor Schrecken und mit aller Energie, welche die Verzweiflung einflößte weg schwimmend.

Zum Glück für den Schwarzen durchschnitt der ehemalige Perlenfischer und Taucher das Wasser wie ein Hai, und warf sich einen Augenblick später zwischen ihn und den Tiger, den Dolch zwischen den Zähnen haltend.

Beide Feinde maßen sich mit den Blicken, der Mann ruhig und entschlossen, das Tier vor Wut heulend.

Plötzlich tauchte der Jäger unter und der Tiger schwamm nun, über das Verschwinden seines Feindes erstaunt, zu dem Baum zurück, auf dem er seine Jungen gelassen hatte. Mit einem Male machte er Anstrengungen, als ob irgendein Wirbel ihn umdrehe, tauchte bis zur Hälfte unter und erschien dann wieder, leblos, mit aufgeschlitztem Bauch auf

der Strömung hintreibend Ein breiter blutiger Streifen bezeichnete seine Bahn.

Jetzt wurde auch der Jäger wieder sichtbar. Um sich blickend schwamm er zu seinem Kanu, das die Gewalt der Strömung schon weit mit sich fortgerissen hatte. Er erreichte es und befand sich nach wenigen Minuten in demselben auf dem Weg zu dem Studenten.

Lantejas hatte sich noch nicht von dem Erstaunen und der Bewunderung, worin ihn die Kühnheit und Kaltblütigkeit des Indianers versetzte, erholt, als dieser mit demselben Messer, mit welchem er den Leib des Tigers aufschlitzte, die Hängematte auseinanderschnitt, um so dem Studenten leichteren Zutritt in das Kanu zu verschaffen.

»Ihr habt Euch ja die Jaguarfelle entgehen lassen!«, schrie der Schwarze. »Das sind wenigstens zwanzig Piaster, die Ihr einbüßt.«

»Nun, lauft ihnen nach!«, sagte Costal, noch in voller Beschäftigung, den halbtoten Studenten aus der Hängematte zu ziehen.

»Bewahre mich Gott!«, rief der Schwarze. »Die Bestien könnten noch Leben haben. Mag die Häute der Teufel holen! Und, Freund Costal, habt die Güte und rudert zu mir herüber. Ich verspüre keine Lust, unter dem Festgesang von Klapperschlangen wieder in das Kanu zu steigen.«

Der Indianer steuerte auf seinen Gefährten zu, der nur ganz vorsichtig in das Kanu steigen konnte, da es umzuschlagen drohte.

»Jesses, Gottes Sohn!«, seufzte Don Cornelio, der endlich wieder Worte finden konnte, dessen Sinne indessen von dem ausgestandenen Schrecken noch immer ziemlich verwirrt waren und der sich jetzt nicht ohne einige Besorgnis

in der Gesellschaft zweier Männer sah, von denen der eine rot, der andere schwarz war, die beide von Wasser trieften und deren Haare mit gelblichem Schlamm bedeckt waren.

»Nun, Señor Studiosus«, begann Clara in bester Laune, »ist denn das alles, was Ihr Costal als Dank für seine Euch geleisteten Dienste zu sagen habt?«

»Entschuldigt mich. Ich hatte so ungeheure Furcht«, erwiderte Lantejas, der nun, nachdem er die Angst von sich abgeschüttelt, mit aufrichtiger Wärme Costal für den geleisteten Beistand dankte und nicht damit aufhörte, ihm Komplimente über seine Geschicklichkeit, mit der er der Gefahr zu entgehen gewusst hatte, zu machen.

»Da habt Ihr recht«, antwortete der Indianer. »Ich war in Schweiß gebadet und dieses Bergwasser ist eiskalt. Ich hätte mir leicht einen Schnupfen oder dergleichen holen können.«

Der Student betrachtete mit unverkennbarem Erstaunen den so unerschrockenen Mann, der die einzige Gefahr, die ihm in seinem Kampf im Wasser mit einem wütenden und starken Tier gedroht hatte, in einem Schnupfen suchte.

»Wer seid Ihr denn«, rief er von Erstaunen überwältigt.

»Früher war ich der Tigerjäger des Señors Don Matias de la Zanca, heute bin ich der des Señors Don Mariano Silva.«

»Don Matias de la Zanca?«, sagte der Student. »Das ist ja mein Oheim.«

»Das freut mich. Wenn Ihr erlaubt, werde ich Euch nicht zu seiner Hazienda begleiten, die in den Bergen liegt. Man würde große Schwierigkeiten haben, sie mit einer Piroge zu erreichen. Wo habt Ihr denn Euer Pferd?«

»Die Strömung wird es mit fortgerissen haben. Ich habe aber guten Grund, das nicht zu bedauern.«

»Das kann ich von meinem Karabiner nicht sagen. Eine herrliche Waffe, die in fünf Fällen höchstens einmal versagte. Ihr begreift wohl, dass ich sie nicht auf dem Grund des Wassers liegen lassen kann, und mit Eurer Erlaubnis, Señor Studiosus, jetzt bin ich nicht mehr im Schweiß ...«

Bei diesen Worten zog der Tigerjäger seine Kleidungsstücke aus, besichtigte genau den Ort, wo die Piroge umgeschlagen war, und bedeutete dann den Schwarzen, dahin zurückzurudern.

Nach einigen Ruderschlägen, die das Fahrzeug in die angegebene Richtung trieben, stürzte sich der Indianer kopfüber in das Wasser und verschwand.

Ein Zeitraum, der den beiden Zuschauern mächtig lang erschien, verging, ehe der Indianer wieder zum Vorschein kam. Das Aufwellen des Wassers über ihm zeigte ihnen allein an, wie eifrig er nach seiner unvergleichlichen Waffe suchte. Endlich erschien sein Kopf über der Oberfläche des trüben Wasser, er hielt in der linken Hand seinen Karabiner, dem er eine so pompöse, jedoch auch wohlverdiente Lobrede gehalten hatte.

Nachdem die Piroge den Schwimmenden aufgenommen hatte, schlugten die drei Personen mit dem gebrechlichen Fahrzeug die Richtung zur Hazienda las Palmas ein.

Unterwegs fragte der Student seine beiden Befreier nach dem Beweggrund, der sie zu seiner Aufsuchung veranlasst habe.

»Ein Reiter, der große Eile zu haben, schien, die Hazienda las Palmas zu erreichen, hat uns zu Euch nach den Tamarinden geschickt«, antwortete Costal. »Ich möchte wohl wissen, ob er auch so glücklich wie Ihr gewesen und der Überschwemmung entronnen ist. Es wäre wirklich schade,

wenn er nicht mehr Zeit gehabt hätte, die Hazienda zu erreichen. Es war ein herzensguter junger Mann, und tapfere Männer sind selten in unserer Zeit.«

Obgleich sich die erste Wut der empörten Gewässer gelegt hatte, war es nichtsdestoweniger schwierig genug, gegen die Strömung in einer so kleinen Piroge, die außerdem noch mit drei Personen belastet war, anzukämpfen. Der Wellengang war noch stark. Man musste sorgsam sowohl die stromabtriebenden Bäume vermeiden als auch diejenigen, deren Wurzeln unbeweglich aus dem Wasser hervorstarrten.

Es war fast Mittag, als endlich durch die Gipfel der grünen Palmen der Glockenturm der Hazienda sichtbar wurde. Nach und nach tauchten auch die Gebäude selbst auf. Don Cornelio ergötzte sich an diesem Anblick, denn der Hunger verzehrte ihn, während Überfluss hinter diesen Mauern herrschte.

Zu gleicher Zeit erschienen zwei höchst unterschiedlich beladene Barken auf dem ungeheuren See.

Die erste war mit zwei Ruderern bemannbt, die einen Kavalier und ein gesatteltes und aufgezäumtes Maultier am Bord hatten. In der zweiten saßen Don Mariano Silva und seine beiden Töchter, die Haare mit dichten Nelkenkronen geschmückt, deren zarte Hände der Landessitte gemäß die Ruder führten. An der Seite Don Marianos befand sich noch Don Rafael Tres-Villas.

Die beiden Barken steuerten zu den Bergen, welche die überschwemmte Ebene im Norden begrenzten, und bald erreichte diejenige, die den Kavalier und sein Maultier trug, das Ufer. Das Tier folgte von selbst seinem Herrn, der mit der Hand zum Zeichen des Abschieds die Personen in

der anderen Barke grüßte, welche ihn bis hierher begleitet hatten. Dann schwang er sich in den Sattel und entfernte sich, indem er sich wiederholt höflich gegen die Zurückgebliebenen verneigte.

Diese riefen ihm nach: »Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen, Señor Morelos!«

Hierauf wandten sich die beiden Barken um und schlugen die Richtung zur Hazienda ein.

Costal steuerte ihnen nach und hatte sie bald erreicht.

»Señor Don Mariano«, sagte er, auf Lantejas deutend, »hier bringe ich Eurer Herrlichkeit einen Gast.«

»Er ist mir willkommen!«, antwortete Don Mariano.

## Kapitel 7 Eine Liebe in den Tropen

Don Louis Tres-Villas, der Vater Don Rafaels, war, obgleich selbst Spanier, einer der Ersten gewesen, der die Notwendigkeit der den mexikanischen Kreolen gemachten politischen Folgen, die der Vizekönig Don José Iturriigaray im Interesse Spaniens selbst gegeben, begriffen und gewürdigt hatte. Er gab den vom Vizekönig, welchem er ganz ergeben war, getroffenen liberalen Maßregeln seine volle Zustimmung. Nachdem die Ausführung derselben den Sturz des Vizekönigs herbeigeführt hatte, reichte Don Louis, der mit politischem Scharfblick folgerte, dass dieser Unfall für immer die Bande, welche die Kreolen an die Spanier fesselten, zerreißen würde, seine Entlassung als Hauptmann der Garde Iturriigarays ein und zog sich auf seine Hazienda del Valle zurück.

Diese Hazienda lag auf der entgegengesetzten Seite der Berge, an deren Fuß sich die Hazienda Don Mariano Silvas erhob. Beide Männer hatten sich in Mexiko kennengelernt, und die nunmehrige Nachbarschaft hatte das Band einer vorübergehenden Bekanntschaft enger geknüpft.

Sobald die Insurrektion Hidalgos ausgebrochen war, schickte Don Louis einen Eilboten an seinen Sohn, um ihn zu sich zu rufen. Don Rafael hatte einen Urlaub erhalten und war auf dem Heimweg, als er dem Studenten begegnete, wie wir im ersten Kapitel gelesen haben. Er glaubte indessen dem kindlichen Gehorsam keinen Eintrag zu tun, wenn er einen oder zwei Tage in der Hazienda las Palmas verlebte, wohin er dann seinen Weg einschlug.

Während eines fast dreimonatlichen Aufenthaltes, den Don Mariano im vorhergehenden Jahr in Mexiko genommen hatte, entspann sich zwischen dem jungen Offizier und Doña Gertrudis – Marianita war in Oajaca bei einem nahen Verwandten zurückgeblieben – eine jener Liebesromanten, dem bei der Angemessenheit des Alters, der Gleichheit der sozialen Stellung und des Vermögens, mit einem Wort die Vereinbarungen, die gewisse Aussicht auf die prosaische Wirklichkeit, Heirat genannt, nicht fehlte. Eine notwendige Abreise, durch die eiserne Strenge der militärischen Disziplin geboten, während welcher Don Mariano Mexiko plötzlich verlassen hatte, verhinderte damals allein nur eine Entwicklung der Romanze, die ihr Ende gleich sah.

Don Rafael hatte zwar nie seine Leidenschaft der, welche der Gegenstand derselben war, förmlich erklärt, er hatte aber zu hoffen gewagt, dass das junge Mädchen ihn genugsam verstanden habe, um sein offenes Geständnis ohne

Zorn aufzunehmen. Ebenso wenig hatte er sich ihrem Vater entdeckt, indem er annahm, dies nicht vor der Einwilligung Doña Gertrudis' tun zu können. Nach und nach trat, durch die Entfernung genährt, die Erinnerung an die günstigen Anzeichen, die er bei Gertrudis bemerkte zu haben glaubte, in den Hintergrund, und zwar um so stärker, je mehr sich die Erinnerung an ihre Schönheit ihm aufdrängte. Bald gelangte er von einem grausamen Zweifel zu einer noch grausameren Gewissheit, nicht geliebt zu sein. Don Rafael wollte die Erinnerung an Doña Gertrudis aus seiner Seele verbannen, indem er sich selbst einzureden suchte, dass er sie niemals geliebt habe. Zuletzt verfiel er in tiefe Melancholie.

In dieser Gemütsstimmung gelangte der erste Schrei der mexikanischen Unabhängigkeitsbestrebungen, der von Hidalgo ausging, zu seinen Ohren. Ohnehin schon von den liberalen Ideen, die sein Vater ihm eingeflößt hatte und die er in einem noch erhöhten Maße mit sich herumtrug, eingenommen, andererseits aber auch bewogen durch die leidenschaftliche Glut, mit der Don Mariano Silva und seine Tochter schon die Hoffnung auf eine, wenn auch noch so ferne Befreiung begrüßten. Der Billigung aller drei sicher, beschloss er in seinem finsteren Unmut, sich kühn unter das Banner der Insurrektion zu stellen und beim ersten Zusammenstoß zwischen den königlichen Truppen und den Insurgenten seine Brust den feindlichen Geschossen darzubieten, um sich von einem Dasein zu befreien, das ihm eine Last war.

Zum Glück für Don Rafael traf ihn der von seinem Vater gesandte Bote in dem Augenblick, wo er bereit war, dieses ganz verkehrte Mittel, in den Besitz der Geliebten zu gelangen, zur Ausführung zu bringen.

Im Vorübergehen sei hier bemerkt, dass der Bote es dem Offizier ganz einfach an das Herz legte, zu seinem Vater zurückzukehren, um von ihm Dinge zu erfahren, die viel zu wichtig waren, um dem Papier oder dem Mund eines Boten anvertraut zu werden.

Don Rafael, der seinen Vater nach seinem politischen Vorleben beurteilte, zweifelte keinen Augenblick, dass er ihn zu sich riefe, um ihn aufzufordern, seinen Arm der Sache der mexikanischen Unabhängigkeit zu leihen.

Don Rafael sah in dieser Reise, die er gewissermaßen gezwungen unternahm, ein ganz natürliches Mittel, die Gefühle des Herzens der Doña Getrudis zu sondieren und ihr die Verfassung des Seinigen zu entdecken. Dann verwarf er diese ritterliche Idee wieder, in Folge deren er sich selbst es versagt hatte, sich in Mexiko ihrem Vater Don Mariano ohne die Zustimmung seiner Tochter zu erklären. Er beschloss, sich ihm jetzt zu entdecken, denn seine glühende Leidenschaft wollte lieber den Besitz eines Weibes, ohne welches er nicht leben konnte, dem kindlichen Gehorsam verdanken, als auf diesen so glühend begehrten Besitz ganz und gar verzichten.

Wir begreifen nun wohl, mit welcher fieberhaften Ungeduld Don Rafael die hundert Meilen, die Mexiko von Oajaca trennen, durchflog und wie er aus Furcht, einen Tag später anzukommen, es verzog, sich einer Gefahr auszusetzen, damit er nur noch an demselben Abend die Hazienda las Palmas erreiche.

Hierbei ist kaum nötig zu erwähnen, dass er im Voraus den Aufenthalt der Reise berechnet hatte und dass er dem Boten, den er an seinen Vater abfertigte, auftrug, an der Hazienda las Palmas einzukehren, hier Tag und Stunde an-

zusagen, in welcher er rechnete, die Gastfreundschaft Don Marianos auf einen Tag und eine Nacht in Anspruch zu nehmen. Ohne die Angelegenheit zu kennen, die Don Rafael mit seinem Besuch verbannt, nahm Don Mariano denselben wie eine Höflichkeit auf, in der er dem Sohn seines Nachbarn und Freundes zu Willen sein durfte.

Was die Gefühle Doña Gertrudis' anbetrifft, so ist es nicht mehr nötig, davon zu sprechen. Was hätte der verliebte Don Rafael darum gegeben, wenn er die geheime Freude gekannt hätte, mit der seine Ankunft erwartet wurde, und die glühenden Gelübde, die die schreckliche Gefahr, der er soeben entgegen trat, der Geliebten entrissen hatte, an sein Ohr gedrungen wären?

In derselben Zeit, in welcher er im Staat Oajaca ankam, brach sich dort auch die Revolution Bahn. Als Hidalgo es für die Zeit hielt, die Maske fallen zu lassen, hatte er in alle Provinzen Abgesandte platziert, um eine gleichzeitige Erhebung mit der in Valladolid zu ermöglichen. Die beiden nach Oajaca gesandten Emissäre waren zwei Landbewohner. Sie wurden von den spanischen Behörden ergriffen und hingerichtet, ihre Köpfe aber als abschreckendes Beispiel für die Insurgenten in der Hauptstraße von Oajaca aufgesteckt.

Trotz dieser Gewaltmaßregeln brach die Revolution aus. Ein anderer Landmann, Antonio Valdes, stellte sich an die Spitze der Bewegung und rief die Landleute zu der Fahne der Unabhängigkeit. Schon war das Blut mehrerer Spanier, die den Insurgenten in die Hände gefallen waren, geflossen. Valdes hatte sie ohne Mitleid geopfert.

\*\*\*

In einem Saal des Erdgeschosses, der mit einigen Möbeln spanischer Fabrikation höchst einfach ausgestattet war und von dem aus zwei Türen zu einem ziemlich großen, mit Granatbäumen und anderen tropischen Gewächsen bepflanzten Garten führten, befanden sich die Gäste und fast alle Bewohner der Hazienda vereinigt, mit Ausnahme des Studenten und Marianitas.

Der Erstere, der sich nun, da er in Sicherheit war, an die schreckliche Nacht, die er unter einer Girlande von Tigern und Klapperschlangen zugebracht hatte, und an die nicht geringeren Gefahren, die er während der Zeit, wo Costal für seine Befreiung tätig war, zu bestehen hatte, mit Grauen erinnerte, wurde von einem Fieberanfall in seinem Bett zurückgehalten.

Die Letztere, Marianita, die sich unter dem Vorwand, einen Blick auf das in einen weiten See umgewandelte Tal werfen zu wollen, in Wahrheit aber, um sich zu versichern, ob die Barke Don Fernandos noch nicht sichtbar wurde, entfernt hatte, stand ungeduldig auf der Terrasse, die unendliche Wassermasse, die sich vor ihr ausdehnte, mit den Blicken überflied.

Don Mariano, in der doppelten Gemütsruhe eines Landbesitzers, dessen Zukunft der Reichtum sicherte, nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge wenigstens, und eines Mannes, den sein Alter vom Joch jugendlich Leidenschaften befreit hatte, rauchte eine Zigarre, während er sich auf seinem Lehnstuhl behaglich streckte. Vor ihm stand ein kleiner Tisch, der mit prachtvollem Kaffeegeschirr gedeckt war.

Am Eingang in den Garten stand Don Rafael, äußerlich zwar ruhig, im Innern aber von dem Gedanken an die Un-

terhaltung, die er mit Doña Gertrudis führen wollte, bewegt. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, schien er mit der Beharrlichkeit eines Naturforschers die Bewegungen der Vögel in den Gipfeln der Bäume zu beobachten.

Gertrudis war beschäftigt, eine große weiße Schärpe, wie sie die mexikanischen Kavaliere tragen, zu sticken. Ihr Gesicht drückte Ruhe aus. In Wahrheit aber war sie nichts weniger als ruhig, denn eine geheime Stimme sagte ihr, dass Don Rafael sich endlich erklären würde.

Nur eine Person zeigte in ihrer Haltung eine Übereinstimmung mit ihren Gedanken. Es war dies der Maultiertreiber Valerio Trujano.

Den Hut in der Hand stand er vor dem Besitzer der Hazienda. Er kam Abschied zu nehmen und sich für die unter seinem Dach genossene Gastfreundschaft zu bedanken.

»Ich komme, meinen Dank abzustatten und Euch Lebewohl zu sagen«, sprach Valerio, indem er sich vor Don Mariano verbeugte.

»Was, so schnell wollt Ihr uns verlassen?«, riefen Don Mariano, Gertrudis und Rafael wie aus einem Mund.

»Der Mensch, der von seiner Hände Arbeit lebt, gehört nicht sich selbst, Señor Mariano, wenn ihn sein Herz nach rechts zieht, treibt ihn die gebieterische Notwendigkeit des Lebens nach links. Der Verschuldete gehört sich noch weniger.«

»Ihr schuldet wohl eine bedeutende Summe?«, fragte Don Rafael lebhaft und mit ausgestreckter Hand auf Valerio zugehend. »Wollt Ihr sie mir nicht nennen? Sagt mir es, und wie groß auch die Summe sein möge ...«

»Das wäre ein schlechtes Mittel, von dem einen Geld zu

leihen, um den andern zu bezahlen«, erwiderte der Maultiertreiber lachend. »Ich würde nur ein Darlehen annehmen. Es geschieht keineswegs aus Stolz, sondern aus Pflicht, wenn ich Euer Anerbieten ablehne. Ich hoffe, Ihr seid mir darüber nicht böse. Nein, offen gestanden, die Summe ist ganz unbedeutlich – einige Hundert Piaster. Und da es Gott gefallen hat, dass meine Maultiere ein Asyl bei Don Mariano gegen die Überschwemmung fanden, so werde ich mich durch die Berge wieder auf den Weg nach Oajaca begeben und hoffe dort durch den Verkauf des Überflüssigen so viel einzunehmen, als ich bedarf, um mich von meinen Verbindlichkeiten zu befreien.«

»Was?«, rief Don Mariano. »Ihr wollt Euer sauer Erworbenes veräußern, um Euch von Euren Verbindlichkeiten loszumachen«

»Ja, um ganz und gar mir anzugehören und dahin zu gehen, wohin mein Beruf mich treibt. Ich würde dies schon längst ausgeführt haben, wenn mein Leben nicht bis jetzt meinen Gläubigern gehört hätte und nicht mir. Ich hatte nicht das Recht, es aufs Spiel zu setzen.«

»Ihr wollt Euer Leben aufs Spiel setzen?«, fragte Gertrudis nicht ohne ein gewisses Interesse.

»Ich habe die Köpfe der Revolutionsgesandten aufgesteckt gesehen. Wer weiß, ob nicht auch der meine bald ein gleiches Schicksal haben wird. Ich spreche hier ohne Rückhalt, wie vor Gott, denn ein Wirt verrät die Geheimnisse, die man ihm anvertraut, ebenso wenig wie Gott.«

»Ohne Zweifel«, erwiderte Don Mariano mit der gastfreundlichen Einfachheit des ersten Zeitalters. Wir aber sind alle hier der Freiheit des Landes zugetan und senden unsere Gebete für die zum Himmel empor, die es befreien

wollen.«

»Wir werden noch weitergehen, wir werden ihnen unseren Arm leihen, um sie zu unterfischen«, sagte Don Rafael seinerseits; »das ist die Pflicht jedes Mannes, der ein Kriegsross besteigen und einen Degen führen kann.«

»Mögen alle diejenigen, die ihr Schwert zugunsten Spaniens erheben, der Schmach und Schande verfallen sein!«, rief Gertrudis mit leuchtenden Augen. »Mögen Sie weder ein Dach finden, das sie aufnimmt, noch ein Weib, das sie anlächelt! Die Verachtung aller derer, die sie lieben, möge das Erbteil der Vaterlandsverräter sein!«

»Gott und die Freiheit! Das ist meine Devise«, sagte Valeorio. »Wäre ich eher frei gewesen, um mich der Sache meines Landes widmen zu können, so würde ich es getan haben und wäre es auch nur gewesen, die Exzesse zu verhindern, die schon manchmal ihre Heiligkeit besudelt haben. Sie verstehen mich doch, Señor Don Mariano?«

»Schon ist das Blut harmloser Spanier geflossen«, fuhr der Maultiertreiber fort, »und die einzige Stütze der heiligen Sache der Freiheit Neu-Spaniens, dieser so erbärmliche Antonio Valdes ...«

»Antonio Valdes!«, rief Don Rafael aus, Trujano unterbrechend. »Was? Der Viehhirte des Don Louis Tres-Villas, meines Vaters?«

»Derselbe«, erwiderte Don Mariano mit besorgter Miene. »Gebe Gott, dass er sich daran erinnere, dass Don Louis gegen ihn immer voll leutselig gewesen ist.«

»Glaubt Ihr, dass mein Vater, dessen freisinnige Ideen jedermann bekannt sind, irgendwelche Gefahr zu fürchten habe?«, rief der Offizier erschreckt.

»Nein.«

»Don Valerio«, fragte Don Rafael, »wie viele Streiter hat dieser Mensch, dieser Valdes, unter seinem Befehl?«

»Ungefähr fünfzig, so hat man mir wenigstens gesagt. Seine Schar soll sich aber durch Landleute, die am meisten von den Bedrückungen der Spanier zu leiden hatten, bedeutend verstärkt haben.«

»Wenn ein Vater bedroht ist«, sagte Don Rafael, »ja, selbst wenn nur eine leise Ahnung einer entfernten Gefahr auftaucht, so ist der Platz eines Sohnes neben ihm. Nicht wahr, Doña Gertrudis?«

»Ja«, erwiderte das junge Mädchen mit leiser, fester Stimme.

Trujano unterbrach das Stillschweigen, das auf einige Augenblicke eingetreten war. Sein Auge leuchtete im Feuer der Begeisterung, wie das der ehemaligen Propheten, welche der Geist Gottes erleuchtete.

»Diesen Morgen«, sprach er, »hat ein niedriger Diener des Allerhöchsten, ein unbekannter Priester eines armen Dörfchens, Euer gastfreundliches Dach verlassen, um den Insurgenten die Hilfe seiner Gebete anzubieten. Jetzt nimmt ein nicht weniger niedriges Werkzeug in den Händen des Ewigen Abschied von Euch, um jenen seinen Arm und sein Blut anzubieten.«

»Betet für sie, schöne und heilige Madonna«, fügte er hinzu, indem er sich mit der poetischen und religiösen Begeisterung, die den Grundzug seines Charakters bildete, an Gertrudis wandte. »Vielleicht gefällt es dem Herrn der Heerscharen, Euch zu offenbaren, dass es ihm beliebt hat, aus dem Schoß des Staubes den Arm zu erwecken, der die Mächtigen von ihrem Thron stößt.«

Bei diesen Worten drückte Valerio Trujano ehrfurchtvoll

die ihm dargebotenen Hände und ging, von Don Mariano Silva begleitet, zum Saal hinaus.

Vielleicht hatte Letzterer eine Absicht dabei, seine Tochter mit Don Rafael, dessen Abreise auch bald stattfinden sollte, auf einige Augenblicke allein zu lassen.

Nach einigen Minuten des Schweigens, die Don Rafael dazu verwandt hatte, die ungestümen Schläge seines Herzens zu besänftigen, begann er, indem er Gertrudis näher trat: »Gertrudis, ich habe mit Ihrem Vater gesprochen. Ich flehe Sie an, widmen wir die letzten Augenblicke, die mir noch vergönnt sind, hierzubleiben, einem Gefühlsaustausch ohne Rückhalt und ohne Umschweifen«

»Ich verspreche es, Don Rafael«, erwiderte das junge Mädchen mit einem Anflug von Schalkhaftigkeit. »Aber welches seltsame Geheimnis haben Sie meinem Vater mitgeteilt?«

»Ich habe ihm gesagt, dass ich hierher ein Herz brächte, welches voll von Ihnen ist, dass der Befehl meines Vaters, der mich zu ihm rief, mir wie eine Botschaft erschien, die mich dem höchsten Glück entgegeneilen hieß, denn er brachte mich Ihnen wieder nahe. Ich sagte ihm, dass ich den ungeheuren Raum, der uns trennte, mit fiebigerhafter Ungeduld durchflogen habe und dass ich, um Sie eine Stunde früher zu sehen, dem Geheul der Jaguare an meiner Seite und dem Donner der Gewässer vor mir mutig getrotzt habe.«

»Als Sie ihm sagten, dass Sie mich liebten«, erwiderte Gertrudis nach einem kurzen Stocken, »zeigte er sich da über die unerwartete Entdeckung erstaunt?«

»Nein«, antwortete der Offizier.

»Ich hatte es ihm schon entdeckt, Don Rafael«, sagte das

junge Mädchen lächelnd. »Und was hat Ihnen mein Vater geantwortet?«

»Mein lieber Don Rafael«, sagte er zu mir, »ich sehe mit inniger Zufriedenheit die Vereinigung unserer beiden Familien. Ich werde nun auch zwei Söhne haben, Ihr werdet mir davon der teuerste sein. Aber, es kann dies nur mit Zustimmung Gertrudis' geschehen, mit der Einwilligung ihres Herzens, und ich habe gesehen, dass dieses Herz bis jetzt für Euch noch nicht erschlossen war. Das ist das schreckliche Urteil, das ich aus dem Mund Ihres Vaters vernommen habe, Gertrudis. Wie werden Sie nun über mich entscheiden?«

Don Rafaels Stimme zitterte, und dieses Zittern des energetischen Mannes, der selbst dem Tod kühn die Stirn geboten hatte, war dem Herzen Getrudis' zu köstlich, um es so bald zu unterbrechen.

»Don Rafael«, sagte sie endlich, »Sie haben an meine Offenherzigkeit appelliert, ich will offen mit Ihnen reden, wie ich zu meiner Mutter sprechen würde. Schwören Sie aber, mir nicht ein Verbrechen aus meiner Aufrichtigkeit zu machen, die Ihnen ohne Entschuldigung scheinen könnte.«

»Ich schwöre es, Gertrudis«, erwiderte Don Rafael, seinen glühenden Blick auf das junge Mädchen heftend. »Reden Sie ohne Rückhalt und sollte Ihre Freimütigkeit selbst dieses Herz brechen, das so voll von Ihnen ist.«

Gertrudis begann nun mit schüchterner und zitternder Stimme: »Eines Tages, es ist schon ziemlich lange her, machte ein junges Mädchen der Heiligen Jungfrau ein Gelübde, um einen Mann, der sich in Lebensgefahr befand und von dem sie sich geliebt glaubte, zu retten. Wurde nach Ihrer Meinung dieser Mann sehr geliebt?«

»Das kommt allein auf die Natur des Gelübdes an«, erwiderete der Offizier.

»Die sollen Sie sogleich kennenlernen. Dieses junge Mädchen gelobte der Heiligen Jungfrau, dass sie, wenn der Mann, den sie liebte, der dringenden Gefahr entginge, sie sich von ihm ihr Haar – oh, wenn Sie mich so anstarren, kann ich nicht fortfahren – dass sie sich von ihm ihre langen Haarflechten, die ihrem Geliebten so unermesslich teuer wären, abschneiden lassen würde. War dieser Mann sehr geliebt, Don Rafael?«

»Ja. Oh, der muss glücklich sein, der so geliebt wird!«, rief Don Rafael mit Inbrunst.

»Ich habe noch nicht geendet«, sagte Gertrudis zitternd. »Wenn nun das junge Mädchen, das nicht Anstand genommen hat, für diesen Mann ihr Haar, diesen Gegenstand ihrer steten Sorgfalt, zu opfern, diese langen Flechten, die ihr Haupt wie das Diadem einer Königin umstrahlen und die sie vielleicht allein schön in seinen Augen machten, wenn dieses arme Mädchen sie – abgeschnitten haben wird, glaubt Ihr, dass – dass ihr Geliebter sie dann noch immer lieben wird?«

»O, Gertrudis, die Liebe kann ein solches Opfer nicht bezahlen, und so schön auch das Mädchen gewesen sein mag, von dem Augenblick ab, wo sie sich ihres höchsten Schmuckes berauben lässt, ist sie in den Augen ihres Geliebten unendlich schöner, schöner, als ein Erzengel!«

Gertrudis legte die Hand auf die Brust, um den Ausbruch des süßen Entzückens, das ihr Herz durchströmte, zurückzuhalten.

»Gut«, sagte sie mit matter Stimme. »Lassen Sie uns jetzt unsere Augen zum Himmel erheben, wir haben ihm zu

danken.«

Während Don Rafael gehorchte, nahm Gertrudis den Kamm aus der Krone, welche ihre schönen Flechten bildeten. Dann ergriff sie eine Schere, die auf dem Tisch lag, bedeckte mit der linken Hand ihre hoch geröteten Wangen und reichte mit der rechten dem Geliebten das scharfe Instrument dar, welches das Opfer vollziehen sollte.

»Rafael!«, sagte sie mit einer Stimme, die dem Ohr des jungen Mannes wie die Stimme eines Engels klang, »wollen Sie nun mein Gelübde erfüllen, indem Sie mir diese beiden Flechten abschneiden?«

»Ich?«, rief er bestürzt beim Anblick der herrlichen Hand, die ihm die Schere entgegen hielt, um die Flechten, die den Boden küsst, abzuschneiden. »Ich?«

»Ich habe es der Heiligen Jungfrau versprochen, um Sie gestern Abend zu retten«, erwiderte das junge Mädchen. »Verstehen Sie mich jetzt, Rafael, mein innig geliebter Rafael?«

»Gertrudis, Sie hätten bei der Barmherzigkeit Gottes mich schonender auf solch ein Übermaß von Glück vorbereiten sollen!«, rief Rafael mit einer fast schmerzlichen Bewegung, die beredter war, als alle Liebesbeteuerungen, die er hätte machen können. »Doch was tut's, ich bin glücklich!«, fügte er hinzu, um das erschreckte junge Mädchen zu beruhigen.

Niederkniend ergriff er ihre Hand, die sie ihm nicht entzog, und presste bebend vor Erregung, seine Lippen darauf.

»Nun, Rafael«, sagte Gertrudis, »ich habe ein Gelübde abgelegt, an Ihnen ist es jetzt, es zu vollziehen.«

»Warum denn dieses Gelübde?«, fragte der Offizier.

»Ich wusste nichts Kostbareres, um es zum Austausch für

Ihr Leben anzubieten. Nehmen Sie die Schere, Rafael.«

»Ich werde aber mit diesem schwachen Instrument nie zu Ende kommen«, erwiderte der junge Offizier, um Zeit zu gewinnen.

»Sollten Sie sich beklagen, dass die Mühe zu lange dauerre?«, sagte Gertrudis sich über den Geliebten beugend, der noch immer vor ihr auf den Knien lag. »So, ich bitte!«

Rafael ergriff das Instrument mit zitternder Hand. Gertrudis versuchte zu lächeln, um ihm Mut einzuflößen, war aber bei dem Gedanken, jetzt diese reiche Fülle, die sie jeden Morgen mit so großer Sorgfalt pflegte, in die sie sich wie in einen Schleier hüllen konnte, unter der Schneide des Eisens fallen zu sehen, nicht imstande zu verhindern, dass auch eine Träne ihr mattes Lächeln begleitete.

»Einen Augenblick noch!«, sagte sie, während ihre Wangen sich mit einem lebhafteren Rot, als das der reifen Granate bedeckte. »Mein Rafael, ich habe lange wie vom höchsten Maß der Glückseligkeit geträumt, in diese arme Flechten den Mann einzuhüllen, den ich einst lieben würde, und ...«

Noch bevor sie ausreden konnte, bedeckte Rafael die Flechten mit heißen Küssem, welche sie sanft um seinen Nacken wand.

»Nun bin ich bereit!«, sagte sie dann.

»Nie werde ich den jämmerlichen Mut haben!«, rief Rafael, mit aller Kraft die Schere von sich schleudernd, sodass sie zersprang.

»Es muss sein, Rafael. Gott würde mich strafen. Vielleicht würde er mich strafen, indem er mir Ihre Liebe entzöge.«

»Später wollen wir dieses schwere Gelübde erfüllen. Ich bitte nur, die Erfüllung auf einen anderen Tag zu verschie-

den. Bis zu meiner Rückkehr, Gertrudis!«

Gertrudis antwortete nicht. Sie erhob sich und schien zu lauschen.

»Ich höre Geräusch«, sagte sie dann. »Es ist mein Vater.«

In einem Augenblick hatte das junge Mädchen die Unordnung an ihrem Anzug beseitigt. Sie hatte aber von ihren Wangen und aus ihren Augen nicht die Flammen strahlenden Glücks verwischen können, die aus ihnen leuchteten.

Gleich darauf trat Don Mariano in Begleitung seiner Tochter Doña Marianita in den Saal.

»Ach!«, rief Marianita unbesonnen. »Meine arme Schwester hat ihre Haare noch auf dem Kopf.«

»Wie?«, fragte Don Mariano erstaunt. »Was sollte sie denn mit ihnen vorgenommen haben?«

»Es ist nichts, mein Vater!«, nahm Gertrudis das Wort, indem sie sich in seine Arme warf.

Dann presste sie einen zärtlichen Kuss auf seine Lippen und fügte hinzu: »Erratet Ihr oder wisst Ihr schon, mein Vater?«

»Mein Kind, ich habe schon vieles in meinem Leben erraten, denn ich rühme mich eines gewissen Scharfsinns.«

»Nun, was Marianita gesagt hat, ist wahr«, entgegnete Gertrudis schmeichelnd. »Bei dem Scharfsinn, mit dem Ihr erraten habt, dass ich – den Don Rafael nicht liebte ...«

Bei diesen Worten verbarg Gertrudis ihr Gesicht an der Brust ihres Vaters, nicht aber ohne einen Blick unausprechlicher Zärtlichkeit auf Don Rafael geworfen zu haben, der wachend zu träumen glaubte.

»Es ist also gewiss«, sagte Don Mariano, »dass Gertrudis ...«

Er vollendete diesen Satz, nicht. Ein Zusammenfahren

seiner ihm in den Armen liegenden Tochter und ein Schrei Marianitas unterbrachen ihn. Zugleich aber vernahm er heftiges Büchsenfeuer, das von den Gipfeln der Berge, die sich hinter der Hazienda erhoben, herüber donnerte.

Alle horchten auf, alle waren bestürzt, Rafael sogar noch mehr, als die beiden Frauen, denn zu viel Glück verweichlicht das Herz eines Mannes.

Das tiefste Stillschweigen folgte dem verhallenden Donner des Büchsenfeuers.

## Kapitel 8

### Die Schreckensbotschaft

Don Mariano, Don Rafael und die beiden Schwestern stürzten, von finsterer Ahnung getrieben, aus dem Saal.

Vom Hof der Hazienda aus, wo sich die Dienerschaft des Hauses bereits zusammengefunden hatte, konnte man ohne Hindernis die Gipfel der Berge erblicken, auf denen sich ein schrecklicher Anblick darbot.

An der höchst gelegenen Stelle des Fußsteigs, der von der Hazienda las Palmas zu der Hazienda del Valle führte, lagen ein Reiter und sein Pferd, beide dem Anschein nach tödlich verwundet beieinander. Der Mann machte noch schwache, wie wohl vergebliche Versuche, sich zu erheben, das Pferd dagegen blieb völlig regungslos.

»Schnell!«, rief Don Mariano. »Holt eine Sänfte herbei. Wir wollen den Unglücklichen hierher schaffen.«

»Wenn mich meine Augen nicht täuschen«, sagte der Offizier, dessen bleiches Gesicht eine tiefe Unruhe verriet, »so scheint mir der arme Verwundete der alte Rodriguez, der

älteste Diener meines Vaters, zu sein.«

Tatsächlich war das Haupt des Verwundeten mit grauem Haar bedeckt.

»Der Name Antonio Valdes«, fuhr Don Rafael fort, »ruft mir, ich weiß nicht welche alte Geschichte wieder in das Gedächtnis, dass diesem Mann einst eine Strafe auferlegt wurde. Ein trübes Vorgefühl mischt sich bei mir in diese dunkle Erinnerung. In Bürgerkriegen sind immer so viele grausige Szenen, die jedem Gefühl der Menschlichkeit widerstreben, an der Tagesordnung gewesen. Ach, Señor Don Mariano«, fügte er, diesem die Hand reichend, hinzu, »musste denn so viel Glück ...«

Don Rafael wagte nicht zu enden. Von der Ungeduld verzehrt, die immer dem Unglück vorausgeht, wandte er sich kurz von Don Mariano und seinen Töchtern ab und eilte einer Tür zu, die auf den Fußsteig zu den Bergen führte, welchen er in fliegender Hast zurücklegte, den Leuten der Hazienda voran, die mit einer Sänfte folgten.

Don Rafael hatte keinen Augenblick daran gezweifelt, dass der Verwundete der alte Rodriguez sei, und er erhielt die völlige Gewissheit davon, noch ehe er bei demselben angekommen war.

Er fand den Unglücklichen, den der Blutverlust inzwischen vollends erschöpft hatte, besinnungslos auf der Erde liegen.

Gleich darauf kamen auch die Leute Don Marianos mit der Sänfte herbei. Sie wollten den Verwundeten sofort aufheben und in die Sänfte schaffen, aber Don Rafael hinderte sie daran.

»Wartet einen Augenblick«, sagte er. »Der alte Mann würde ohne Verband schwerlich die Anstrengungen des

Weges ertragen können. Sein Blut strömt unaufhaltsam aus dieser schweren Wunde.«

Don Rafael hatte sich seine Sporen in den blutigen Kämpfen mit den wilden Indianern des Nordens und Westens verdient. Er hatte den Soldatentod in allen Gestalten und die gefährlichsten Verwundungen gesehen. Seine Erfahrungen machten es ihm möglich, einem Verwundeten die Erste Hilfe zu reichen.

Er stopfte zuerst die Öffnung der Wunde mit seinem Taschentuch zu und das Blut hörte auf zu strömen, als er sie mit seiner Schärpe fest verbunden hatte. Es lag aber klar zutage, dass ungeachtet dieser angewendeten Sorgfalt der Verwundete auf dem Weg zu der Hazienda leicht sein Leben aushauchen konnte. Darum stellte der junge Offizier Versuche an, ihn ins Bewusstsein zurückzuholen.

Ohne Zweifel war der Mann der Überbringer einer Botschaft, und mochte diese nun von einer Art sein, wie sie wollte, so war es jedenfalls für Don Rafael von der allerhöchsten Wichtigkeit, dieselbe kennenzulernen.

Daher setzte er seine Wiederbelebungsversuche eifrig fort, die anfangs keinen Erfolg haben zu schien. Es verging eine geraume Zeit, ohne dass der Verwundete das geringste Lebenszeichen von sich gab. Endlich rieb ihm einer der Leute der Hazienda, welcher eine mit Branntwein gefüllte Kürbisflasche bei sich trug, leicht die Schläfe ein und begann dann, ihm einige Tropfen davon in den Mund zu flößen.

Dieses Mittel wirkte. Der Verwundete bewegte sich leise und öffnete kurz die Augen, um sie jedoch sogleich wieder zu schließen. Don Rafael beugte sich über ihn und rief seinen Namen.

Bei dem Klang dieser Stimme schlug der treue Diener von Neuem die Augen auf und erkannte seinen jungen Herrn, dem er die Hände entgegenstrecken versuchte, während sein Gesicht sich verklärte.

»Rodriguez«, flüsterte Don Rafael, »sprich, wenn du noch Kraft hast. Was ist vorgefallen?«

»Gelobt sei Gott, der Euch auf meinen Weg gesendet hat!«, sagte Rodriguez mit schwacher Stimme. »Die Hazienda del Valle ...«

»Ist niedergebrannt?«

Der Verwundete machte ein verneinendes Zeichen.

»Ist belagert?«

»Ja«, sagte Rodriguez.

»Und mein Vater?«, fragte der junge Offizier mit klopfendem Herzen.

»Er lebt ... er hat mich zu Don Mariano geschickt ... Hilfe zu holen. Ich wurde von den Insurgenten verfolgt ... eine Kugel ... eilt ... wenn ein Unglück passiert ... es ist Antonio Valdes ... hört Ihr ... Antonio Valdes, der sich rächt! ... Lebt wohl! ... Ihr werdet Messen lesen lassen ... für den alten Rodriguez, der Euch gesehen hat ... ganz klein ...«

Der alte Mann schwieg und fiel erschöpft zurück, um sich nicht wieder zu erholen. Als man in der Hazienda ankam, hob man einen schon kalten Leichnam aus der Sänfte.

»Ach, wenn Costal hier wäre!«, rief Don Mariano, als Don Rafael, der den Befehl gab, schleunig sein Pferd zu satteln, ihm die traurige Nachricht mitgeteilt hatte. »Er kam diesen Morgen mit Clara, einem Schwarzen, aus dem ich mir nichts mache, um Abschied zu nehmen und seine Funktion als Tigerjäger niederzulegen. Sie wollen beide dem Priester Hidalgo ihre Dienste als Kundschafter anbieten. Holla«,

fuhr der Besitzer der Hazienda fort, »ruft mir den Haushofmeister.«

Einige Minuten später erschien der Haushofmeister.

Man würde sich täuschen, wenn man sich unter diesem Haushofmeister einen Mann mit weißer Krawatte, gepudelter Perücke und einem Stöcklein in der Hand vorstellte. Der Mann, der mit der Überwachung einer Hazienda beauftragt ist, die zuweilen die Größe einer unserer Provinzen erreicht, muss ein unermüdlicher Reiter sein, der stets im Sattel sitzt oder doch zu jeder Zeit bereit ist, sich in denselben zu schwingen.

Der Haushofmeister stieg gerade in dem Augenblick vom Pferd, als Don Mariano ihn rufen ließ. Es war ein munterer Bursche, mit sonnengebräuntem Gesicht, langen Reiterstiefeln und gewaltigen Sporen. Sein ungeordnetes Haar fiel in langen schwarzen Zöpfen auf seinen Hals, ähnlich der Mähne der halbwilden Pferde, die er täglich bestieg.

»Gib zwei meiner Hirten, dem Bocadro und Arroyo, den Befehl, augenblicklich ihre Pferde zu satteln, um den Señor Don Rafael zu begleiten.«

»Seit acht Tagen habe ich weder Arroyo noch Bocardo gesehen«, erwiderte der Haushofmeister.

»Du wirst jedem von ihnen bei ihrer Rückkehr auf vier Stunden Fesseln anlegen.«

»Ich bezweifle, dass sie überhaupt je wiederkommen werden, Señor Don Mariano.«

»Sind sie zu Valdes gestoßen?«

»Ich argwöhne«, antwortete der Haushofmeister, »dass diese beiden Taugenichtse, aus denen Ihr Euch aber keinen Pfifferling zu machen braucht, auf eigene Faust Guerillas oder vielmehr Strauchdiebe geworden sind. Was dagegen

Sancho betrifft, so wissen Euer Herrlichkeit, dass er infolge des gefährlichen Sturzes noch krank im Bett liegt, als das wilde Pferd, welches er zum ersten Mal bestieg, sich mit ihm überschlug.«

Don Mariano wandte sich zu dem jungen Offizier und sagte bekümmert: »Auf diese Weise kann ich Euch von den sechs Dienern, die ich gestern besaß, nur noch den Haushofmeister zur Verfügung stellen, denn ich rede nicht von diesen indianischen Tieren.«

»Mag auch er bleiben«, sagte der Offizier. »Ich halte es für besser, meinem Vater allein zu Hilfe zu eilen. Er soll ja schon so viele Kämpfer haben. Vielleicht fehlt denen ein Anführer.«

Der Haushofmeister wurde mit dieser Antwort verabschiedet.

Während man nun in aller Eile das Pferd des Hauptmanns sattelte, hatten sich die beiden Schwestern in das Zimmer zurückgezogen, wo wir sie im Anfang gesehen haben.

Ihr gegen Don Rafael gegebenes Versprechen hatte die junge Kreolin soeben selbst das fromme, aber auch schmerzliche Gelübde erfüllt. Ihre schönen Flechten waren unter der Schärfe der Schere gefallen. Sie tröstete Marianita, deren Augen in Tränen schwammen, während die ihren vor Befriedigung glänzten.

»Weine nicht, meine arme Marianita«, sagte sie. »Hätte ich nicht die strafbare Schwäche gehabt, die Erfüllung meines Gelübdes aufzuschieben, wer weiß, ob ihm dann dieses Unglück zugestoßen wäre. Nun bin ich über sein Schicksal ruhig. In welche Gefahr er sich auch stürzt, Gott wird ihn mir gesund und frisch wiedergeben. Geh und sage ihm,

dass ich ihn hier erwarte, um ihm Lebewohl zu sagen. Bringe ihn mit, bleibe dann aber bei uns, hörst du, bleibe dann bei uns! Denn ich misstraue meiner Schwäche, ich würde ihn nicht abreisen lassen. Geh, trockne deine Augen und komm bald zurück.«

Marianita versuchte zu lächeln, führte ihr Taschentuch an die feuchten Augen und ging.

Als Gertrudis allein war, warf sie einen schmerzlichen Blick auf ihre beiden Haarflechten, die auf dem Tisch lagen und mit denen sie nun nicht mehr den Nacken des Geliebten umwinden konnte. Sie hatten ihn wenigstens einmal gefesselt, seine Lippen hatten auf ihnen geruht, und von der Erinnerung tief ergriffen, beugte sich Gertrudis über die beiden Liebesreliquien, um sie zärtlich zu küssen. Dann kniete sie nieder und suchte im Gebet die Stärke wieder zu gewinnen, die ihr zu mangeln anfing.

Das junge Mädchen betete noch, als Marianita und hinter ihr Don Rafael in das Heiligtum der beiden Jungfrauen traten, wohin mit Ausnahme ihres Vaters nie der Fuß eines Mannes gedrungen war.

Ein flüchtiger Blick überzeugte Don Rafael, dass das schmerzliche Opfer schon dargebracht worden war.

Gertrudis erhob sich und setzte sich auf einen Sessel, was auch Marianita tat, während Don Rafael unbeweglich stehen blieb.

»Kommen Sie hierher, nahe zu mir, Don Rafael«, sagte Gertrudis. »Knien Sie vor mir nieder, nein, nur auf ein Knie, denn man wirft sich nur vor Gott auf beide Knie ... Schön! Legen Sie nun Ihre Hände in die meinen und blicken Sie mich fest an.«

Don Rafael gehorchte willig ihren Befehlen.

»Erinnern Sie sich noch der Worte, die Sie vor Kurzem zu mir sprachen, Rafael? Sie sagten: ›O, Gertrudis! Selbst die Liebe kann ein solches Opfer nicht bezahlen, und so schön sie auch sein mag, heute ist das junge Mädchen in den Augen ihres Geliebten schöner, als ein Erzengel.‹ Denken Sie immer ... Gut!« fuhr sie mit einem anbetungswürdigen Lächeln fort, indem je ihre Hand an die Lippen Don Rafaels legte. »Lassen Sie mich fortfahren. Ihre Augen – was für schöne Augen Sie haben, mein Rafael – sagen es mir genug, dass Sie immer daran denken werden, und es bedarf nicht der Bestätigung durch Worte.«

Auf diese Weise ihrer Furcht, nach dem Verlust ihrer Flechten in den Augen des Geliebten weniger schön zu erscheinen, überhoben, fuhr sie fort: »Sagen Sie mir nicht, dass Sie mich noch mehr lieben, Rafael. Es ist mir angenehm zu glauben, dass Ihre Liebe keiner Steigerung mehr fähig sei. Dennoch ...« Gertrudis Stimme zitterte und ihre Augen wurden feucht. »Dennoch müssen wir uns trennen. Ich weiß nicht – wenn man liebt, fürchtet man immer – nehmen Sie eine dieser Flechten, sie wird Sie erinnern, was sich auch ereignen möge, dass Sie nie aufhören dürfen, ein armes Mädchen zu lieben, deren Zärtlichkeit nichts Kostbares zur Sühne für Ihr Leben hat auffinden können. Ich werde die andere Flechte wie einen Talisman tragen. Und was ich Ihnen jetzt sagen werde, ist schrecklich. Sollten Sie je aufhören, mich zu lieben, wenn mir es sonnenklar geworden ist, so schwören Sie mir auf Ihre Ehre, dass Sie, in welcher Lage Sie sich auch befinden mögen, dem geheimnisvollen Boten, der Ihnen diese Flechte überreichen wird, in allen Stücken gehorchen wollen. Diese Botschaft soll dann anzeigen: Die Frau, die Ihnen dieses Pfand sendet, hat

erfahren, dass Sie ihre Liebe nicht mehr teilen, sie hat aber trotz aller Anstrengungen nicht vermocht, die ihre aus dem Herzen zu reißen, und sie wünscht, Sie noch einmal zu ihren Füßen zu sehen, wie heute.«

»Ich schwöre!«, rief Don Rafael. »Sollte ich auch in dem Augenblick den Dolch auf meinen tödlichen Feind gezückt halten, ich werde mich, ohne zuzustoßen, von ihm abwenden und Ihrem Boten folgen.«

»Der Himmel hat Ihren Eid vernommen!«, rief Gertrudis. »Jetzt drängt die Zeit. Nehmen Sie noch diese Schärpe, die ich für Sie gestickt habe. Jedes Seidenfädchen, das dazu verwendet ist, möge Ihnen einen Gedanken, ein Gebet oder einen Seufzer, dessen Gegenstand Sie gewesen sind, zurückrufen. Nun, auf Lebewohl, mein geliebter Rafael! Reisen Sie ab. Vielleicht sind die Stunden Ihres Vaters schon gezählt. Was gilt eine Geliebte gegen einen Vater?«

»Ja, ich muss aufbrechen«, erwiderte der Offizier.

Dennoch aber blieb er unverändert vor Gertrudis auf den Knien.

Die Zeit verstrich. Wie im Ozean Welle auf Welle rollt, so folgte hier Abschied auf Abschied und Don Rafael ging nicht.

»Sage du ihn, Marianita, dass er sich aufmache«, sagte Gertrudis endlich. »Du siehst, dass mir die Kraft dazu fehlt.«

Don Rafael erhob sich nach einem letzten Lebewohl.

»Drückt Eure Lippen auf die Eurer Braut«, flüsterte Gertrudis, ihren Kopf zu Rafael nieder beugend. »Möge dies das Pfand sein ...«

Unter dem glühenden Druck der Lippen des jungen Offiziers erstarb ihre Stimme und halb ohnmächtig lehnte sie

ihren Kopf gegen die Lehne des Sessels zurück, denn Schmerz und Glück drangen in diesem Augenblick gleich mächtig auf sie ein.

Als sie wieder zu sich kam, war Don Rafael verschwunden.

Schon vergoldeten die letzten Strahlen der Sonne die Gipfel der Hügel, als Don Rafael über sie fortjagte. In der Ebene angekommen, hoffte er, das Geschrei der Kämpfenden zu hören, aber tiefes Stillschweigen, tödliche Ruhe herrschte im Tal.

Der Offizier setzte seinen Weg mit düsterer Stirn und laut pochendem Herzen fort, die geladene Flinte in der Hand.

Aber noch immer war dieselbe Stille rings um ihn. Kein Schrei ertönte in der Einsamkeit, nirgends durchdrang das Aufblitzen eines Gewehres die Dämmerung. Alles schien den Schlaf des Todes zu schlafen.

Don Rafael war nie in die väterliche Wohnung gekommen. Einen Augenblick hoffte er, sich verirrt zu haben, obwohl die Umgebung dieselbe war, die man ihm beschrieben hatte: eine mit Eschen bepflanzte Allee und am Ende die Hazienda del Valle.

Ein umfassendes Gebäude erhob sich vor ihm, aber wüst und schweigend wie ein Grab.

Das Tor desselben war halb geöffnet.

Plötzlich machte das Pferd einen Seitensprung.

In der Finsternis oder vielmehr in seiner Verwirrung hatte der Offizier den Gegenstand, vor dem sein Pferd scheute, nicht bemerkt.

Es war ein Leichnam, dem der Kopf fehlte.

Bei diesem entsetzlichen Anblick stieß der Offizier einen Schrei aus, auf den allein das Echo antwortete.

Er kam zu spät, alles war vollendet.

Der Kopf des Leichnams war an den Haaren an einen Türpfosten gehängt. Die Züge desselben waren so wenig entstellt, dass Don Rafael leicht in ihnen die seines Vaters wiedererkannte.

Es war leider nur zu wahr! Der Spanier war das Opfer der Aufrührer geworden, die keine Achtung vor seinem verteidigungslosen Alter gehabt hatten. Die Urheber dieser Gräueltat rühmten sich sogar noch derselben. Unter dem Kopf standen die Namen geschrieben:

*Arroyo - Antonio Valdes*

In Nachdenken versunken, hatte der Offizier den Kopf auf die Brust geneigt. Dann aber rief er laut, gleichsam als Antwort auf seine geheimen Gedanken: »Wo soll ich sie aber finden, wie in meine Gewalt bekommen, diese beiden Köpfe, die ich hier anzunageln habe?«

»Indem du für Spanien mit Leib und Seele einstehst«, antwortete ihm jene Stimme, die so oft aus tiefster Brust zum Menschen spricht.

»Es lebe Spanien!«, rief der junge Offizier mit donnernder Stimme. Ein Sohn kann nicht unter demselben Banner kämpfen wie die Mörder seines Vaters.

Hierauf stieg er vom Pferd und kniete andächtig nieder.

»Verehrungswürdiges, teures Haupt«, sprach er, »ich schwöre bei deinem weißen, mit blutbesudeltem Haar, alle meine Kräfte aufzubieten, um diese gebrandmarkte Insurrektion, deren erster Schritt dich das Leben gekostet hat, mithilfe des Eisens und Feuers noch in der Wiege zu ersticken. Gott stehe mir bei!«

Don Rafael erhob sich und er erinnerte sich in diesem Augenblick der Worte seiner Geliebten: *Mögen alle diejenigen,*

*welche ihren Arm zugunsten Spaniens erheben, der Schande und Schmach anheimgegeben sein. Mögen sie nie ein Dach finden, das sie aufnimmt, nie ein Weib, das ihnen zulächelt. Die Verachtung aller derer, die sie lieben, mag das Erbteil der Landesverräter sein.*

Aber angesichts des verstümmelten Leichnams seines Vaters schwankte der junge Offizier nicht in seinem Entschluss. Das Gefühl der Pflicht besiegte alle anderen Empfindungen, die in seiner Brust auftauchten. Er folgte willig der inneren Stimme, die ihm zuflüsterte: »Tue, was du musst, mag geschehen, was da wolle!«

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als Don Rafael die peinliche Aufgabe vollendet hatte, ein Grab für seinen ermordeten Vater zu graben.

Ehrfurchtsvoll hob er den toten Körper auf und trug ihn in die Gruft. Dann löste er den Kopf vom Pfosten und legte ihn an die Stelle, die er im Leben am Rumpf eingenommen hatte. Nachdem dies geschehen war, zog Don Rafael unter seinem Hemd die lange Haarflechte der Geliebten hervor, nahm die von ihren Händen gestickte weiße Schärpe von seinen Schultern und legte diese Pfänden seiner Liebe nicht weniger ehrfurchtsvoll neben die teuren Überreste seines Vaters.

Dann warf er mit konvulsivisch zuckenden Händen die ausgegrabene Erde wieder in die Grube.

Er begrub in derselben seine teuersten Hoffnungen.

Nach wenigen Minuten bestieg er sein Pferd und sprengte in die Richtung nach Oajaca.

## **Zweiter Teil**

### **Ein moderner Odysseus**

#### **Kapitel 1**

##### **Der Pfarrer von Caracuaro**

Nach etwas mehr als einem Jahr nach dem ersten Aufflackern der Revolution, also gegen Ende des Jahres 1811, ging es der mexikanischen Schilderhebung gewissermaßen wie einem Flächenbrand, der plötzlich mitten in den unermesslichen Savannen oder den mächtigen Wäldern Amerikas ausbricht, aber von Menschenhänden auf einen kleinen Raum eingeschlossen wird. Vergebens züngeln dann die Flammen nach allen Seiten und suchen neue Nahrung. Um sie herum ist nur eine weite Einöde, bald hört das Krachen der gewaltigen Bäume und das Knistern der hohen Gräser auf und alles verschwindet unter einer Rauchwolke, die über einem Haufen schwarzer Asche lagert.

Dieser Spezies war die durch den Priester Hidalgo hervorgerufene Insurrektion. Von dem unbedeutenden Flecken Dolores hatte sie sich mit unerhörter Schnelligkeit von einem Ende Neuspaniens bis zum anderen verbreitet. Aber bald darauf wurden die Chefs und Hidalgo an ihrer Spitze gefangen genommen und erschossen. Stufenweise durch die spanischen Waffen und durch die Anstrengungen des Generals Don Felix Calleja zusammengedrängt, war sie zuletzt auf einem einzigen Punkt, dem Ort Zitacuaro, konzentriert, an dem der mexikanische General Ygnacio Rayon kommandierte. Hier hatte sich eine Junta festgesetzt, die ein Scheinbild einer unabhängigen Regierung organisierte und nutzlose Proklamationen in das Land sandte.

Die Sache nahm eine andere Wendung, als ein neuer Streiter für die Unabhängigkeit, der vielleicht noch suspekter war als seine Vorgänger, am Anfang seiner Laufbahn auf der durch sie eröffneten Bühne erschien, mit dem Erfolg, der die Taten jener ersten Vorkämpfer der Unabhängigkeit bald verdunkelte.

Dies war der Pfarrer von Caracuaro, den die heutigen Geschichtsschreiber den berühmten Morelos nennen.

Die mexikanischen Geschichtsschreiber geben das Datum der Geburt des Don José María Morelos y Paron nicht genau an. Mutmaßlich fällt es in die Zeit von 1773 bis 1775.

Das einzige Erbteil des zukünftigen Helden der mexikanischen Unabhängigkeit bestand in einigen zum Lasttragen dienenden Maultieren, die ihm sein Vater hinterlassen hatte. Als Multitreiber hatte er sich lange mit den niedrigen und beschwerlichen Beschäftigungen genügen lassen, doch dann trat er in einen geistlichen Orden ein.

Die Ursache dieses Entschlusses hat uns die Geschichte verschwiegen. Außer Zweifel ist es, dass Morelos mit der Beharrlichkeit, die ihn charakterisierte, ans Werk ging, seinen Gedanken umzusetzen.

Er verkaufte seine Maultiere, gab sich mit großem Eifer in einem Kollegium zu Valladolid den unumgänglich notwendigen Studien hin, um den Zweck seines Ehrgeizes zu erreichen. Er eignete sich eine oberflächliche Kenntnis des Lateinischen und der Theologie an. Als er dies absolviert hatte, erteilte man ihm die Weihe und er zog sich hierauf in sein Geburtsdorf Urnapam zurück, um sein Leben kümmерlich mit einigen Unterrichtsstunden zu fristen, die er im Lateinischen gab.

Um diese Zeit war die Pfarrstelle in Caracuaro unbesetzt.

Dieses war ein armes Dorf. Niemand bewarb sich um diese Stelle und dennoch erhielt Morelos sie nicht ohne Schwierigkeiten.

In diesem Exil lebte er arm und unbekannt bis zu dem Augenblick, wo wir seine flüchtige Bekanntschaft in der Hazienda las Palmas gemacht haben.

Unter dem Vorwand, dem Bischof von Oajaca seine Aufwartung machen zu wollen, in Wahrheit aber, um die Insurrektion zu unterstützen, hatte sich Morelos in diese umfangreiche Provinz begeben und verließ sie, um bei Hidalgo die Stelle eines Feldpredigers nachzusuchen, als wir ihn von Don Mariano Silva Abschied nehmen sahen.

Über seine Aufnahme beim Pfarrer Hidalgo, die über sein ganzes Leben entschied, hat uns ein Augenzeuge Folgendes aufbewahrt:

*Es war nach der Einnahme von Guanajuato, in dem Augenblick, als die Armee der Insurgenten, deren Zahl sich auf mehr als 60.000 belief, unter dem Befehl Hidalgos, der damals auf dem Gipfel seiner Macht stand, sich wie ein unaufhaltsamer Strom ergoss. Wir hatten Befehl, bis zur Nacht in Valladolid einzutreffen. Während die Armee auf dem Weg nachfolgte, erfreuten die Chefs und ihr Generalstab, zu dem auch ich damals gehörte, sich an der Gastfreundschaft eines Privatmannes des kleinen Dorfes San Miguel-Charo, ungefähr vier Meilen von Valladolid. Wir speisten gerade fröhlich zu Mittag, wie man dies in einem eroberten Land tut. Hidalgo und Allendo saßen an einer kleinen abgesonderten Tafel und unterhielten sich lebhaft während des Essens.*

*Unterdessen war eine Person furchtsamen Schrittes und wie erschreckt, eine so ausgewählte und zahlreiche Gesellschaft versammelt zu sehen, in den Saal getreten und näherte sich den beiden*

Generälen. Der Eintretende war mittelgroß und stark gebaut. Seine Hautfarbe war gelblich-braun. Dichtes verworrenes Kopfhaar bedeckte seine Stirn und ein starker Backenbart umrahmte sein Gesicht. Seine Nase war stumpf, seine Oberlippe ziemlich stark. Das Einzige, was sein Gesicht hob, waren zwei schwarze und sehr lebhafte Augen, die unter dichten, nur eine einzige Linie bildenden Augenbrauen keck hervorsahen.

Dieser Mann nun näherte sich Hidalgo und Allendo mit furchtsamem Schritt und ein wenig linkisch. Hidalgo fragte ihn barsch nach seinem Begehr. Der Ankömmling stotterte und stammelte einige Worte, aus denen hervorging, dass er um die Stelle eines Kaplans in der Armee der Insurgenten nachsuche.

»Ich werde etwas Besseres für Euch tun«, sagte der Generalissimus.

Die unverkennbare Absicht Hidalgos war, den Bittsteller von sich fernzuhalten. Er forderte ein Blatt Papier, das man ihm nur mit Mühe verschaffen konnte, schrieb einige Zeilen darauf und gab es dann dem Mann, indem er zu ihm mit einer Stimme, die durch den ganzen Saal dröhnte, sprach: »Hier ist Euer Patent als Oberst und der Auftrag, die Provinzen des Südens zu insurgieren, indem Ihr mit der Einnahme von Acapulco beginnt.«

Die südlichen Provinzen waren gerade diejenigen, die der Krone Spaniens am treusten anhingen, und Acapulco einer der besonderen Plätze des ganzen Vizekönigreichs.

Bei jenen Worten durchlief ein ironisches Gelächter den Saal, das freilich aus Achtung vor der Gegenwart des hochverehrten Chefs ziemlich gedämpft war. Der neue Oberst erbleichte aber nicht vor Zorn, sondern vor stolzer Freude. Er ging hinaus, ein Schweigen beobachtend, das immer eine Auswirkung großer Bewegungen oder heroischer Entschlüsse ist.

Der unverstandene Priester ging, um seine Mission zu erfüllen. Dieser einfache und bescheidene Mann war der Pfarrer des Dorfes.

*fes Necupetaro y Caracuaro, der berühmte Morelos.*

Nach dieser notwendigen Abschweifung nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf.

In den ersten Tagen des Januars 1812, fünfzehn Monate später, als der Offizier der Potentat-Dragoner, der Hauptmann Tres-Villas, die Hazienda las Palmas verlassen hatte, treffen wir zwei unserer alten Bekannten in einer ganz veränderten Situation wieder.

Der eine von ihnen saß vor einem gebrechlichen Tisch, der mit Papieren und geographischen Karten bedeckt war. Der andere stand ehrfurchtvoll vor ihm den Militärhut in der Hand.

Die beiden Männer befanden sich unter dem am wenigsten schlechten und größten Zelt eines verschanzten Lagers, das sich in einer geringen Entfernung von Acapulco befand.

Die vor dem Tisch sitzende Person, den Kopf mit einem baumwollenen Tuch umwunden, war der General Don José Maria Morelos, den wir hier als den Befehlshaber der Insurgenten und Belagerer der Stadt Acapulco wiederfinden.

Wunderbar wird es erscheinen, wenn wir trotz der bekannten und oft unglaublichen Veränderung, die ein Bürgerkrieg in der Stellung mancher Menschen hervorruft, in der zweiten vor dem General stehenden und ziemlich gut in der Uniform eines Kavallerie-Leutnants sich ausnehmenden Person den furchtsamen Studenten der Theologie, Don Cornelio Lantekas, wiedererkennen.

Er hielt einen Brief in der Hand und schien sich in nicht geringer Verlegenheit zu befinden.

»Nun, Freund Don Cornelio, Ihr gedenkt uns zu verlassen?«, sagte der General mit einem Lächeln voll Güte, das dem gewesenen Studenten das Blut in die Wangen trieb.

»Die unerbittliche Notwendigkeit zwingt mich dazu, mein General, sonst ...«

Lantejas vollendete den Satz nicht, denn er log und er schämte sich der Lüge. Nach einer Pause fuhr er fort: »Ich will es Euer Exzellenz gestehen, ich finde keinen Geschmack am Soldatenleben. Ich bin zum Priester geboren, und da nun der Erfolg Eure Waffen krönt, ist es mein Wunsch, meine Studien wieder aufzunehmen und in die Laufbahn zu treten, zu der mich meine Neigungen treiben.«

»Viva christo!«, rief Morelos. »Ihr seid ein zu tapferer Kämpfer der streitenden Kirche, als dass ich Euch entlassen könnte. Ihr würdet Euch vielleicht, wie jener brave Diener des Königs von Frankreich, dessen Namen mir entfallen ist, am Ende gar aufhängen, wenn ich Acapulco ohne Euch eroberte. Das widerspricht Eurem ganzen Naturell, ich sehe es«, fügte der General hinzu, um die enttäuschte Hoffnung des Offiziers wieder aufzurichten. »Ich verweigere es, weil ich Eurer Dienste nicht entbehren kann. Ihr seid der erste Soldat, der mir in den Wurf gekommen ist. Fühlt Ihr das ganze Gewicht der Worte, wenn ich Euch sage, dass die drei tapfersten Soldaten unserer kleinen Armee Don Hermegildo Galeana, Manuel Costal und Don Cornelio Lantejas sind? Und was Euch nun meiner Achtung und Zuneigung noch würdiger macht, ist, dass Ihr gerade den Zeitpunkt gewählt, mich zu verlassen, wo mich das Glück mit Gunstbezeugungen zu überhäufen scheint, ganz entgegen gesetzt denen, die nur ihre unglücklichen Freunde verlas-

sen. Der Hauptmann Franziska Gonzales ist in dem Gefecht bei Tehuantepec getötet worden. Ihr werdet jetzt seine Stelle einnehmen, Señor Capitano!«

Der neue Hauptmann verbeugte sich schweigend.

Er war im Begriff, das Zelt zu verlassen, als Morelos sich besann.

»Bleibt, Capitano«, sagte er. »Ich habe noch etwas mit Euch zu besprechen. Ihr erzähltet mir von Familienverbindungen, welche Ihr in Tehuantepec habt. Ich bedarf nun, um eine wichtige Mission dort auszuführen, eines Mannes von Rang und Umsicht, und ich habe daran gedacht, Euch mit derselben zu beauftragen, wenn Acapulco von uns erobert ist, was hoffentlich nicht mehr lange dauern wird.«

In dem Augenblick, als der Hauptmann aus dem Mund des Generals den Endzweck dieser vertraulichen Mission erfahren sollte, trat eine dritte Person unserer Bekanntschaft in das Zelt, der Indianer Manuel Costal. Er war von einem Unbekannten begleitet. Don Cornelio wollte sich von Neuem zurückziehen.

»Ihr geniert hier nicht und könnt alles mit anhören«, sagte Morelos zu ihm.

»Da ist der General!«, sagte Costal zu dem Fremden, der die spanische Uniform trug, und deutete auf Morelos.

Der Spanier betrachtete nicht ohne Erstaunen den so einfach gekleideten Mann, der ihm als der Insurgenten-Chef bezeichnet worden war.

»Wer seid Ihr, mein Freund? Was wollt Ihr von mir?«, fragte ihn der General.

»Darf ich offen reden?«, entgegnete der Spanier. »Dieser Mann«, er deutete auf Costal, »den ich mit sich selbst rendend am Ufer traf, hat mir gesagt, dass sein Wort bei Eurer

Herrlichkeit als Geleitbrief gelte, und da habe ich mich entschieden, ihm zu folgen.«

»Costal ist der erste Trompeter gewesen, der mit seiner Seemuschel, die Ihr bei ihm seht, den zwanzig Reitern, die ehemals meine Armee ausmachten, zum Auf- und Absitzen geblasen hat. Sprecht! Mein Wort bestätigt das seine.«

»Mit Erlaubnis Eurer Herrlichkeit. Ich nenne mich Pepe Gago und bin ein Galizier. Außerdem, und das ist wichtiger, bin ich der Kommandant einer Batterie in der Zitadelle von Acapulco, die Ihr gern nehmen möchten, wenn ich mich nicht irre.«

»Das ist ein Vergnügen, welches ich mir in Kürze machen werde.«

»Eure Herrlichkeit sprechen sich da nicht richtig aus«, sagte der Artillerist, »Ihr werdet die Stadt Acapulco nehmen, wenn Ihr wollt.«

»Ich weiß es.«

»Ihr werdet Euch aber darin nicht festsetzen können, so lange wir im Besitz der Zitadelle sind.«

»Ich weiß es.«

»Nun sind wir nahe daran, uns zu verstehen.«

»Deshalb will ich auch die Stadt nicht. Ich will mich des Forts bemächtigen. Verstehen wir uns immer noch?«

»Mehr als jemals zuvor, denn da es gerade das Fort ist, das Ihr nicht verschmäht, so bin ich bereit, Euch dasselbe in die Hände zu spielen. Ich will nicht sagen, zu verkaufen, da, um die Wahrheit zu gestehen, meine Forderung so mäßig sein wird, dass es ein reines Mitbringsel ist, und – da fällt mir gerade ein, Eure Herrlichkeit sind doch bei Kasse?«

»Ihr sollt etwas erfahren. Ich will Euch nur erzählen, dass

ich, außer siebenhundert Flinten und fünf Kanonen, der achthundert Gefangenen, die ich gemacht habe, gar nicht zu gedenken, dem spanischen Kommandanten Paris die Summe von zehntausend Piastern abgenommen habe, und das ist zehnmal mehr wie der Preis einer Zitadelle, die ich bald umsonst haben werde.«

»Zählt nicht zu gewiss darauf. Wir haben immer Überfluss an Lebensmitteln. Die Insel la Roqueta ...«

»Die werde ich zuerst nehmen.«

»Sie dient uns als Hafen zur Ausschiffung unseres Proviants, der uns per Schiff zugeführt wird. Um aber endlich zur Sache zu kommen: Eure Herrlichkeit haben selbst den Preis auf tausend Piaster festgesetzt. Habt Ihr nicht gesagt, dass Ihr zehntausend Piaster erbeutet habt und dass dies zehnmal der Preis der Zitadelle sei? Unglücklicherweise kann ich nicht die Ehre haben, sie Euch mehr als einmal zu verkaufen.«

»Tausend Piaster in bar?«, fragte der General stirnrunzelnd.

»Nein. Welches Pfand hättet Ihr für mein Wort? Ich denke, dass Ihr mir dreihundert Piaster gleich und siebenhundert nach der Übergabe zahlt.«

»Eingewilligt. Und mit welchen Mitteln wollt Ihr den Fall der Zitadelle ermöglichen?«

»Morgen früh zwischen drei und fünf Uhr habe ich die Wache am Tor. Eine Stocklaterne auf der Brücke Hornos, dem Fort gegenüber, um mich zu benachrichtigen, dann ein Losungswort und Eure persönliche Gegenwart. Ich vermute, dass Eure Herrlichkeit niemandem gern die Ehre, sich des Forts zu bemächtigen, wird abtreten wollen.«

»Ich werde in Person dort sein«, entgegnete Morelos.

»Was das Lösungswort betrifft, hier ist es!«

Der General überreichte dem Spanier ein Papier, auf dem zwei Worte geschrieben standen, die weder Costal noch Cornelio lesen konnten.

Dann wollte sich Pepe Gago nach der langen, mit leiser Stimme geführten Unterredung zurückziehen, doch Costal schritt auf ihn zu und legte ihm seine Hand auf die Schulter, sagte mit lauter nachdrücklicher Stimme: »Hört, Pepe Gago! Ich habe für Euch gebürgt. Ich schwöre bei der Seele der Kaziken von Tehuantepec, von denen abzustammen ich die unbestrittene Ehre habe, dass Ihr, wenn Ihr uns verraten solltet, meinem Karabiner oder meinem Messer nicht entgeht, und flüchtet Ihr Euch auch wie der Hai auf den Grund des Meeres oder wie der Jaguar in das Herz des Waldes. Bewahrt Euch das in Eurem Gedächtnis.«

Der Artillerist beteuerte seine Aufrichtigkeit und entfernte sich.

Als er das Zelt verlassen hatte, fuhr Morelos, zu Don Cornelio gewendet fort: »Ich will zusehen, ob ich Euch von der Festung Acapulco auf einen Urlaub ausstellen kann, aber nur auf einige Tage. Dort werden wir auch wieder von der Mission sprechen, zu deren Ausführung ich auf Euch rechne. Geht jetzt und ruht Euch aus. In der nächsten Nacht, um vier Uhr morgens, werde ich selbst ein Sonderkommando unserer Armee zum Fort führen. Da ich es für gut halte, dass niemand als wir etwas von unserem Übereinkommen mit Gago erfahren, so könnt Ihr und Costal die Stocklaterne, deren Licht das verabredete Zeichen der Ankunft unserer Truppen ist, auf der Brücke aufpflanzen.«

Das Schloss Acapulco liegt am Ufer des Meeres, einige

Schritte vor der Stadt. Tiefe Abgründe, an deren Fuß man den Ozean tosen hört, umgeben die Festung. Der eine dieser Abgründe zur Rechten der Zitadelle heißt der Schlund los Hornos. Eine schmale Brücke verbindet die Ränder der beiden Felsen.

Am frühen Morgen, während im Lager noch Verwirrung herrschte, das so unvorhergesehen durch den Befehl des Generals alarmiert worden war und ein starker Sondertrupp zu den Waffen griff, ohne dass die Soldaten, aus denen es bestand, wussten, wohin man sie führt, begaben sich Don Cornelio und der Indianer auf den Weg zum Meer.

Noch waren es zwei Stunden bis zum Sonnenaufgang und dies war mehr Zeit, als man zur Ausführung des schon im Voraus verabredeten Handstreichs zu bedürfen glaubte.

Die Nacht war sehr düster. Stadt und Festung schienen im tiefen Schlaf zu liegen, wie man aus dem Schweigen, welches es sogar ermöglichte, von Weitem das dumpfe Rollen des Meeres zu hören.

Die beiden Männer schllichen mit Vorsicht an den geschwärzten Mauern des Forts entlang. Nach einem Marsch von einer Viertelstunde fingen sie an, die Klippen zu erklimmen und sich von der Küste zu entfernen.

Costal ging voran, Lantejas folgte ihm auf dem Fuß. Nur mit großer Strapaze, des steten Risikos ausgesetzt, von den Wänden der Abhänge in die Tiefe zu stürzen, erreichten beide endlich die Brücke.

Costal schlug Feuer und zündete eine kleine Pechfackel an, die er in der mitgebrachten Stocklaterne verbarg.

Sobald dies geschehen war, betraten die beiden Männer vorsichtig die Brücke und banden die Stocklaterne an einen Pfahl, welcher sich in der Mitte derselben befand. Costal

kehrte die Lichtseite der Laterne dem Fort zu und folgte dann seinem Gefährten, der schnellen Schrittes die Brücke verließ.

Wie schon erwähnt, war das Aufleuchten der Laterne auf der Brücke das verabredete Zeichen für den Beginn des Überfalls auf die Festung. Costal und Lantejas hatten ihren Auftrag erfüllt und erwarteten mit sichtlicher Anspannung die Folgen ihres Werkes.

Von der Höhe, wo sie sich befanden, bot sich ihnen eine weite Aussicht über das Fort, die Stadt und den Ozean. Alles war, mit Ausnahme des Meeres, in Schweigen gehüllt. Unwillkürlich ließ Lantejas seinen Blick über das Meer schweifen und Costal tat ein gleiches.

»Es steckt ein Gewitter in der Luft«, sagte der Indianer mit leiser Stimme, denn die Feierlichkeit des Schauspiels schien es ihm nicht zu erlauben, laut zu sprechen. »Seht Ihr die Haifische auf der Oberfläche in einem phosphoreszierenden Prunk schwimmen?«

Tatsächlich schweiften eine Unzahl dieser gefräßigen Tiere, Beute suchend wie Piraten umher, feurige Kreise beschreibend, ähnlich denen der Feuerfliege in den Gräsern der Savanne.

»Welches Schicksal glaubt Ihr wohl«, fragte der Zapoteke, »würde den treffen, der mitten unter diese schweigenden Schwimmer fiele? Wie viel Mal habe ich als Perlenfischer dieser Gefahr getrotzt, indem ich in ihrem Beisein untergetaucht bin!«

Don Cornelio antwortete nicht. Dieser Gedanke ließ ihn vor Schrecken erschaudern.

Der Indianer fuhr fort: »Dies geschah, als ich noch jung war, ohne das die Haifische, so wenig wie die Tiger, die ich

später im Einsatz erlegte, etwas über den vermochten, der das Alter des Raben leben soll. Bald habe ich nun ein halbes Jahrhundert gelebt, und ich allein würde vielleicht in dieser Stunde unter diese fleischgierigen Ungeheuer tauchen können, ohne die geringste Gefahr zu laufen.«

»Ist dies das Mysterium Eurer Unerschrockenheit, die sich niemals verleugnet?«

»Ja und nein! Das Risiko hat einen gewissen Reiz für mich, wie Euer Körper diese Haie anziehen würde. Das ist eine Anfälligkeit, der ich nachgehen muss, und keine Prahllerei. Damit ist es aber noch nicht genug, ich suche im Blut der Spanier die Mörder meiner Väter zu vernichten. Was kümmert eigentlich mich die politische Gleichstellung, der Punkt Eurer Wünsche? Aber von alledem will ich zu Euch nicht sprechen, obgleich es sich darauf bezieht – vor allem seht einmal unter Euch.«

Ein fremdartiges Detail stellte sich den Blicken Lantejas dar und entriss ihm eine Regung abergläubischen Schreckens.

Costal sah ihn an und lächelte. Ein schwarzer Körper, dessen Kopf eine Art Haar bedeckte, stieg halb aus dem Wasser und schien auf das flache Ufer zwei Menschenarme zu stützen. Einen Augenblick glaubte Lantejas eine Badende zu erblicken, die wieder aus dem Meer stieg.

»Was ist das für eine seltsame Gattung?«, fragte er Costal mit einem gewissen unheimlichen Gefühl, als er ein schmerzliches Lamentieren dem Maul dieses Wesens entschlüpfen hörte, dessen Physis er sich nicht erklären konnte, denn wenn auch die Form seines Körpers der eines Weibes, glich, so hatte die Stimme nichts Menschliches.

»Das ist eine Seejungfer, die Euch so erschreckt. Ihr wür-

det wohl nicht imstande sein, den Anblick eines noch seltameren, vollkommenen Wesens, vollkommener noch als das schönste menschliche, zu ertragen?«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Señor Capitano Don Cornelio«, erwiderte der Indianer, »Ihr, der Ihr im Angesicht der Feinde so tapfer seid ...«

»Hm!«, unterbrach ihn Lantejas, »auch der Tapfersten, seht Ihr ...«

Fast wäre ihm das Geständnis seiner Zaghafigkeit entschlüpft.

Costal ließ ihm dazu keine Zeit.

»Ja, ja, Ihr seid wie Clara, obgleich bedeutend mutiger als er. Ihr habt nur Zeit nötig, um auch mit den Tigern vertraut zu werden. Wenn aber da unten statt dieser Seejungfer auf dem flachen Ufer ein herrliches Geschöpf, ein gelocktes, singendes Weibsbild sich befände, und wenn diese Evasstochter, obgleich Eurem Auge sichtbar, nichts als ein ungreifbarer Geist wäre, was würdet Ihr dann tun?«

»Etwas sehr Einfaches, ich würde entsetzlichen Bammel haben«, sagte Cornelio treuherzig.

»Nun habe ich Euch nichts mehr zu sagen. Ich suchte für ein Vorhaben einen mutigeren Gefährten als Clara ist, jetzt werde ich mit dem Farbigen zufrieden sein müssen. Ich hoffte, dass Ihr - sprechen wir nicht mehr davon.«

Der Indianer fügte kein Wort mehr hinzu, und auch der Offizier schwieg unter dem Einfluss des Schreckens, den die halbe Vertraulichkeit Costals hervorgerufen hatte. Beide blickten nun wieder in Erwartung, die Zitadelle bald genommen zu sehen, still in den unermesslichen und sagenumwobenen Ozean hinaus, dessen Monotonie allein durch die Anwesenheit des Meerweibchens belebt wurde.

## Kapitel 2

### Der Student der Theologie will nach Madrid marschieren

Um den Verlauf der Ereignisse zu folgen, haben wir die Abenteuer des Don Cornelio übersprungen. Hier aber, während er und Costal das Resultat des Verrats des Spaniers abwarten, ist es an der Zeit, unseren Lesern zu zeigen, wie die väterliche Sparsamkeit, über die wir ihn schon ursächlich klagen hörten, aufs Neue in eine Reihe von Gefahren zu stürzen, gegen welche die früheren, in denen er in seiner Hängematte unter Tigern und Klapperschlangen gebettet, nur ein Kinderspiel waren.

Der Student hatte sich, durch die Freigebigkeit Don Marianos, mit einem tüchtigen Pferd versehen, auf den Rückweg begeben und kam in seinem väterlichen Haus zu früh an, denn wenn diesmal, wie das Erste, seine Reise zwei Monate gedauert hätte, würden die Umstände für ihn ganz anders sein.

Seine Studien waren schon lange beendet. Da er sich vorgenommen hatte, nach Valladolid zu gehen, um sich die Weihen erteilen zu lassen, achtete es sein Vater für geraten, ihm ein scheues und widerspenstiges Maultier zur Verfügung zu stellen, das er mit einem tüchtigen Gewinn für das von Don Mariano gegebene Pferd eingetauscht hatte.

Der Student machte sich auf den Weg, mit dem Segen seines Vaters versehen und einer Masse von Empfehlungen, das Maultier zu schonen und sich wohl vor dem Schmutz der Insurrektion in acht zu nehmen.

Die wenigen Häuser des Flecken Caracuaro erschienen schon deutlich in der Entfernung vor ihm, als er sich mit den Gedanken, die Elemente der Theologie wieder durch-

zugehen, beschäftigte, die ihm vollständig auf seinen Reisen entfallen waren, sich plötzlich vor drei Reitern sah. Das war zwei Tage nach seiner Abreise.

Durch den plötzlichen Anblick der Herren erschreckt, bäumte sich das Maultier gerade in dem Augenblick, als Lantejas es sich am wenigsten vorgestellt hätte, auf und warf ihn so unsanft zur Erde, dass er, mit dem Kopf gegen einen Stein fallend, vollständig die Besinnung verlor.

Als er wieder zu sich kam, saß er am Rand der Straße mit halb gespaltener Hirnschale und als Zugabe noch ohne Maultier, dass, als es sich von seinem Reiter befreit sah, es für angemessen hielt, im gestreckten Galopp den heimischen Stall wieder zu suchen.

Von den drei Reitern schien der eine der Herr und die beiden anderen die Diener zu sein.

Der Erstere wandte sich an den Studenten. »Hört, mein Sohn, Eure Lage erfordert, ohne gerade gefährlich zu sein, dennoch Vorsicht und Pflege, die Ihr nicht in dem armen Dorf Caracuaro finden werdet. Übrigens habt Ihr bis dahin noch zwei Stunden. Es wäre das Beste, Ihr setzt Euch in Ermangelung eines eigenen Pferdes hinter einem meiner Diener aufs Pferd und begleitetet uns zur Hazienda San Diego, die nur eine Stunde von hier entfernt ist. In dieselbe Richtung hat auch Euer Maultier Reißaus genommen. Ich werde dem Viehhirten Auftrag geben, es wieder einzufangen, dann werdet Ihr nach Verlauf von drei Tagen Euren Weg wieder fortsetzen können. Wohin wollt Ihr?«

»Nach Valladolid, mir die heiligen Weihen erteilen zu lassen.«

»Prächtig! Gleiche Brüder, gleiche Kappen«, sagte der Reiter lachend. Ich bin der Pfarrer von Caracuaro, José Ma-

ria Morelos, von dem Ihr freilich noch nichts gehört haben werdet.«

Zu dieser Zeit war auch wirklich der große Name Morelos noch vollkommen unbekannt. Der Student konnte seine Verwunderung über den seltsamen Aufzug des Reiters nicht unterdrücken. Sein Anzug war im höchsten Grade abgetragen. Am Sattelknopf hing eine doppelläufige Büchse, an der nur das eine Schloss instand zu sein schien, und in einem Lederüberzug steckte ein Degen, dessen Stichblatt gänzlich verrostet war.

Seine beiden Diener steckten in einer wo möglich noch abgetrageneren Kleidung als ihr Herr. Sie waren jeder mit einer kupfernen Donnerbüchse bewaffnet.

»Und Ihr, Herr Patre«, fragte Lantejas seinerseits, »wohin wendet Ihr Euch?«

»Ich gehe«, erwiderte der Pfarrer, noch immer lachend, »zuerst, wie ich Euch schon gesagt habe, zur Hazienda San Diego und dann will ich mich in Ausführung der Befehle, die mir erteilt worden sind, der Zitadelle von Acapulco zu bemächtigen suchen.«

So war die Ausrüstung des Generals beschaffen, dessen Name einen so ungeheuren Ruf erlangt hat, und dies waren seine kriegerischen Hilfsmittel, welche die Geschichte übrigens getreulich auf ihren Blättern verzeichnet hat.

Bei dieser Antwort riss Cornelio die Augen so weit, wie es ihm möglich war, auf. Er wollte aber lieber annehmen, dass sein erschüttertes Gehirn ihn habe falsch verstehen lassen, als voraussetzen, der ehrwürdige Pfarrer leide an Geisteszerrüttung.

»Dann seid Ihr ein Insurgent?«, rief er nicht ohne Schrecken aus.

»Ohne Zweifel, und zwar seit langer Zeit.«

Lantejas stieg hinter dem einen Diener auf und blieb die ganze Zeit über stumm. Da er aber nach Verlauf einer halben Stunde weder auf der Stirn des Pfarrers noch auf denen der beiden Diener irgendeine jener schrecklichen Zierraten, deren der sehr ehrwürdige Don Antonio Bergosa Erwähnung getan hatte, hervorwachsen sah, fing er an zu glauben, dass nicht gerade alle Insurgenten eine sichere Beute des Teufels sein könnten. Nichtsdestoweniger gab er sich doch das Versprechen, seine Reise mit dem Pfarrer nur bis in die Hazienda San Diego zu machen und den allerkürzesten Aufenthalt in einer so verdächtigen Gesellschaft zu nehmen.

Soweit hatte der Student die Sache mit seinem Gewissen abgemacht, als er plötzlich unter den glühenden Sonnenstrahlen eine sonderbare Verwirrung seiner Gedanken wahrnahm. Es erschien ihm nämlich nicht allein diese durch Priester begonnene Insurrektion ganz natürlich, sondern er fing auch sogar an, aus voller Kehle, ohne sich halten zu können, einen kriegerischen Gesang anzustimmen, den ihn eben die patriotische Begeisterung eingab, in dem der kriegerische Sänger den König von Spanien gar arg mitnahm.

Er wusste nicht, in welchem Zustand er später in der Hazienda San Diego angekommen war und wie viele Tage er unter dem Schauer eines durch die Anstrengung des Marsches und seiner Verwundung eingetretenen hitzigen Fiebers dort zugebracht hatte. Es war ihm allein eine dunkle Erinnerung von schmerzhaften Träumen geblieben, in denen er beständig Waffengetöse hörte. Durch all dieses hindurch fühlte er sich wie auf einem stürmischen Meer hin-

und her geschaukelt.

Eines Tages erwachte er ganz erstaunt in einem ziemlich armselig möblierten Zimmer. Nach und nach erinnerte er sich nun seines Falls und seines Zusammentreffens mit dem Pfarrer von Caracuaro. Da er sich stark genug fühlte, um sein Bett zu verlassen, schlepppte er sich bis zum Fenster, um sich Gewissheit über einen großen Lärm zu verschaffen, den er vernahm.

Der Hof unter seinem Fenster war mit bewaffneten Männern angefüllt, die einen zu Fuß, die anderen zu Pferd. Lanzen mit Fähnlein von verschiedenen Farben geschmückt, Degen, Flinten glitzerten von allen Seiten in der Sonne. Die Pferde standen stolz und wieherten unter ihren Reitern, kurz, man war versucht, dies für den Sammelplatz einer Armee zu halten. Die Schwäche nötigte dem Verwundeten, wieder das Bett aufzusuchen. Er erwartete mit Ungeduld, dass jemand ihm Auskunft über seine Lage geben möchte.

Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde erschien ein Mann im Zimmer des Kranken, den er als einen der beiden Diener Morelos' wiedererkannte. Der Diener kam von seinem Herrn, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen.

»Wo bin ich, mein Freund, ich bitte Euch?«, fragte er ihn, ohne auf seine Fragen Rede gestanden zu haben.

»In der Hazienda San Luis.«

Der Student raffte seine Gedanken zusammen und sah sich im Geist nach der Hazienda San Diego zurückversetzt.

»Ihr irrt Euch, dies ist die Hazienda San Diego«, erwiderete er.

»Die haben wir gestern verlassen, wir waren dort nicht mehr recht sicher – zum Teufel aber auch, man hat es doch

nicht nötig, man mag ein noch so guter Patriot sein, seine Meinung überall auszuposaunen ...«

»Ich verstehe Euch nicht, mein Lieber«, unterbrach ihn Lantejas, »das ist vielleicht noch die Nachwirkung des Fiebers.«

»Mein Gott! Ich spreche doch ganz deutlich«, antwortete der Diener. »Wir waren genötigt, die Hazienda zu verlassen, weil die königlichen Truppen unterwegs waren, uns wegen der wilden Überspannung eines gewissen Cornelio Lantejas auszuheben.«

»Cornelio Lantejas!«, rief der Student mit Entsetzen, »das bin ja ich!«

»Das weiß ich leider zu wohl! Ehrwürdige Herrlichkeit haben keinen Anstand genommen, es zu den Fenstern hinauszuschreien und zugleich mit allen Kräften meinen Herrn zum Generalissimus aller Insurgenten auszurufen. Wir hatten sogar unsere Not, Euch daran zu verhindern, nach Madrid zu marschieren.«

»Madrid in Spanien?«

»Bah! Zweitausend Seemeilen waren für Euch eine Kleinigkeit, Ihr sagtet dann: ›Ich Cornelius Lantejas unternehme es, den Tyrannen zu stürzen!‹ Wir waren nun genötigt, aus Furcht unseres Aufenthaltsort ohne Versäumnis zu verlassen, indem wir Euch in einer Sänfte mitschleppten, da mein Herr es nicht übers Herz bringen konnte, einen so warmen Anhänger, der sich aus Liebe zu ihm bloßgestellt hatte, im Stich zu lassen. Wir gelangten dann hier an, wo Ihr Euch, dank den Leuten, die sich uns angeschlossen haben, der ganzen Glut Eures Patriotismus hingeben könnt.«

Der junge Mann hatte mit Schrecken und vollständiger Betäubung seine Heldentaten mit angehört.

Dann fügte der Diener hinzu: »Unter anderen hat mein Herr, um nicht hinter dem, der ihn zum Generalissimus ausgerufen hat, zurückzubleiben, Ew. Herrlichkeit zum Unterleutnant und zu seinem Adjutanten ernannt, Ihr werdet Euer Patent unter dem Kopfkissen finden.«

Mit diesen Worten verließ ihn der Diener.

Als dieser das Zimmer verlassen hatte, fuhr Don Lantejas eilig mit der Hand unter sein Kopfkissen. Das fatale Patent lag da.

Er zerknitterte es wütend und schlepppte sich von Neuem an das Fenster, um alle Beteiligungen an der Insurrektion zu widerrufen, wie die ersten Christen, die inmitten der Götzenanbeter den heiligen Namen Gottes bekannten. Sein Debakel aber wachte über ihm.

In dem Augenblick, als er den Mund öffnen wollte, um mit lauter Stimme aus zuschreien, dass er jede Gemeinschaft mit den Feinden Spaniens von der Hand wies, verwirrten sich abermals seine Gedanken, indem er schrie: »Es lebe Mexiko, Tod dem Tyrannen!« Dann fiel er kraftlos auf sein Bett.

Die Ohnmacht war diesmal von geringerer Dauer. Nach kurzer Zeit war er seiner Sinne wieder Herr und sah, dass sein Bett von bewaffneten Leuten umgeben war, die, aus einigen untereinander gewechselten Worten zu schließen, mit Spannung den Zustand, in dem er sich befand, zu untersuchen schienen. Er erkannte unter diesen Stimmen die des Generals Morelos selbst, der sagte: »Wie soll man sich diese plötzliche Sympathie für unsre Sache erklären? Der junge Mann ist von fieberhaften Phantasiegebilden umgaukelt.«

»Wenn nicht der glühendste Patriotismus in den Tiefen

seiner Seele gärte, würde der Schaum nicht bis an die Oberfläche kommen«, sagte eine andere Person mit Namen Don Rafael Valdovinos.

»Was tut's?«, erwiderte Morelos, »ich kann nicht glauben, dass mein Einfluss ...«

Ein Eintretender unterbrach den Pfarrer von Caracuaró in dem Augenblick, als der Student die Augen öffnete, ohne dass er aber der Meinung, die man über ihn ausgesprochen hatte, Lügen zu strafen wagte. Der Neuankömmling war ein Mann von kräftigem Wuchs, mit kriegerischem Ansehen, dessen Bart- und Kopfhaar schon anfing, sich hier und da mit Grau zu untermischen. Sein Aussehen verriet einen Fünfziger.

»Warum, mein General«, sagte der Unbekannte, die Hand, die ihm Morelos entgegen, hielt, freudig ergreifend, »warum sollte dieser brave junge Mann nicht auch wie ich dem Einfluss Eurer Person auf den ersten Blick erlegen sein? Ich kenne Euch erst seit heute und nie werdet Ihr einen ergebenen Diener haben, als mich. Ich stehe für den jungen Mann ein, er ist ohne Widerrede einer der unsern.«

Bei diesen Worten blickte der Unbekannte Don Cornelio zu gleicher Zeit so sanft und auch so furchtbar an, dass es den jungen Mann in demselben Augenblick von Kopf bis zu den Füßen durchschauerte und auch ein unüberwindliches Wohlbehagen ihn durchzuckte, sodass er sich nicht enthalten konnte, mit einer Gebärde die Verpflichtungen, die man in seinem Namen übernahm, zu bestätigen.

Der Unbekannte war derselbe, den die Geschichtsschreiber den furchtbaren, den großen, den unbesiegbaren Don Hermenegildo Galeana, den mexikanischen Murat nennen, den man wohl in hundert Gefechten mit eingelegter Lanze

auf den Feind wie den Erzengel der Schlachten losstürzen sah, sein furchtbares Kriegsgeschrei *Aqui esta Galeana* (Galeana kommt) ausstoßend. Ein furchtbarer Feind und ein zärtlicher und ergebener Freund unterjochte er alle seinem unwiderstehlichen Einfluss.

Glücklicher als Murat blieb Galeana auf dem Schlachtfeld von Leichnamen umgeben, die seine Faust aufgetürmt hatte, und glücklicher als der französische Held starb er treu dem Mann, dem er geschworen hatte, sein Leben zu weihen.

»Wie dem auch sei«, fuhr Valdovinos fort, »ich weiß, dass der General Calleja auf den Kopf dieses jungen Mannes einen Preis gesetzt hat, wie auf den unseren.«

»Nun, Don Cornelio!«, fügte Galeana hinzu, »bereitet Euch vor, morgen abzugehen und Euch des Postens, zudem Ihr erhoben worden seid, würdig zu machen. Die Gelegenheit dazu wird Euch nicht fehlen.«

Plötzlich erscholl der Donner einer Kanone unter seinem Fenster.

Als Morelos sich scherzend wunderte, dass er schon eine Artillerie unter seinen Befehlen habe, nahm Galeana das Wort und sagte zu ihm: »Herr General, diese Kanone macht einen Teil unserer väterlichen Erbschaft aus. Wenn bei uns ein Sohn geboren wurde oder ein Galeana aus dem Leben schied, diente sie dazu, unseren Jubel oder unsere Traurigkeit anzuzeigen. Heute weihe ich sie zum Dienst der großen mexikanischen Familie, sie gehört Euch wie unsere Personen.«

Dann ging er zum Fenster und schrie mit dieser Stimme, vor der die Spanier bald genug fliehen lernten: »Es lebe der General Morelos!«

Lebhafte aus dem Hof aufsteigende Vivatrufe antworteten dem seinen. Ein Geklirr von aus der Scheide gerissenen Degen, das Geräusch der auf den steinigen Boden gestoßenen Gewehrkolben und das Gewieher der Pferde mischten sich mit den Ausbrüchen der Opferbereitschaft. Die Stube des Kranken war in einem Augenblick leer, der Pfarrer von Caracuaró stieg in den Hof, um seinen neuen Soldaten die Hand zu drücken. Der Student aber empfand, weit davon, diese kriegerische Glut zu teilen, eine schreckliche Herzbeklemmung. Er dachte mit Trauer an seine theologischen Studien, die er inmitten des Feldlagers ganz vernachlässigen musste, und dann war ja auf seinen Kopf wie auf den eines Rebellen ein Preis gesetzt worden. Und alles dies verdankte er der Knickerigkeit seines Vaters bei dem Ankauf dieses verdamnten Maultiers, wie einst bei dem des zum Stierkampf bestimmten Pferdes. Lantejas kleidete sich traurig an und warf einen finsternen Blick in den Hof auf das Menschenknäuel, welches sich dort von allen Seiten zusammendrängte. Ein Schwarzer lud die Kanone aufs Neue, mit der er soeben das Signal zum Bürgerkrieg hatte geben hören. Dieser Mann war Clara, der aus eigener Machtvollkommenheit sich das Kommando des ersten Geschützes *El Nino* genannt, welches Morelos unter seinen Befehlen hatte, aneignete.

Ehe wir weitergehen, ist es nötig, mit einigen Worten zu erwähnen, was während der Zeit stattgefunden hatte, seitdem Lantejas hinter dem Diener aufs Pferd gestiegen und in der Hacienda San Diego angekommen war, bis zu dem Augenblick, er von dort noch immer ohne Bewusstsein in einer Sänfte zur Hacienda San Luis gebracht, so unangenehm erwachte.

In geringer Entfernung von San Diego war Morelos mit einem insrgierten Parteigänger Don Rafael Valdovinos zusammengetroffen, der mit einigen Leuten im Land herumschweifte, sich aber sogleich zur Verfügung des Pfarrers von Caracuaro stellte.

Letzterer, der in Erfahrung brachte, dass das spanische Gouvernement nach Petatlan, einer kleinen Stadt der Umgegend, die zur Errichtung eines Milizionärs nötigen Waffen geschickt hatte, dachte, dass dieselben der Sache seiner zukünftigen Soldaten förderlicher sein würden, und beschloss, sich derselben mithilfe der Leute Valdovinos' zu bemächtigen, was fast augenblicklich abgemacht war. Dann wurden sie in die Hazienda San Luis geschafft.

Die Nachricht von diesem glücklichen und kecken Handstreich war Morelos hierher vorangegangen. Als er selbst ankam, traf er mit Don Juan José und dem Hermenegildo Galeana, Onkel und Neffen, zusammen, die ihm siebenhundert Mann, die jämmerlicherweise mit zwanzig Flinten und der Kanone el Nino, deren wir soeben Erwähnung getan haben, bewaffnet waren, zuführten.

Morelos hatte gerade die Waffen, die für die Miliz von Petatlan bestimmt gewesen waren, unter seine Leute verteilt, als die Szene stattfand, deren Zeuge der friedliche Lantejas, der durch eine Verkettung seltsamer Umstände in einen Soldaten und gewiss in den betrüblichsten, der in beiden Lagern, dem spanischen und dem der Insurgenten, zu finden war, umgewandelt worden.

Er verbrachte, wie sich denken lässt, eine sehr unruhige Nacht. Er hatte die Ehre gehabt, am Tisch des Generals mit seinem improvisierten Stab zu Abend zu speisen. Vielleicht war die Masse der genossenen Speisen, die er mit dem

Heißhunger eines Genesenden zu sich genommen hatte, mit schuld an den schrecklichen Träumen, die ihn die Nacht über belästigten.

Als der Morgen anbrach und die ersten Strahlen der Sonne in sein Zimmer drangen, öffnete er die Augen mit Freude, um den Einfluss des quälenden Traums, der ihn beherrschte, abzuschütteln. Aber er schien auch wachend weiter zu träumen. Er vernahm einen gewaltigen Lärm im Hof, der aber von den bald rauen, bald schneidenden und doch immer so durchdringenden Tönen eines namenlosen Instruments übertönt wurde, dass er für einen Augenblick glaubte, Satan selbst stoße in die Trompete, um seine höllischen Scharen zum Aufsitzen zu kommandieren.

In kalten Schweiß gebadet, wachte der Ex-Student endlich auf, ohne sich dabei ganz den Schrecken entziehen zu können, die ihm diese Musik verursachte, von der er sich erinnerte, sie schon einmal in einer schrecklichen Lage gehört zu haben, denn der, welcher diesen Höllenlärm machte, war kein anderer als der Indianer Costal, den Lantejas zu seinem großen Erstaunen in den Reihen der Insurgenten wiederfand. Costal war der erste Trompeter Morelos' gewesen, wie Clara der erste Artillerist.

Cornelio erkannte ihn in dem Augenblick, in dem er die kriegerischen Töne seiner Trompete hörte, nicht. Er bewaffnete sich mit allem ihm zu Gebote stehenden Mut und ging in den Hof.

Der Erste, dem er begegnete, war der schreckliche Galeana. Er zitterte, dass der durchbohrende Blick des Helden ein Hasenherz unter der Löwenhaut erkennen möchte. Glücklicherweise hatte der tapfere Krieger andere Dinge zu tun, als die Gedanken eines obskuren Unterleutnant zu er-

forschen, und alle Welt täuschte sich in der kriegerischen Haltung, die Lantejas sich zu geben wusste. Die einzige Kanone donnerte zum letzten Mal und alle verließen in guter Ordnung die Hazienda San Luis.

Auf dem Marsch machten andere Parteigänger, die zu ihnen stießen und deren Anzahl sich wohl auf tausend belaufen mochte, die Armee immer vollzähliger. Dieser ganze Haufen wurde infolge des angeborenen kriegerischen Talents, das in dem Pfarrer von Caracuaro erwachte, so gut diszipliniert, wie niemals irgendeine Insurgentenschar es gewesen war.

Schon schien der Gedanke an die Eroberung Acapulcos nicht mehr die Ausgeburt eines kranken Hirns zu sein. Nach einem langen, mühevollen Marsch finden wir Morelos an den Ufern des Stillen Ozeans, angesichts der Stadt, die man ihn zu erobern aufgetragen hatte.

Zwei Monate ununterbrochenen Kampfes, aus dem Morelos stets als Sieger hervorging, hatten Don Lantejas ein wenig an das Kriegsleben gewöhnt. Er hatte den Ruf eines mutigen Kriegers erlangt, obgleich er oft nahe daran war, das Hasenpanier zu ergreifen.

Als er zum ersten Mal ins Feuer kam, geschah dies an der Seite Don Hermenegildo Galeanas. Dieser hatte über ihn eine solche Gewalt gewonnen, dass die Blitzes seiner Augen ihn mehr erschreckten als die Gegenwart des Feindes. Sein furchtbarer Argus kämpfte in der ersten Reihe und seine Lanze und sein krummer, kurzer Säbel räumten derartig vor ihm auf und machten eine solche Lücke in den feindlichen Reihen, dass es schien, es wäre für die Waffen der Spanier ein unüberschreitbarer Kreis um ihn gezogen, sodass er dem Schwert Lantejas, das dieser mit zitternder

Hand führte, nichts zu tun übrig ließ.

Er war mit dieser ersten Probe so zufriedengestellt, dass er für die Folge immer diesen Platz aufsuchte. Noch einen anderen Mann gab es, der gewöhnlich an der Seite Galeanas focht. Es war Costal, der diesem aber an Mut und physischer Kraft kaum etwas nachgab.

Galeana und Costal waren für Don Cornelio zwei Schutzengel des Krieges. Bei ihnen wohnte er einem Kampf fast in Sicherheit bei, denn er nahm eigentlich keinen Teil daran.

Nichtsdestoweniger schlepppte er seinen Ruhm wie eine für seine Schultern zu drückende Last mit sich herum. Den Ausreißer zu machen, war unmöglich. Auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt und andererseits hatte Morelos dem Ort am Fluss Sabana, wo sich sein Hauptquartier befand, den furchtbaren Namen *Weg zur Ewigkeit* gegeben, um damit anzudeuten, dass diejenigen, welche seine Sache verließen oder sein Lager angriffen, sich zur großen Reise anschicken würden.

Unterdessen empfing Don Cornelio endlich eine Antwort auf mehrere Briefe, die er an seinen Vater geschrieben hatte, um ihn zu benachrichtigen, dass er dank des störrischen Maultiers, das er so billig gekauft hatte, die Weihe in der Eigenschaft eines Leutnants in der Insurgentenarmee genommen habe und dass er seine Thesen mit Säbelhieben unterstützte, was ihm die Ehre verschafft habe, dass sein Kopf bedroht sei, abgeschlagen anstatt abgeschnitten zu werden.

Nach großen Lobeserhebungen über seine Unerschrockenheit, die Cornelio bisher so sorgsam verheimlicht hatte, enthielt die Antwort die Nachricht, dass man seine Begnadigung vom Vizekönig unter der Bedingung erlangt habe,

dass er Morelos ver lasse und seinen Arm dem Dienst Spaniens weihe.

Die letzte Bedingung war nicht nach Cornelios Geschmack. Würde er wohl in den Reihen der Spanier zwei solche Beschützer gefunden haben, wie er jetzt besaß? Abgesehen aber von der mit Bewunderung gemischten Zuneigung zu seinem braven General und der tiefen Erkenntlichkeit für Don Hermenegildo, schauderte er bei dem Gedanken, sich eines Tages der Lanze und dem Säbel des furchtbaren Galeana als Feind gegenüber zu befinden.

Er nahm nun zu dem letzten Mittel seine Zuflucht. Er beschloss, dem General nichts von dem Brief seines Vaters zu sagen und sich darauf zu beschränken, von ihm einen Urlaub zu erbitten, den er, einmal erhalten, bis aufs Nimmerwiedersehen verlängern wollte. Wie es ihm damit glückte, haben wir eben gesehen.

Dies waren die neusten Abenteuer des Studenten der Theologie seit seiner Abreise von der Hazienda las Palmas und bis zu dem Augenblick, wo wir in dem Zelt des Generals Morelos ihn wiedersahen und zu der Hornosbrücke begleiteten.

\*\*\*

Costal und Don Cornelio standen noch immer an der Brücke, den Blick auf den Ozean gerichtet und in demselben Schweigen verharrend, wie in dem Augenblick, wo wir sie verlassen haben.

Das Meerweibchen tauchte wieder ins Meer mit einem kläglichen Geschrei, das von einem starken Geknalle überdeckt wurde.

»Die Zitadelle ist erobert!«, rief Don Cornelio.  
»Pepe Gago hat uns verraten«, sagte der Indianer, »ich vermutete es.«

Ein heftiges Gewehrfeuer ließ sich vernehmen und verkündete, dass Costal recht hatte.

Die beiden Männer verließen eiligst ihren bisher innegehabten Posten. Angekommen in einem Engpass, bot sich ihnen ein schrecklicher Anblick dar.

Die mexikanischen Truppen befanden sich in der größten Verwirrung.

Ein Mann, der sich quer über den Weg geworfen hatte, rief in demselben Augenblick: »Viva christo! Ihr Feiglinge, kein anderer Weg, als über den Leichnam Eures Generals!«

Es war Morelos, der die Flucht seiner Soldaten nicht anders zu hemmen wusste, als dass er ihnen mit seinem Körper den einzigen Weg des Rückzuges versperrte.

Die Flüchtlinge stutzten und kehrten um, aber nach einem vergeblichen Sturm ließ der General zum Rückzug blasen. Das war sein erster Gefechtsverlust seit drei Monaten.

Das Kommando war nämlich, von einer starken Reserve unterstützt, bis in die Nähe des Tors gelangt, das der Artillerist bewachte und das er ihnen nach Auswechselung des verabredeten Losungswortes in die Hände spielen wollte.

Plötzlich erscholl die Stimme des Artilleristen durch das Tor, indem er fragte, ob der General, wie man übereingekommen war, gegenwärtig sei. Morelos ließ aus Furcht vor irgendeinem heimtückischen Streich gegen seine Person antworten, dass er sich beim Nachtrab befinde.

Der Artillerist erwiderte durch diesen widrigen Zufall in seiner Erwartung getäuscht, nichts, Aber die spanischen

Soldaten, die schon im Voraus unterrichtet waren, gaben auf die Insurgenten durch ihre Schießscharten eine unvorhergesehene Salve, die eine Menge von ihnen tötete und sie in die Flucht jagte.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als zwei Männer auf der Brücke erschienen; der eine von ihnen war Costal, der andere, der ihn begleitete, aber diesmal der Schwarze Clara.

Die Harzfackel brannte noch immer in der Laterne, verbreitete aber schon einen blasseren Schein um sich, da das Grau der Dämmerung auf das Schwarz der Nacht folgte.

»Ihr seht diese Laterne, Clara«, sagte der Indianer, »Ihr wisst, wozu sie dienen sollte, aber noch kennt Ihr den Eid nicht, den ich dem Verräter geschworen habe, der mit uns sein schändliches Spiel getrieben hat.«

»Der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, wie Ihr es anfangen wollt, diesen Eid zu halten!«, gab der Schwarze zur Antwort, auf das, was ihm der Indianer eben gesagt hatte.

»Ich auch nicht«, sagte Costal, »da ich aber Gago versprochen habe, dass er sich an die Laterne Hornos erinnern sollte und dass ich mich sehr freuen würde, sie ihm im Notfall vor die Augen zu bringen, so darf ich sie nicht den Launen des ersten besten Vorübergehenden überlassen. Jedenfalls ist das Signal überflüssig.«

Mit diesen Worten nahm Costal die Laterne ab und löschte sie aus.

»Hilf mir ein Loch graben, das groß und sicher genug ist, sie zu verbergen und sie wiederzufinden, wann es mir beliebt«, fügte der Indianer hinzu.

Beide Gefährten gruben mithilfe ihrer Messer ein Loch in die Erde, das genügende Tiefe hatte, um die Laterne zu

verbergen, die Costal dort sorgsam mit dem Harzlicht, das darin war, versenkte.

Nachdem die Arbeit beendigt war, sagte der Indianer: »Lass uns hier niedersetzen, Clara, mein Freund, und uns über die Mittel beraten, wie wir uns der Festung mitsamt des Schurken, der darin ist, bemächtigen.«

»Sehr gern«, erwiderte der Farbige.

Beide setzten sich mit ernsthafter Gebärde nieder und die Beratung begann.

### Kapitel 3 Eine nächtliche Unternehmung

Der Schwarze blickte Costal starr an, dann sagte er, da er sah, dass derselbe von ihm zuerst seine Meinung hören wollte: »Es gibt ohne Zweifel mehrere Wege, sich der Festung zu bemächtigen, und wenn ich der General der Armee wäre ...«

»Nun, was würdet Ihr tun?«, fragte der Indianer.

»Ich würde nicht in Verlegenheit sein, den richtigen zu finden, gestehe aber, dass ich in meiner Eigenschaft als einfacher Artillerist keinen weiß, das ist auch ganz natürlich. Das ist meine Ansicht, jetzt werde ich die Eurige hören.«

»Ohne Zweifel gibt es mehrere Wege, ein Fort zu nehmen: durch Hunger oder durch Ersteigung mit Sturmleitern. Wir sind aber nicht stark genug, um sie mit bewaffneter Hand zu nehmen.«

»Dann wollen wir sie durch Hunger nehmen«, sagte der Afrikaner, »ich bin dabei, und dafür gibt es ein sehr einfaches Mittel, man schneidet ihnen die Lebensmittelversor-

gung ab.«

»Auf welche Weise?«

»Das ist Sache des Generals und nicht die Unsrigs.«

Die Erörterung der beiden Gefährten wurde durch einen Kanonenschuss unterbrochen.

»Das war ein Schuss vom Fort«, sagte Costal.

»Nein«, entgegnete der andere, »von der Insel la Roqueta.«

Ein zweiter, diesmal aus dem Fort abgefeuerter Kanonenschuss bestätigte die Behauptung Claras, denn der Schall war weniger dumpf.

»Das ist ein mit der Besatzung der Insel verabredetes Signal«, sagte Costal, »aber zu welchem Zweck?«

Im selben Augenblick stieg vom höchsten Punkt der Festung am noch dunklen Himmel eine Rakete auf und zeichnete ihre feurige Bahn darauf ab. Nach Verlauf einiger Minuten stieg eine andere Rakete von der Insel auf.

»Das ist irgendein Schiff mit Proviant für die Belagerten«, fuhr Costal fort. »Wir wollen hier warten, bis es Tag ist, und wir werden dann genau erfahren, was zwischen dem Fort und der Insel vorgeht. Dies würde uns vielleicht ein Mittel finden lassen, wie wir den Belagerten die Versorgung abschneiden können.«

»Sie werden aber jetzt noch welche erhalten«, befand Clara.

»Ja, das wird das letzte Mal sein!«

Bald darauf durchdrang die Sonne mit ihren Strahlen die dichten Dunstschichten, die sich am Horizont aufgetürmt hatten.

»Seht Ihr da unten, nahe bei der Insel?«, fragte Costal.

Auf einem hellen Grund und über dem dichten, grünen

Laubwerk der Bäume, welche die Insel einfassten, zeichneten sich in leichten Konturen die Masten und Takelage eines Schiffes ab.

»Das Schiff lag gestern nicht da«, fuhr der Indianer fort.  
»Nun Clara! Fällt Euch bei diesem Anblick noch nichts ein?«

»O ja, ich erfahre dadurch, dass da unten ein Schiff vor Anker liegt und dass die Belagerten neuen Proviant erhalten sollen.«

»Ich habe so meine Idee«, sagte der Indianer. »Komm, wir wollen dem General unseren Plan mitteilen.«

\*\*\*

Während Clara und Costal über die Wege, die Festung zu nehmen, beratschlagten, hielten zwei wichtige Personen über denselben Gegenstand im Zelt des Obergenerals Rat und dies waren Morelos und Don Hermenegildo Galeana. Bei Ersterem waren noch Spuren heftiger ihn beherrschenden Leidenschaften sichtbar und er hatte es verschmäht, sich vom Staub, der seine Kleider bedeckte, zu reinigen.

Don Hermenegildo zeigte ein bedrohliches Gesicht, weil er düstere Wolken auf der Stirn seines viel geliebten Generals sah. Hätte es ihn betroffen, so würde kein Leid seine kriegerische Gestalt gebeugt haben.

Ein Plan der Festung und der Reede von Acapulco lag vor ihnen bei dem Schein zweier Wachskerzen ausgebreitet, der allmählich schwächer wurde, in dem Maße, wie der Tag nahte.

»Wie der Schurke Gago aussagte, könnten wir zwar Acapulco im Handumdrehen nehmen, aber unsere Eroberung

wäre nicht entscheidend, solange wir nicht die Herren der Festung wären. Der Kommandant Pedro Valdez sucht, obgleich er ein Kreole ist, eine Ehre darin, sich als Spanier anzusehen. Er wolle, sagt er, dem politischen Glauben seiner Väter treu bleiben. Wisst Ihr, Don Hermenegildo, was er auf meine Aufforderungen und auf mein Anerbieten geantwortet hat?«

»Durchaus nicht!«, sagte Galeana bei diesen Worten Morelos', »wir wollen unterdessen immer die Stadt nehmen. Das Übrige wird sich finden.«

»Aber dieses Fort!«, wiederholte Morelos, ihm den Plan auf der Karte zeigend.

Wie schon früher erwähnt, war das Fort am Ufer des Meeres in geringer Entfernung von der Stadt und inmitten umgebender unermesslicher Abgründe erbaut worden.

Es beherrschte Meer und Stadt zu gleicher Zeit. Zwei Stunden davon erhob sich die Insel la Roqueta, die der Obhut einer schwachen Garnison anvertraut war. Mittels der Brückenverbindung zur Insel konnte sich das Schloss fortwährend neu verproviantieren.

Morelos fuhr fort: »Valdez fühlt die Stärke und die Vorteile einer Stellung, die ihm im verzweifelten Notfall einen Rückzug zum Meer sichert. Das Fort hat Überfluss an Lebensmitteln und sonstigem Kriegsbedarf. So hofft er durch seinen Widerstand den königlichen Truppen Zeit zu verschaffen, ihm zu Hilfe zu eilen. Man müsste ihn zu Wasser und zu Land zugleich einschließen. Der Ausgang würde aber ebenso zweifelhaft sein, wie das Unternehmen schwierig. Tage, Wochen, Monate vergehen in Versuchen aller Art und wir haben den Schmerz, sehen zu müssen, dass, wenn wir hoffen, es seien die Lebensmittel und Munition im

Schloss ausgegangen, plötzlich spanische Schiffe, von dem Doppelfeuer der Insel la Roqueta und der Festung geschützt, herankommen und die Mittel zu weiterem Widerstand in die Festung werfen.«

»Lasst uns nur erst die Stadt nehmen, General«, wiederholte Galeana. »Die Stadt wird uns wenigstens gute Hilfsmittel bieten, die uns hier auf diesem glühend heißen Strand verweigert sind. Eine verzehrende Sonnenglut, die Rückstrahlen des glühenden Sandes, in dem wir gezwungen sind, zu kampieren, haben tödliche Fieber in unserer Armee hervorgerufen. Unser Lebensmittelnachschub kommt sehr spärlich an und in sonderbarer Ausnahme von der Regel leiden die Belagerer selbst größeren Mangel als die Belagerten.

Krankheiten, der Mangel an guten Nahrungsmitteln und das Feuer der Festung lichten unsere Reihen in hohem Umfang. Deshalb müssen wir zuerst daran denken, uns der Insel la Roqueta zu bemächtigen, um den Feind auszuhungern und ihn zur Übergabe zu zwingen. Das Unternehmen ist gefährlich, ich weiß es. Wir haben kaum so viel Fahrzeuge, um sechzig Mann aufzunehmen. Wir müssen zu einer Zeit, wo die Windstöße anfangen häufig zu werden, uns zwei Stunden weit ins Meer wagen und dann in sehr geringer Anzahl eine befestigte Insel angreifen, die von einer mutigen Besatzung verteidigt ist. Dennoch will ich aber, welche Gefahren auch dabei zu überwinden sein mögen, die Expedition zum Ruhm Eures Namens ausführen.«

»Ihr habt mich gelehrt, niemals an den Erfolg eines Unternehmens zu zweifeln, was Euch anvertraut ist, Freund Galeana«, erwiderte der General lächelnd. »Dies ist so, dass die Klugheit den Gedanken daran von der Hand weisen

muss.«

»Nichtsdestoweniger wage ich auf Eure Einwilligung zu rechnen, General, unter einer Bedingung ...«

»Welche?«

»Eure Exzellenz werden, wenn meine Signale Euch benachrichtigen, dass die Insel genommen ist, ein gleiches mit der Stadt tun, da ich genötigt bin, auf der Insel in Garnison zu bleiben.«

Einen Augenblick blieb Morelos nachdenklich, als der Adjutant Lantejas, der in einer Art Vorzimmer des Zeltes geblieben war, da er wusste, dass der General sich mit Galeana beriet, eintrat und um die Erlaubnis bat, Costal einführen zu dürfen, um, wie er sagte, eine Mitteilung von Wichtigkeit machen zu können.

»Möge Eure Exzellenz«, sagte Don Galeana, »ihm erlauben, einzutreten. Dieser Indianer hat fast immer gute Ideen.«

Morelos machte ein Zeichen des Einverständnisses und der Indianer trat in das Zelt.

Als er die Erlaubnis zum Sprechen erhalten hatte, sagte er: »Herr General! Ich befand mich eben auf den Höhen von Hornos und habe beim Anbruch des Tages eine Goélette nahe der Insel la Roqueta vor Anker liegen sehen.«

»Nun?«

»Nun! Es wird sehr leicht und einfach sein, sich diesen Abend mit Anbruch der Nacht bis dahin zu schleichen, sich ihrer unter dem Schutz der Dunkelheit zu bemächtigen und dann, wenn wir in ihrem Besitz sind ...«

»Werden wir die für das Fort bestimmten Zufuhren auffangen«, rief Galeana ungestüm, »und es dann durch Hunger zur Kapitulation zwingen. Herr General, Gott spricht

durch den Mund dieses Indianers. Eure Exzellenz kann jetzt unmöglich noch die Erlaubnis verweigern, die ich nachsuchte.«

Durch die inständigen Bitten Galeanas besiegt und durch die Perspektive des Ausgangs, den ohne Zweifel die Wegnahme eines Fahrzeuges zur Folge hatte, verführt, willigte Morelos ein, die Erlaubnis zu erteilen, um die man nachsuchte.

»Wenn ich mich auf die Kenntnis der Wolken verstehé«, sagte Costal, »so zeigt der Sonnenaufgang bestimmt für diesen Abend eine finstere Nacht und ein ruhiges Meer an – wenigstens bis Mitternacht.«

»Und nach Mitternacht?«, fragte der General.

»Sturm und unruhiges Meer. Aber die Goélette und die Insel werden vor Mitternacht unser sein«, erwiderte der Indianer.

»Ich kann dies nur bestätigen«, rief Galeana.

Es wurde sogleich beschlossen, dass das Unternehmen von den beiden Galeanas, Onkel und Neffe geleitet werden sollte, eine Gunst, die sich der Oheim für seinen Neffen aus erbeten hatte. Der Hauptmann Lantejas sollte mit Costal zusammen ein kleines Fahrzeug unter ihrem Befehl kommandieren.

»Der brave Don Cornelio würde es uns im Leben nicht verzeihen, eroberten wir die Insel ohne ihn«, sagte Galeana.

Der Hauptmann lächelte mit martialischer Miene, obgleich er im Geringsten nichts dagegen gehabt hätte, wenn er von den Gefahren dieser Expedition ausgeschlossen worden wäre. Er machte aber gute Miene zum bösen Spiel und exaltierte große Freude, dass man daran dachte, ihm diese Ehre zu erteilen.

Die Vorhersagungen Costals schienen sich in allen Punkten zu erfüllen. Das Wetter war den ganzen Tag über trübe. Die Vorbereitungen für den Abend wurden getroffen.

Um acht Uhr ungefähr nahm jeder seinen Platz in den Fahrzeugen ein, die ungefähr achtzig Mann fassen konnten.

Die Fahrzeuge bestanden aus zwei größeren Booten und einem kleinen Kanu. Alles war im ziemlich miserablen Zustand. Sie mussten sich damit begnügen, da sie zu jener Zeit die einzige militärische Marine war, welche die Insurgenten besaßen.

Endlich stach man in die See, die Riemen sorgfältig mit Leinwand umhüllt, damit sie weniger Geräusch im Wasser verursachten. Die Nacht war in der Tat so dunkel, dass das hohe steile Ufer und die schwarzen Umrisse des Schlosses sogleich unsichtbar wurden.

In dem von Don Cornelio kommandierten Kanu waren außer Costal und den vier Ruderern noch fünf Costennos, im ganzen elf Mann.

Dieses Fahrzeug war das am wenigsten beladene, fuhr deshalb an der Spitze und diente der bescheidenen Flotte als Steuershifff.

Der Indianer saß am Ruder und machte, obgleich er alles leitete, den Hauptmann auf ein Schauspiel aufmerksam, das er übrigens nur allein zu sehen bekam. Ein paar große Haifische tauchten von Zeit zu Zeit im glänzenden Kiel des Kanus auf.

»Ihr seht wohl diese Bestien«, sagte Costal, »die uns so hartnäckig verfolgen, als vermuteten sie, dass das Kanu, das uns trägt, halb verfault ist. Ich wünschte wohl, dass mein Freund Pepe Gago einer von ihnen wäre, ich würde ihn im Angesicht der anderen erdolchen.«

»Denkt Ihr noch an diesen Schurken?«, fragte Don Lantejas.

»Mehr als jemals und ich würde die Armee Morelos' nicht verlassen, auch in dem Falle nicht, wenn meine Kapitulation angelaufen wäre, allein in der Hoffnung, dass er eines Tages das Fort Acapulco, in dem der erbärmliche Verräter eingeschlossen ist, erobern wird.«

Lantejas schenkte für den Augenblick dem, was der Indianer sagte, nicht viel Aufmerksamkeit. Die Befürchtung, die Costal in Betreff der Dauerhaftigkeit des Kanus ausgesprochen hatte, beschäftigte ihn mehr, als die Rachepläne desselben. Er hätte gewünscht, so bald wie möglich auf der Insel la Roqueta zu landen, natürlich nicht aus Kampfeslust.

»Dieses Kanu kommt verdammt langsam vorwärts«, sagte er zum wiederholten Mal.

»Ihr habt immer Eile, Euch mit dem Feind zu messen«, sagte Costal lachend, »wir müssen jetzt den Lauf unseres Fahrzeugs hemmen, denn wir nähern uns der Insel.«

Tatsächlich erschien ein schwarzer Punkt wie ein Seevogel, der sich einen Augenblick auf den Wogen ausruht, bevor er sich wieder aufschwingt, auf dem Wasser zu schwimmen. Dies war die fragliche Insel, düster, schweigend und ohne Wachtfeuer.

»Ich glaube mit Eurer Erlaubnis, Señor Capitano, wir werden gut tun, die übrigen Fahrzeuge hier zu erwarten, um Don Galeana um die Erlaubnis zu bitten, vorangehen zu dürfen. Unser Kanu ist gerade klein genug, um damit eine Erkundigung der Insel vornehmen zu können, während man dort ein großes Fahrzeug leicht entdecken würde.«

»Sehr gern!«

Auf Befehl des Hauptmanns ließen die Ruderer ihre Ruder sinken. Gleich darauf langte das Fahrzeug Galeanas an.

»Was gibt es?«, rief er, »habe ich etwas bemerkt?«

Don Cornelio teilte ihm die Absicht Costals mit, die er auch für gut fand, und die drei Barken blieben zurück, während das Kanu sich zum Erkunden anschickte. Allmählich erhob sich die Insel immer deutlicher über der Oberfläche des Meeres, aber noch war es unmöglich, irgendetwas auf dem Land in der Dunkelheit zu unterscheiden, wenn man nicht die scharfen Spitzen der Masten und die Kreuzrahmen eines kleinen, vor Anker liegenden Schiffs dazu rechnen wollte. Dies war eben die Goélette.

Die Riemen, deren Umhüllung aus nasser Leinwand das Geräusch hemmten, kreischten in den Dollen nicht stärker als das Pfeifen der Meerschwalbe, der Vorläuferin der Stürme, und unterbrachen, wenn sie sich ins Wasser senkten, nicht einmal das leichte Murmeln der hohlen See. Die dem Kanu nachfolgenden Haie zogen glimmende Furchen durch die Wellen.

Nach Verlauf einiger Augenblicke dieser schweigenden Fahrt zeichnete sich das Schiff auf dem erdigen Ufer der Insel la Roqueta ab. Dann sah man deutlich Lichtschimmer aus den Öffnungen der hinteren Stückpforte. Das Schiff erschien in der Nacht wie ein riesiger Wal, der seine Augen öffnet, um zu erspähen, was weit vor ihm vorgeht.

»Das wäre ein hübscher Streich, wenn wir uns dieser Goélette zuerst bemächtigen«, sagte der Hauptmann. »Das würde unsre Landung auf der Insel bedeutend vereinfachen.«

»Ich dachte eben auch daran«, erwiderte der Indianer, »die Hauptsache ist dabei, dass uns die wachhabenden Ma-

trosen nicht entdecken. Vorwärts, die Zeit drängt, es ist bald Mitternacht und dieser weiße Schaum, der auf dem Wasser wirbelt, zeigt die Rückkehr des Windes an, und zwar eines Sturmwinds.«

Bei diesen Worten drückte Costal die Stange des Ruders seitwärts, das Kanu beschrieb einen Bogen, der es aus dem Bereich der Lichtstrahlen der Goélette trug.

Einige leichte Windstöße trugen sich übers Meer. Das Kanu näherte sich unterdessen dem Teil der Insel, der am weitesten von dem kleinen vor Anker liegenden Fahrzeug entfernt war.

Nur noch einige Augenblicke und es verbanden sich die Gefahren des Landes mit denen des Meeres, dessen furchtbare Bewohner fortfuhren, dem Kielwasser des Kanus hartnäckig zu folgen.

Obgleich man schon die Brandung gegen die Klippen der Insel schlagen hörte, so glaubten Costal und der Hauptmann weit entfernt zu sein, als dass die Schildwachen sie in der Finsternis bemerkten. Plötzlich strahlte das Vorderteil der Goélette hell auf. Noch waren die Männer im Kanu geblendet von der plötzlichen Helle, als sich ein Zischen im Wasser hören ließ.

Das Kanu erhielt einen scharfen Stoß in einem Schaumregen, im selben Augenblick schlug ein entsetzliches Geschrei an das Ohr derjenigen, die sich darin befanden. Ein Entsetzensschrei entfuhr ihnen, zwei Soldaten, die wie durch einen Wirbel fortgetragen schienen, verschwanden im Meer, wohl an zehn Schritte von Bord.

Zwei Haie waren zugleich verschwunden, einer blieb, der aber seinerseits auch Beute zu erwarten schien.

Don Cornelio stand mit Costal im hinteren Teil, die Ku-

gel, welche die beiden Soldaten in den Tod riss, hatte das Kanu derart beschädigt, dass das Vorderteil viel tiefer als das Hinterteil im Wasser lag.

Costal schrie: »Bei Gott und beim Teufel! Das Kanu ist nicht mehr zu lenken!«

»Was soll das heißen?«, fragte ihn Lantejas von diesem Unglück erschreckt.

»Sehr wenig, nur dass die verdammt Kugel ein Stück des Vorderteils mit weggerissen hat und nun sinkt die Spitze zuerst.«

Ein Angstscrei der beiden Unglücklichen im vorderen Teil, die schon halb im Wasser standen, führte dem Hauptmann die unentrinnbare Gewissheit der Worte Costals ins Gedächtnis.

»Großer Gott!«, schrie der Hauptmann, »wir sind verloren!«

»Jene da, das stelle ich nicht in Abrede«, erwiederte Costal mit unerschütterlichem Gleichmut, »aber nicht wir. Haltet Euch da fest und verliert mich nicht aus den Augen. So! Da! Nur sachte!«, fuhr er fort, einen der Küstenbewohner zurückstoßend, der in der Mitte des Kanus saß und sich, vom Wasser erfasst, an den Kleidern des Indianers anklammerte. »Hier sorgt jeder für sich.«

Als der Unglückliche versuchte, sich krampfhaft festzuhalten, stieß ihm Costal sein Messer in den Leib und warf ihn über Bord. Diesmal verschwand auch der dritte Hai, noch ein entsetzlicher Schrei, und dann verschwand alles unter Wasser.

»Er hat es so gewollt«, sagte der Indianer immer noch ruhig, »möge sein Beispiel den anderen zur Lehre dienen.«

Jeder wendete diese Worte auf sich an und wagte es nur

noch, sich an dem unter Wasser gesetzten Teil anzuklammern.

Drohende Stimmen schienen aus der Tiefe des Abgrunds an die Oberfläche des Meeres aufzutauchen oder zu den Ohren der Schiffbrüchigen, auf den Flügeln des Sturm-winds getragen zu werden. Der Himmel verfinsterte sich von Minute zu Minute und das Meer wurde schwarz wie der Himmel. Blendende Blitze zerrissen hin und wieder die dichten Wolken und zeigten im Augenblick die Unendlichkeit der wogenden Wassermassen.

Der furchtbare Leichenzug der Meeresungeheuer wurde von Neuem sichtbar. Durch ihre Beute nur noch heiß-hungriger gemacht, schwammen sie langsam neben dem schon zur Hälfte geflutetem Fahrzeug her. Ein Mann versank, um nicht wieder zu erscheinen, ein Zweiter wurde ungestüm von einem dieser Ungeheuer von einer Planke gerissen, seinem letzten Rettungsmittel, um das er krampfhaft in seine Arme presste.

Bei diesem entsetzlichen Anblick rief Don Cornelio, der mehr tot als lebendig schien, Gott und alle Heiligen mit einer Inbrunst an, von der man sich wohl leicht eine Vorstellung machen kann.

»Vertraut mehr Eurem Mut als den Heiligen Eures Paradieses«, sagte ihm der unerschütterliche Heide an seiner Seite.

»Wenn es nicht für Euch geschieht ...«

Costal beendete seinen Satz nicht, er blickte mit besorgter Miene um sich. Ein Dritter war soeben verschlungen worden, denn die Fortschritte des eindringenden Wassers am Bug des Bootes machten fast eine Verdoppelung der Kräfte im hinteren Teil nötig, wo sich der Indianer, Lantejas und

noch ein Dritter aufhielten, um nicht herabzustürzen. Je mehr Leute aber im Vorderteil verschwanden, desto mehr schien das Kanu, von seiner Last erleichtert, eine horizontale Lage einzunehmen.

»Könnt Ihr schwimmen?«, fragte Costal.

»Ja, eben genug, um mich einige Minuten über dem Wasser zu erhalten.«

»Gut«, sagte der Indianer kurz, und bevor noch Lantejas Zeit hatte, seine Absicht zu durchschauen, hatte Costal den Moment, in dem eine starke Welle das Kanu auf die eine Seite legte, benutzt, ihm nach derselben Seite eine so heftige Erschütterung beigebracht, dass es vollständig umschlug.

Der Hauptmann wurde mit einer solchen Schnelligkeit vom Meer verschlungen, dass er auch keinen Schrei ausstoßen konnte. Eine Sekunde später fühlte er sich so heftig an seinen Kleidern erfasst, dass er verschlungen zu werden glaubte. Er kam vollständig betäubt wieder an die Oberfläche. Costal hielt ihn mit einer Hand und klammerte sich mit der anderen an das Kanu, das mit umgekehrtem Kiel auf dem Meer trieb.

»Fürchtet nichts«, sagte der Indianer, »ich bin bei Euch.«

Durch seine Anstrengungen mit denen vereint, die der unglückliche Hauptmann automatisch mitmachte, brachte er es dahin, den Letzteren rittlings auf den Kiel des Kanus zu setzen.

Dann schwang sich der Indianer neben ihn.

Von den elf Personen, die noch einen Augenblick vorher zusammen gewesen waren, blieben nur noch diese beiden übrig.

»Ich habe, um Euch zu retten, alle die anderen armen

Teufel geopfert«, sagte Costal. »Noch eine Viertelstunde und das Kanu wäre untergegangen. Jetzt werden wir, so lange wenigstens der Sturm nicht heftiger wird, auf dem Kanu herumschwimmen, bis die anderen Fahrzeuge kommen, uns zu retten.«

Es kam dem Hauptmann nicht im entferntesten an, dem treuen und ergebenen Costal eine in seinem Interesse begangene Grausamkeit vorzuwerfen.

Während er seine aufrichtigen Danksagungen an den Indianer mit seinen glühenden Gebeten an den Himmel untermischt, beschäftigte sich Costal mit der Kaltblütigkeit eines Kalfaterers auf einer Schiffswerft, mithilfe seines Messers in der Länge des wurmstichigen Kiels, ziemlich tiefe Einschnitte zu machen, sodass man sich mit einer Hand daran halten konnte.

Dann sagte er mit seinem so ruhigen und ironischen Ton: »Haltet Euch brav und vertraut den Heiligen nicht zu viel.«

Bald hatte er mehrere Öffnungen gemacht, die groß genug waren, um die Hand hineinstecken zu können und sich so fest zu klammern, dass sie durch die sich in jedem Augenblick vergrößernden Wellen nicht mehr fortgerissen werden konnten.

Als sich beide so auf dem gebrechlichen Wrack eingerichtet hatten, versuchte Costal, den dichten Schleier der Finsternis, der sie umgab, zu durchdringen. Aber auch die häufiger werdenden Blitze zeigten ihm nur ein schwarzes, drohendes Meer und in der Ferne die Insel und die imposanten Umrisse der belagerten Festung. Die drei übrigen Fahrzeuge waren unsichtbar und kein Echo antwortete auf die Schreie, welche die beiden Schiffbrüchigen ausstießen, um ihre Gefährten herbeizurufen.

## Kapitel 4

### Die Goélette

Der Unglückliche, der dem Spiel der Winde und Wellen auf einem Balken oder den wenigen Trümmern seines zerschellten Schiffs anheimgegeben ist, befindet sich kaum in einer verzweifelteren Lage wie der Indianer und der Hauptmann Don Cornelio, die rittlings auf dem Kiel eines Kanus saßen, das jeder Windstoß von Neuem umwerfen konnte. Wenn der Wind noch stärker wurde oder die Wellen wuchsen, so war der Untergang der beiden Abenteurer unvermeidlich.

Eine schwache Hoffnung, dass der Indianer ihn auch aus dieser Gefahr retten würde, wie aus den vielen anderen, aus denen ihn die Unerschrockenheit Costals gezogen hatte, erhielt den ehemaligen Studenten der Gottesgelehrtheit noch aufrecht. Er prüfte mit gespannter Aufmerksamkeit die geringen Symptome, die ihm vielleicht das, was in der Seele Costals vorging, verraten hätten können.

Bis dahin ließ sich sein unzerstörbarer Gleichmut nicht verleugnen. Je mehr Zeit verging, ohne dass sie die übrigen Fahrzeuge erblickten, desto mehr verdüsterten sich die Züge Costals und Don Cornelio zitterte unwillkürlich.

»Nun, Costal?«, fragte er, um den Indianer dazu zu bringen, sein Schweigen zu brechen.

»Nun! Ich bin erstaunt, dass die Boote durch den Kanonschuss nicht aufmerksam geworden sind. Don Galeana hat doch sonst nicht nötig, erst zwei hören zu müssen, um ...«

Ein Windstoß entführte pfeifend das letzte Wort des Indianers.

Costal verfiel wieder in sein voriges Schweigen. In seiner Haltung drückte sich eine tiefe Unruhe aus. Fast schien es, als ob seine sonst so unbewegliche Maske Furcht verriete.

Lantejas wusste zu genau, dass die Gefahr eine schreckliche sein musste, wenn Costal nur die kleinste Bewegung sehen ließ. Aber noch immer rechnete er darauf, dass der Indianer irgendeine unvorhergesehene Hilfsquelle finden werde.

Er glaubte sich schon halb gerettet, als er den Indianer zu sich sagen hörte: »Señor Don Cornelio, was würdet Ihr geben, wenn Ihr Euch noch in Eurer Hängematte gebettet fändet, mit einem Geflecht von Klapperschlangen und den Tigern als Himmel Eures Bettess?«

Costal scherzte, das war ein gutes Zeichen.

Bald verfiel er aber in einen unruhigen Ton: »Sollten unsere Gefährten zufällig wieder zurückgerudert sein?«

In so einer entsetzlichen Lage, wie die der beiden Schiffbrüchigen, wird der geringste Argwohn zur Gewissheit, und der Hauptmann bildete sich nun steif und fest ein, dass seine Gefährten zu der Stelle der Küste zurückgekehrt wären, von wo sie vor zwei Stunden ausliefen.

Eine solche Furcht war ganz unsinnig. Es war viel natürlicher anzunehmen, dass die Fahrzeuge, den Bericht des Kanus erwartend, an derselben Stelle liegen geblieben waren, und zwar um so mehr jetzt, da in der Mannschaft ohne Zweifel bei dem Schuss, der ihr nicht entgangen sein konnte, ein gewisser Argwohn entstanden sein musste. Diese letzte Wahrscheinlichkeit drängte sich auch Costal mit Gewissheit auf.

»Hört, Señor Don Cornelio Lantejas.«

Es ist hierbei zu erwähnen, dass Don Cornelio, seit dem

er unter dem Namen Lantejas in die Armeeliste eingetragen war, diesen Namen immer verhängnisvoll für sich fand. Dieses Mal schien er ihm aber doppelt unheil verkündend.

»Hört! Ich weiß, dass der Tod Euch nicht erschreckt. Ich kann es Euch jetzt nicht mehr verheimlichen, dass uns die Wellen in einer Stunde heruntergerissen haben werden, wenn wir abwarten, falls sie noch höher gehen.«

»Was sollen wir tun?«, schrie der Hauptmann verzweifelt.

»Wir haben unter zwei Dingen die Wahl«, entgegnete Costal. »Unsere Gefährten erwarten uns entweder oder sie steuern zur Insel. Anzunehmen, sie seien zurückgekehrt, ist abgeschmackt, denn wenn man von seinem General den Auftrag erhalten hat, irgendeinen Punkt anzugreifen, kehrt man nicht zurück, ohne es versucht zu haben. Da es mir nun eine Kleinigkeit ist, bis zu den Fahrzeugen zu schwimmen ...«

»Bis zu den Fahrzeugen zu schwimmen! Ihr denkt daran?«

»Und warum nicht?«

»Und unsere, vor unseren Augen verschlungenen Gefährten?«

Ein Blitz, der in demselben Augenblick die Dunkelheit erhellt, zeigte den Ausdruck stolzer Verachtung, der auf dem Gesicht Costals lag.

»Habe ich Euch schon gesagt, dass ich allein vielleicht ohne Furcht unter den Haien herumschwimmen kann? Ich habe es hundertmal aus Prahlgerei getan. Ich werde es auch heute tun, um unser Leben zu retten.«

Der Gedanke, allein zu bleiben, erschreckte den Hauptmann. Der eines nahen und unvermeidlichen Todes zu

zweien schien ihm weniger furchtbar. Er zögerte einen Augenblick, zu antworten, und Costal nahm dieses Schweigen als Einwilligung an.

»Sobald ich an Bord eines der Fahrzeuge gekommen sein werde«, fuhr er fort, »werde ich eine der Raketen, die wir zum Signal mitgenommen haben, aufsteigen lassen. Dann wisst Ihr, dass Ihr zu hoffen habt, und ruft sofort aus Leibeskräften.«

Don Cornelio konnte ihm kein Wort darauf erwideren, denn der unerschrockene Taucher sprang plötzlich kopfüber in das Wasser.

Es war, als ob die wilden Bewohner der salzigen Fluten eine höher stehende Macht erkannt hätten, denn der Hauptmann sah sie vor dem fliehen, der ihnen trotzte. Eine ziemliche Strecke vom Kanu entfernt tauchte Costal wieder auf, dann aber verschwand er sogleich wieder hinter dem dunklen Kamm einer Woge. Manchmal schien es dem Hauptmann, als ob der Wind ihm entfernte Worte der Ermutigung zutrage. Bald aber hörte er nichts weiter als das ferne Gebrause der Windstöße und das dumpfe Anprallen der Wogen an die zitternden Planken des Kanus.

Obgleich wohl die Haie in etwa gesättigt waren, so ist es doch sehr selten, dass ihre angeborene Gefräßigkeit sich gänzlich legt. Zwei dieser Tiger des Ozeans, die noch tausendmal schlimmer sind als diejenigen, welche die Savanne nährt, schwammen in derselben Richtung wie der Indianer, der eine zur Rechten, der andere zur Linken ungefähr zwanzig Fuß entfernt. So schrecklich nun auch eine solche Nachbarschaft sein mag, so schenkte doch der Indianer, abgestumpft durch die Gewohnheit, die er sich bei den Perlensäcken angeeignet hatte, getragen durch seinen uner-

schütterlichen Glauben an den Fatalismus, und von der Besorgnis, die in ihm notwendigerweise auftauchen musste, die Fahrzeuge auf dem unendlichen Meer und in der tiefen Finsternis nicht wiederzufinden, zu sehr in Anspruch genommen, seinen gefährlichen Reisegefährten sehr geringe Aufmerksamkeit.

Costal, der für jeden Fall sein Messer zwischen den Zähnen hielt, wandte sich doch von Zeit zu Zeit, zwar mehr aus Vorsicht als aus Furcht, nach seinen Verfolgern um. Aber jedes Mal schienen ihm seine Feinde näher gekommen zu sein, sodass sie zuletzt nur noch zehn Fuß von ihm entfernt waren.

Noch verursachte ihm die Nähe der Haifische keine Furcht, aber die ungeheure Einsamkeit des Ozeans fing an, ihn zu erschrecken.

So kühn und unternehmend auch ein Mann sein mag, so kann es doch Momente geben, in denen sein Mut auf Augenblicke sinkt, wenn man der Gnade der Wogen eines endlosen Meeres anheimgegeben ist, von gefräßigen Haien mitten in einer dunklen Nacht begleitet wird und einen so unbedeutenden Punkt wie die Nusschalen seiner Gefährten aufsucht.

Mag ein Schwimmer noch so kräftig sein, so wird sein Atem endlich einmal von der langen und anstrengenden Arbeit erschöpft werden, namentlich, wenn ein zwischen den Zähnen gehaltenes Messer den Schwimmer behindert, den Mund zu öffnen, damit er mit langen Zügen, wie es seine Lungen erfordern, atmen kann. Und doch hätte Costal um keinen Preis der Welt seine Waffe, seinen einzigen Schutz gegen die Haifische im Falle eines Angriffs den Wellen überlassen.

Seit einigen Augenblicken fühlte Costal sein Herz viel schneller pochen. Er schrieb diesen Umstand den Anstrengungen zu, die er machte, und nahm sein Messer in die eine Hand.

Das Schlagen seines Herzens verminderte sich um nichts und Costal musste sich gestehen, dass er sich fürchtete. Da er nun nur mit einer Hand schwimmen konnte, musste er mit dieser doppelte Anstrengungen machen.

Übrigens schien auch die Vorsicht, das Messer für jeden Fall bereitzuhaben, nicht ganz unnütz. Die beiden Haifische fingen an, sich in schrägen Linien der Art zu bewegen, dass alle drei, die Haie und Costal endlich an einem Punkt zusammentreffen mussten.

Bei dieser neuen Wendung, welche die schweigende und beharrliche Jagd nahm, wandte sich der Indianer plötzlich nach rechts.

Die Haifische änderten ihre Richtung ebenfalls und folgten ihm als Bedeckung.

Lange und schreckliche Augenblicke verrannen auf seinem einsamen Kurs. Er hatte sein Leben und seine Rettung gerade seinen furchtbaren und gierigen Feinden zu verdanken, denn die Richtung, die er gezwungenerweise nach rechts hatte einschlagen müssen, führte zu den Fahrzeugen seiner Gefährten.

Ein Schrei der Freude entfuhr seiner keuchenden Brust beim Anblick der drei Barken, die plötzlich auf den Wellen herumtanzend vor ihm erschienen.

Der Indianer stieß einen zweiten Schrei aus und ein Schrei antwortete ihm. Nun raffte er seine sinkenden Kräfte zusammen, um die Barken zu erreichen, denn es war kein Zweifel mehr, dass man ihn gehört hatte. Nur sah man ihn

noch nicht.

Unglücklicherweise bewachten die beiden Haifische, der eine zur Rechten, der andere zur Linken, den schmalen Weg, den er nehmen musste, um das nächste der drei Fahrzeuge zu erreichen, und seine Kräfte waren schon zu erschöpft, um ihm noch zu erlauben, einen Umweg machen zu können. Er schwamm daher den geraden Weg zu den Schiffen.

Mit seinem Messer in der Faust, bereit es dem ersten Ungeheuer, das seinen Weg versperrte, in den Rachen zu stoßen, schwamm Costal klopfenden Herzens, bald seine gefräßigen Feinde durch Spritzen, bald durch seine Stimme erschreckend, wie ein Schiff, das den scharfen Klippen zu entrinnen sucht, an ihnen hin. Glanzlose, meergrüne Augen starrten ihn mit verglasten Blicken an, dann entfernten sich die beiden schwarzen Kolosse.

Costal hatte nicht mehr die Kraft, sich an das Fahrzeug zu klammern. Als man ihn hineinzog, war er ohnmächtig.

Seine Gegenwart verkündete die traurige Geschichte des Kanus.

»Verschwenden wir keine Zeit damit, das Kanu zu suchen«, sagte Galeana. »Steuern wir geraden Wegs zur Insel.«

Dann fügte er, seinen Hut abnehmend, hinzu: »Lasst uns für die Seelen unserer unglücklichen Kameraden, besonders für den Hauptmann Lantejas ein kurzes Gebet sprechen. Wir verlieren an ihm einen tapferen Offizier.«

Nach dieser kurzen Leichenrede für Don Cornelio, der ihrer immer noch harrte, setzten die Fahrzeuge sich ruhig in Bewegung.

Der unglückliche Offizier starrte in der Zeit, in welcher Costal zu ihren Kameraden schwamm, mitten unter den Gefahren, die ihn umgaben, den Ozean an, der so oft ihn kein Blitz beleuchtete, schwarz wie der Tod und flammend wie ein Glühofen war, wenn die Wolken sich in Feuerfurchen spalteten. Er hörte den Wind, der pfeifend die Wogen peitschte, er vernahm das Tosen des Meeres, das ihm wie das Schnauben eines gigantischen wilden Rosses vorkam, welches sich seines Reiters zu entledigen sucht.

Glücklicherweise war der Sturm noch in seinem ersten Stadium, und Lantejas konnte sich noch auf seinem gebrechlichen Fahrzeug halten. Er rief zum wiederholten Mal, der Wind trieb ihm seine ohnmächtigen Hilferufe mit dem Schaum der Wellen zurück in das Gesicht.

Keine Hilfe kam. Costal war ohne Zweifel entweder ertrunken oder von den Haien verschlungen. Der unglückliche Hauptmann dachte ernstlich daran, dass ihm weiter nichts übrig bleiben würde, als sich mit dem Tod vertraut zu machen.

Plötzlich schien es ihm beim Schein eines Blitzes, als hätte er auf dem Gipfel einer Welle die lange Form einer Barke und menschliche Gestalten erblickt. Er zitterte vor Erwartung. Als aber der Blitz erloschen war, sah er weiter nichts, als schwarze Wogen da tanzen, wo seine Fantasie ihm die Vision hingeaubert hatte.

Dennnoch rief er. Der raue Ton, der sich seiner Brust entwand, verlor sich im Sturm. Er glaubte keiner Täuschung zu unterliegen und nahm an, dass nur die Wogen, die der Sturm aufjagte, es ihm unmöglich machte, seine Gefährten zu sehen und ihn gleicherweise ihren Blicken entzogen.

Bald jedoch löste sich seine Überzeugung in Zweifel auf,

der Hoffnungsstrahl, der ihn auf Augenblicke belebt hatte, erlosch und er erkannte von Neuem die Trostlosigkeit seiner Lage.

Plötzlich bemerkte er in dem Augenblick, als er auf dem Gipfel einer Welle trieb und sein Gesichtskreis sich für einen Moment erweitert hatte, bei dem Schein eines zweiten Blitzes dieselbe Barke, dieselben Gestalten noch deutlicher als das erste Mal, aber in entgegengesetzter Richtung. Man war an ihm vorübergefahren, ohne ihn zu sehen. Die Woge senkte sich wieder mit ihm, er verlor seine Retter aus dem Gesicht, die ihn da suchten, wo er nicht war. Es fehlte wenig und er hätte sich in einem Anfall wahnsinniger Verzweiflung, die sich seiner bemächtigte, von einer der Wogen, deren trauriger Spielball er war, wegreißen lassen.

Der Unglückliche fühlte sich ohne Rettung verloren. Fast hätte er, vom Schwindel vor dem Abgrund, in den er gestürzt wurde, erfasst, bis zum Wahnsinn durch das dumpfe Gebrüll des Sturms aufgeregt, den Kampf gegen die furchtbaren Elemente aufgegeben, als er plötzlich in ganz geringer Entfernung eine lebhafte Gloriole und die Bogenlinie eines funkeln den Feuerkörpers am dunklen Himmel aufsteigen sah. Dies war die so ersehnte Rakete. Jetzt sammelte Don Cornelio den Rest seiner Kräfte. Er stieß einen Schrei aus, in dem sich Hoffnung und Verzweiflung mischten und der, mit übermenschlicher Kraft in das Tosen der Elemente geschleudert, dieses noch durchdrang. Nach Verlauf des Augenblicks, in dem er den letzten Lebensfunken konzentrierte, um eine Antwort auf seinen Hilferuf zu vernehmen, hörte er eine andere Stimme gegen das Geheul des Windes ankämpfen. Es war die des Indianers.

Cornelio schrie von Neuem ohne Unterlass, ohne Aufhö-

ren, bis seine Kehle keinen Ton mehr hervorbringen konnte. Auf jeden Ruf vernahm er wie ein schwaches Echo entfernten schrillen Krach und doch zeigte ihm das Licht der Blitze nichts, als einen ungeheuren Raum, öde, schwarz und leer.

Endlich gelangte eine Barke, auf den Wellen hüpfend, zu ihm. Die Hände Costals und Galeanas streckten sich aus und ergriffen die seinen. Er fühlte sich von dem Kanu in die Höhe gehoben. Es war die höchste Zeit - wie Costal, fiel auch er ohnmächtig auf den Boden der Barke nieder.

Wie seine Rettung erfolgte, errät der Leser leicht. In dem Augenblick, als die Barke an Don Cornelio vorübergeseegelt war, ohne ihn zu sehen, ohne seine Hilferufe zu vernehmen, war Costal wieder zu sich gekommen und hatte mit wenigen Worten die Katastrophe erzählt, der die Bemannung des Kanus zum Opfer gefallen war. Nun beeilte man sich, das verabredete Signal zu geben, indem man sich beim Schein der Blitze nach der Lage der Insel, der Goélette und des Schlosses zu orientieren versuchte. Costal, mit dem doppelten Scharfsinn eines Seemanns und Indianers begabt, hatte den Ort ungefähr wiedererkannt, wo er seinen unglücklichen Gefährten verlassen hatte. Einen Augenblick später erreichte der erste Hilferuf Lantejas sein aufmerksam lauschendes Ohr und bestätigte seine Vermutung. Der Hauptmann war gerettet.

Ungeachtet des von der Goélette gegebenen Zeichens zur Wachsamkeit konnten doch die drei Fahrzeuge leicht an der der Goélette entgegengesetzten Seite der Insel landen, da die stürmische Nacht jede Wache unnötig zu machen schien.

Lantejas lag noch immer in Ohnmacht und befand sich,

als er zu sich kam, schon auf der Insel la Roqueta, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen war. Das Geräusch der Bäume, die mit ihren Gipfeln, durch die Wut des Orkans, der jetzt die höchste Stufe erreicht hatte, gebeugt, zusammenschlugen, das Rollen des Donners, der die Insel in ihren Grundfesten zu erschüttern schien, alles dies schien Don Cornelio bei seinem Erwachen die schönste Melodie, die er jemals gehört hatte. Bevor er Costal, der neben ihm schlief, weckte, prüfte er die ihn umgebenden Dinge. In kleine Gruppen zerstreut standen die Leute der Expedition, die Waffen im Arm, schweigend, wie in einem Hinterhalt.

»Wo sind wir?«, fragte er Costal, indem er ihn munter rüttelte.

»Auf der Insel la Roqueta«, erwiderte der Indianer.

»Wie haben wir hierher kommen können?«

»Auf die einfachste Weise. Wer würde wohl glauben, dass sechzig Menschen bei einem solchen Wetter sich auf das Meer wagen werden? Gewiss niemand! Deshalb hat auch keiner der Spanier an uns gedacht und wir sind ohne Hindernis gelandet.«

»Worauf wartet Galeana noch, um anzugreifen?«

»Dass wir wissen, wo wir uns befinden, und wo der Feind ist. Die Nacht ist so finster, wie das Rohr einer Kanone. Meer und Himmel sind in Aufruhr.«

Das Unwetter bildete übrigens die einzige Sicherheit der Mexikaner bis zum Anbruch des Tages. Ein von den Spaniern gegen sie ausgeführter Angriff hätte bei ihrer Unkenntnis des Terrains und der Stärke der Garnison nur für sie verderbenbringend sein können. Dem Unwetter hatten sie es zu danken, dass man ihre Gegenwart nicht einmal ahnte.

Es war ungefähr vier Uhr morgens, als Costal dem Hauptmann diese Nachrichten gab. Der Sturm fuhr fort zu wüten und das Meer, das sich zischend gegen das Ufer brach, drohte die Ankertaue der Fahrzeuge zu zerreißen, welche die einzige Hoffnung im Fall einer Niederlage waren. Don Cornelio warf erstaunte Blicke auf diesen Ozean, der ihn einige Stunden vorher fast verschlungen hätte. Er sah einen Mann zum Ufer hinabsteigen und glaubte, er ginge in der Absicht hinunter, um die Knoten fester zu schürzen. Und in der Tat, der Mann bückte sich auch, aber Lantejas glaubte nach Verlauf einer Minute das Knirschen einer Messerklinge auf einem Gegenstand, den man durchzuschneiden versuchte, zu vernehmen.

»Was macht der da?«, fragte der Hauptmann Costal, indem er ihm den Mann zeigte, der mit seiner geheimnisvollen Arbeit beschäftigt war.

»Alle Teufel! Er schneidet die Ankertaue ab!«, erwiederte der Indianer.

Sogleich stürzte er sich, vom Lantejas gefolgt, auf ihn und erkannte beim bleichen Schein der weißen Wogen den Anführer der Expedition selbst, Don Hermenegildo Galeana.

»Ah, Ihr seid es, Hauptmann!«, sagte Galeana. »Kommt und helft mir die Taue abschneiden, die fest wie Eisenketten sind.«

»Die Taue abschneiden? Wenn wir nun aber genötigt sind, uns vor überlegenen Streitkräften zurückzuziehen?«

»Das ist es ja gerade, was ich vermeiden will«, erwiederte Galeana lächelnd. »Man schlägt sich schlecht, wenn man eine Aussicht auf Rettung hat, und ich will, dass meine Leute sich gut schlagen.«

Gegen diesen Befehl des ritterlichen Galeana ließ sich

nichts einwenden und alle drei hatten bald die Knoten der Taue entweder gelöst oder durchschnitten.

»So, das wäre gemacht«, fuhr Galeana fort. »Jetzt brauchen wir nur noch die Raketen aus den Fahrzeugen zu nehmen.«

Die beiden Männer gehorchten und ließen dann die Taue los. Bald hatten die Wogen im Abprallen von der Küste die drei Fahrzeuge ins Meer getragen.

»Jetzt legt Euch schlafen, bis ich Euch wecken lassen werde«, sagte Galeana. »Ihr werdet des Schlummers benötigt sein, Hauptmann. Costal wird unterdessen das Innere der Insel auskundschaften, um zu sehen, wo der Feind ist. Bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne muss Insel und Goélette unser sein.«

Mit diesen Worten entfernte sich Galeana, sich fester in seinen Mantel hüllend. Costal und der Hauptmann nahmen ihren vorigen Platz wieder ein, ohne sich einander ihre Gedanken mitzuteilen. Nachdem der Indianer die wenigen geretteten Kleidungsstücke abgelegt hatte, entfernte er sich auch seinerseits und schlich durch das Gestrüpp am Ufer hin, wie der Jaguar im Schilf, wenn er den Alligator am Rand der Lagune überraschen will.

Was Cornelio betraf, so konnte er kein Auge schließen. Obwohl er schon in etwa gegen die Gefahren der Schlachten durch die Gewohnheit länger als einem Jahr abgestumpft war, so hielt ihn dennoch der Gedanke an die Notwendigkeit, worin Galeana die Soldaten versetzt hatte, zu siegen oder zu sterben, wach.

Die Zeit verging mit Betrachtungen über die Sonderbarkeit des Schicksals, die ihn wider seinen Willen in die gefährliche Soldatenlaufbahn geschleudert hatte. Ihn beschäf-

tigte nur ein Wunsch, die Festung Acapulco so bald wie möglich genommen zu sehen und seinen von Morelos versprochenen Urlaub zu unterzeichnen. Nach Verlauf von etwa einer Stunde war der Indianer zurück und teilte ihm das Wesentliche seiner Kundschaft mit, die er Galeana ausführlich dargelegt hatte.

Nach den Mitteilungen des Indianers befand sich die spanische Garnison, die er auf ungefähr zweihundert Mann schätzte, in einer Art Erdschanze auf der Südseite der Insel, einen Kanonenschuss weit von dem mexikanischen Lager.

Zwei Feldstücke waren aufgepflanzt und in einer kleinen Bucht lag die Goélette, deren Feuer den Bug des Kanus zerschmettert hatte, in nicht allzu großer Entfernung von der Schanze vor Anker.

Nun wusste Galeana, wo der Feind war. Er kannte seine Stärke und seine Verteidigungsmittel. Die Dämmerung brach an. Don Hermenegildo stellte schweigend seine Mannschaft gliederweise auf eine kleine Anhöhe, die sich dicht vor ihnen befand. Er ließ sich die Raketen bringen. Dann fügte er mit leiser Stimme hinzu: »Ein Punkt, den wir angreifen, ist schon erobert. Wir sind im Begriff, den Feind anzugreifen, wir haben auf der Insel festen Fuß gefasst. Jetzt können wir dem General ohne Furcht, ihn zu täuschen, anzeigen, dass die Insel genommen und der Feind zerstreut ist.

Ohne eine Antwort abzuwarten, näherte Galeana seine brennende Zigarre dem ersten Raketenstock. Die Rakete erhob sich pfeifend und beschrieb am Himmel eine Ellipse in grellem Rot, eine zweite folgte ihr, einen weißen Streifen ziehend, und eine dritte stieg in blendendem Grün auf.

»Rot, weiß und grün sind die mexikanischen Farben«,

sagte Galeana. »Es ist dies das mit unserem geliebten General verabredete Signal, um ihm die Eroberung der Insel anzuseigen. Jetzt ist man im Lager unterrichtet und wir können uns nicht zu Lügnern machen. Vorwärts!«

Mit einem Satz war er an der Spitze seiner Leute, die, von Costal geführt, im Sturmschritt vorwärts eilten. Als sie sich dem kleinen Fort näherten, in dem die spanische Besatzung der Insel einquartiert war, drang ein Angstruf zu ihnen. Sie blieben nicht lange über die Ursache desselben in Ungewissheit. Durch eine Baumallee hindurch erblickten sie die Goélette in geringer Entfernung von den Felsen rollend auf und nieder schwankend. Die Matrosen waren vergeblich bemüht, sie vor einem unentrinnbaren Untergang zu bewahren. Die Ankertaue waren zerrissen und der Sturm trieb das Schiff unaufhaltsam auf eine Reihe scharfer Klippen zu.

»Beim Blut Christi!«, rief Galeana. »Ich rechnete auf die Goélette und jetzt werden wir nur Trümmer bekommen.«

Dieser Unfall wurde schnell im spanischen Lager bekannt und verbreitete eine Verwirrung, die noch durch Galeanas schreckliches Kriegsgeschrei vermehrt wurde, dem das rasende Heulen seiner Soldaten folgte, deren geringe Anzahl die Dunkelheit den Spaniern verbarg. Ihr stürmischer Angriff, ihr Kriegsgeschrei, vereinigt mit den Donnerschlägen und den Hilferufen der Matrosen der Goélette, trieb die Verwirrung der Spanier auf die Spitze.

Die Angreifer schlugen die Tore der Festung mit Äxten ein. Fast ohne einen Widerstand zu versuchen, ergab sich ein Teil der Garnison nach einem kurzen Gefecht Mann gegen Mann auf Gnade und Ungnade und ein anderer ergriff die Flucht.

Kaum war der letzte Flintenschuss verhallt, als auch die Goélette mit voller Wucht auf einen Felsen stieß und sich auf die Seite legte.

Die Sieger hatten weiter nichts zu tun, als sich der Mannschaft der *Guadeloupe*, so hieß die Goélette, in dem Maß, wie sie das Ufer erreichte, zu versichern.

Als der letzte Matrose der Goélette das Ufer der Insel betreten hatte, wobei es völlig Tag geworden war, signalisierte man im Fort ein Segel und kurze Zeit nachher konnte man auch vom Strand aus ein Schiff bemerken, das mit der Schnelligkeit des Blitzes fortschoss.

Der Orkan schien es zum Land treiben zu wollen, und es kam auch wirklich so nahe, dass man vom Strand aus die Bemannung und die Offiziere auf dem Verdeck unterscheiden konnte.

Costal, Clara und der Hauptmann Don Cornelio beobachteten, wie die Übrigen, die Manöver der Brigg, als das scharfe Auge des Indianers sich plötzlich mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu einem Offizier wandte, der sich mit dem Ausdruck tiefster Melancholie an einen Balken gelehnt hatte.

Sein hoher, schöner Wuchs zeigte seine Kraft an. Sein schwarzes Haar flatterte, dem Spiel der Winde überlassen, um sein entblößtes Haupt, und er schien sich wenig um die Gefahren zu kümmern, denen das Schiff entgegenging.

»Erkennt Ihr diesen Offizier?«, fragte Costal, ihn mit dem Finger Clara und Don Cornelio zeigend.

»Ich kann seine Züge nicht deutlich unterscheiden«, entgegnete Lantejas.

»Wir alle drei haben ihn einst als Hauptmann der Königin-Dragoner gekannt. Heute ist er der Oberst Tres-Villas.«

»Ist das derselbe, der in der Schlacht bei Calderon vor Ort war, den Generalissimus Hidalgo gefangen zu nehmen?«, fragte ein Soldat.

»Derselbe«, erwiderte Costal.

»Ist das der Offizier, der den Kopf des Antonio Valdes an die Tür seiner Hacienda genagelt hat?«, fügte ein Freiwilliger aus der Provinz Oajaca hinzu.

»Derselbe«, erwiderte Costal.

»Hat er nicht auch nach der Eroberung der Stadt Aguas-Calientes vierhundert gefangenen Frauen die Haare abschneiden lassen?«, fragte ein Dritter.

»Man sagt, dass er seine Gründe dazu hatte«, erwiderte Costal.

»Nun, wenn er hier strandet, ist sein Schicksal entschieden.«

In dem Augenblick, als der Soldat endete, wurde am Bugspriet der Brigg ein Segel gerefft und das Schiff, das nun dem Steuer gehorchte, schoss an der gefährlichen Stelle vorüber, in die hohe See hinaus.

Costal hatte sich nicht getäuscht. Der Offizier war wirklich Don Rafael Tres-Villas, der nach seiner Abwesenheit von einem Jahr seine unheilbare Melancholie zu den Küsten des Golfes von Tehuantepec trug.

## Kapitel 5 Wiedersehen

Während die spanische Brigg der doppelten Gefahr, entweder an den Klippen der Insel la Roqueta zu zerschellen oder in die Hände der Gegner zu fallen, entging, trug der

Wind den Donner einer unablässigen Kanonade, mit dem Heulen des Orkans untermischt, zur Insel.

Der Donner schien vom Fort auszugehen, soviel man wenigstens aus dem umgebenden Rauch schließen konnte.

Die am Ufer versammelten Gruppen der Insurgenten suchten vergebens die Ursache zu erraten. Das Wahre daran war einfach Folgendes:

Die auf Befehl Morelos' am Ufer postierten Wachen hatten die von Don Hermenegildo abgebrannten Raketen aufsteigen sehen.

Nach der zwischen dem General und Galeana getroffenen Verabredung griff Morelos die Stadt so ungestüm und unerwartet an, dass er sich derselben fast ohne Schwertstreich bemächtigte.

Obgleich das Fort noch nicht genommen war, so machte die Besitznahme der Insel la Roqueta die Eroberung einer offenen Stadt, wie Acapulco war, weniger illusorisch, denn es war von der Insel aus leicht, die mit Lebensmitteln für die Festung beladenen Fahrzeuge abzufangen und so die Bevorratung zu verhindern.

Als Meister von Acapulco hatte sich Morelos des Pfarrers von Caracuarो wieder erinnert, der scherweise ausgesandt worden war, eine mächtige Provinz zu erobern. Er erinnerte sich seines kläglichen Anfangs und seiner jetzigen Macht. Von seinem Gefühl überwältigt, beschloss er aus Dankbarkeit, dem Herrn der Heerscharen, dessen niedrigster Diener er einst gepriesen hatte, ein feierliches Hochamt abzuhalten.

Deshalb überschüttete die Besatzung des Forts die Stadt und die Kathedrale mit einem Kugelhagel, unter deren Gewölbe Morelos, durch eine der Abnormitäten, die sich im

mexikanischen Unabhängigkeitskrieg, dessen erste Generale Priester waren, so oft finden, seine Uniform abgelegt hatte, um das Messgewand anzulegen.

Die Batterien der Insurgenten antworteten dem Feuer der Zitadelle und mitten in diesem furchtbaren Donner der Kanonen zelebrierte Morelos, der wieder ganz Priester geworden war, die heilige Handlung.

Die Ursache der Kanonade war Galeana nicht gänzlich fremd.

»Kinder!«, sagte er, sich den am Ufer zusammengescharften Soldaten nähernd. »Kinder, wir sind Herr der Insel, unser vielgeliebter General hat dies durch unsere Signale erfahren und auch seinerseits Acapulco angegriffen. In zwei Stunden wird die Stadt genommen sein, wenn sie es nicht schon ist. Seine Kanonen singen das Tedeum. Es lebe Morelos!«

»Es lebe Morelo!«, wiederholten die Insurgenten im Chor.

»He, Señor Lantejas«, sagte Costal, sich die Hände reibend. »Erscheint es Euch auch, dass ich ein gutes Stück in meinem Plan gegen den Verräter Gago vorgeschritten bin?«

Die Boote der Goélette, welche dazu gedient hatten, die spanische Besatzung von der Küste zur Insel zu holen, ersetzten vollkommen die von Galeana geopferten und übertrafen sie noch an Dauerhaftigkeit.

Zum Ende des zweiten Tages hatte sich der Sturm gelegt und das Meer wieder seine gewöhnliche Ruhe erlangt. So dienten die den Spaniern abgenommenen Barken dazu, eine Verbindung zwischen dem Lager Morelos' und la Roqueta herzustellen und auch die Gefangenen, die nicht der Sache der mexikanischen Freiheit dienen wollten, dem Ge-

neral unter guter Eskorte zuzuführen. Die Bewachung der kleinen Insel blieb denen, die sie erobert hatten, anvertraut.

Unter den europäischen Überläufern, die in die Reihen der Insurgenten eingetreten waren, befand sich auch einer, der leicht an der Härte seiner Aussprache als Galizier zu erkennen war. Dies war also ein Landsmann Pepe Gagos, den er um so besser kannte, als er, bevor er auf la Roqueta zur Garnison verwendet worden war, mit ihm zu der Besatzung der Zitadelle von Acapulco gehört hatte. Costal machte sich sogleich mit ihm näher bekannt und zog über den Verräter Auskünfte ein, von denen er sich schon im Voraus Erfolg versprach.

Das war keineswegs der einzige Dienst, den der Indianer sich von den neuen Rekruten versprach. Er glaubte der Kenntnis, die er bei ihnen in Bezug auf die verabredeten Signale der Spanier mit den Schiffen voraussetzte, die mit neuem Proviant für das Fort ankamen, Nutzen ziehen und wenigstens eins oder zwei derselben zur Insel zu locken und sich ihrer bemächtigen zu können.

Drei Tage nach der Einnahme der Insel sah Costal ein Schiff, das von San Blas nach Acapulco segelte. Da dies ein spanisches Fahrzeug sein musste, wurde die spanische Flagge auf den Gipfel der Verschanzung aufgesteckt und das Schiff in Sicht machte dasselbe Manöver. Eine lebhafte Freude ergriff die Garnison, als sie die Brigg sich nähern und immer größer und größer werden sah, bis man endlich bei einer Wendung des Schiffes große weiße, auf das Vorkastell gemalte Buchstaben erkannte.

Es war die *San Carlos* und die spanischen Überläufer erkannten es als das Schiff, dessen Ankunft mit um so größerer Spannung und Besorgnis entgegengesehen wurde, da

es mit Lebensmitteln und Munition für die Zitadelle beladen war. Die Insurgenten hatten daran Überfluss, während sie den Spaniern auszugehen anfingen.

Das Schiff näherte sich dem Anschein nach ohne alles Misstrauen. Der Kapitän allerdings war ein alter Seewolf, der wohl wusste, wie veränderlich das Glück der Waffen ist.

Alles auf der Insel freute sich schon auf den Fang, als plötzlich die *San Carlos* beilegte und zur Seite des spanischen Banners eine zweite Flagge himmelblau mit goldenen Sternen aufzog. Man schien an Bord von der Insel das entsprechende Signal zu erwarten.

Dieses geheimnisvolle Signal der Brigg setzte die Insurgenten in Verwirrung, da unglücklicherweise keiner der neuen Soldaten es kannte. Der einzige Ausweg, der ihnen blieb, war, eine zweite spanische Flagge an der Seite der ersten aufzuhissen. Nach längerem Umhersuchen fanden sie in einem Winkel der Verschanzung ein Stück rotes Tuch mit einer Zeichnung, die ehemals eine goldene Sonne hatte vorstellen sollen und die merkwürdigerweise den Sternen der *San Carlos* zu entsprechen schien.

Ehe eine solche Antwort aufs Geratewohl gegeben wurde, hielt Galeana es für klug, den Galizier an den Strand vorgehen zu lassen.

Dieser gehorchte und schrie, sich seiner Hände als Sprachrohr bedienend, mit seiner durchdringenden rauen Stimme: »Der Kommandant der Insel lässt dem Hauptmann der Brigg sagen, dass er sich glücklich schätzen würde, ihn am Ufer zu sehen, da er ihm eine Nachricht von der größten Wichtigkeit mitzuteilen hat.«

Der Hauptmann der Brigg erschien auf dem Verdeck. Es

war ein Seemann mit grauen Haaren und bedächtigen Mienen; er rief durch sein Sprachrohr:

»Ich wünsche vor allem zwei Dinge, zuerst, dass der Herr Kommandant mir die Ehre erzeige, seine Einladung persönlich zu wiederholen, und zweitens, dass er mein Signal auf andere Weise, als dass er noch eine zweite Nationalflagge aufsteckt, beantworte.«

Der Galizier strich sich verlegen mit der Hand durch die Haare.

»Herr Kapitän«, rief er, »in dieser Zeit der Verwirrung kann man sich nie als zu aufrichtiger Patriot zeigen.«

»Das ist wahr«, erwiederte der Kapitän der Brigg.

»Der Kommandant der Insel würde sich glücklich schätzen, Euch persönlich willkommen zu können«, fügte der Galizier hinzu. »Die Ärzte haben ihm aber in Folge einer Unverdaulichkeit verboten, sich der scharfen Luft und der Sonne auszusetzen. In Bezug auf die Signale muss ich Euch melden, dass beim letzten Sturm der Blitz eingeschlagen hat und sie mit Ausnahme eines Einzigsten ein Raub der Flammen geworden sind.«

»Macht doch dem Kommandanten meine Beileidsbezeugungen«, erwiederte der Hauptmann der Brigg mit spöttischem Ton, »und sagt ihm, dass wenn er Aufträge an Don Pedro Valdez habe, ich sie gern ausrichten würde.«

»Wartet doch! Die Flagge, die uns geblieben, ist gewiss die richtige, und jedes Missverständnis wird aufhören, sobald Ihr sie flattern seht. Überlassen wir's dem Zufall«, fügte der Galizier leise hinzu, indem er sich zu seinen Kameraden umwandte.

Nach wenigen Sekunden flatterte die verstümmelte Flagge an der Seite der beiden spanischen Banner.

Der Hauptmann des San Carlos richtete sein Fernrohr auf den Lappen blauen und gelben Zeuges, der sich im Wind mit allem Stolz eines bettelhaften Kastilianers blähte. Fast atemlos warteten die Insurgenten das Resultat seiner Prüfung ab. Der Galizier hatte sich nicht getäuscht, als er behauptete, dass jedes Missverständnis beim Anblick des Signals schwinden würde, denn wie die Sterne vor der Sonne verschwinden, so wurde auch das Sternenbanner plötzlich fortgenommen. Dann legte sich, um zu zeigen, dass der Hauptmann keinen Zweifel mehr über die Besatzung der Insel hege, die *San Carlos* auf die Breitseite und schleuderte eine volle Kugellage auf die am Strand Versammelten, von denen eine den Galizier mitten auseinanderriss.

Ein einstimmiger Schrei getäuschter Hoffnung und Rache war die Antwort auf dieses unmenschliche Verfahren des spanischen Kapitäns. Durch allen Lärm aber drang die gewaltige Stimme Galeanas: »Geenter!«

Don Hermenegildo sprang, Wort und Tat vereinend, in eine der am Strand festgebundenen Barken. Auch die Übrigen waren bald mit Soldaten bemannet, die von dem Geist des nach Nahrung lechzenden Jägers, wenn er seine Beute entschlüpfen sieht, besetzt waren.

Costal hatte sich in Begleitung seines treuen Clara sogleich in die Jolle Galeanas gestürzt, die ein langes, schmales und leichtes Fahrzeug war, dessen vorzügliche Bauart und Festigkeit Costal schon früher schätzen gelernt hatte. Lantejas versuchte, wiewohl vergeblich, an der Seite seiner gewöhnlichen Gefährten Platz zu nehmen, doch die Jolle war schon zu sehr beladen und er genötigt, sich in die erst beste Barke zu werfen.

Dieses Manöver war zwar schnell, aber doch nicht ohne

den durch die Vorsicht gebotenen Aufenthalt vor sich gegangen, sodass sich die spanische Brigg schon mit geschwellten Segeln in ziemlicher Entfernung befand, als das Signal zum Aufbruch gegeben wurde.

Don Cornelio sah sich nicht ohne einen gewissen Widerwillen zum zweiten Mal auf dem gefahrbringenden Element. Überdies gehörte ein Seegefecht ganz und gar nicht zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Dennoch ergriff auch ihn zuletzt der allgemeine Jubel und er blickte mit Wohlbehagen auf das Schauspiel, das die kleine Flotte darbot.

Die Sonne stand schon tief im Westen und färbte das weite Becken mit purpurfarbenen Linien, auf dem die sechs Fahrzeuge mit ihrer Bemannung von sechzig Leuten, die von dem Wunsch nach Rache brannten, miteinander wett-eifernd hinflogen.

Die *San Carlos* setzte vor ihnen ihre Fahrt schnell fort. Die schrägen Strahlen der Sonne spiegelten sich glitzernd auf den Kupferplatten ihrer Bekleidung, während die Masten von einer Wolke weißer Segel bedeckt waren. Man hätte sagen können, ein Schwan mit roten Füßen und schneeweissem Gefieder durchfurche die Gewässer der Lagune. Auf allen Barken erschollen Hurraufe, wie sie die Jäger ausstoßen, die den Dammhirsch in der Ebene verfolgen. Der Kiel der Fahrzeuge warf, das Meer durchschneidend, Schaumwellen auf der blauen Oberfläche auf. Es galt, der Erste zu sein, der sich an die Flanken der spanischen Brigg legte. Die einen bogen ihre Bajonette um, in der Absicht, sie als Enterhaken zu benutzen, die anderen, und dies waren vornehmlich die Leute Galeanas, die sich nie von ihren Lassos trennen konnten, schwenkten dieselben über ihrem Kopf, um sie im günstigen Augenblick in das Takelwerk schleu-

dern zu können und um an Bord zu klettern.

Nach und nach wurde die Entfernung, welche die Insurgenten von der *San Carlos* trennte geringer. Sie feuerte zwar noch einige Male nach den Booten, aber die Kugeln der schlechter gerichteten Kanonen flogen über die Köpfe der Mexikaner hinweg und schlugen schadlos in das Meer. Die Notwendigkeit, sich auf die Breitseite zu legen, um ihre Artillerie wirksam spielen lassen zu können, hielt die Brigg einige Augenblicke in ihrer Fahrt auf und ließ die Barken Terrain gewinnen. Ein nicht enden wollendes Pfeifen und beleidigender Spott beantwortete jedes Mal mit höhnischer Ironie die nutzlosen Salven der Brigg.

Schon wurden die Bastionen des Forts in der Ferne sichtbar, als Costal im Boot Galeanas, welches das Erste war, einen Schrei ausstieß und einen unvorhergesehenen Zwischenfall anzeigen, der bald zur Kenntnis aller gelangte.

Während die *San Carlos* floh, hatten sich auf der Höhe des Schlosses eine Menge Zuschauer eingefunden. Weiterhin war auch der Strand in der Nähe des Lagers Morelos' mit Soldaten bedeckt, die aus Mangel an Fahrzeugen ihren Kameraden nicht anders als mit ihren Wünschen beistehen konnten.

Plötzlich erschienen sechs spanische Kähne, die sich, die Spitze des Forts umsegelnd, zur Brigg wandten, um ihr Hilfe zu bringen.

Costal hatte mit seinem Schrei die Erscheinung der feindlichen Barken angezeigt. Der sich nun entstehende Kampf war das Schauspiel, dem die Soldaten der Festung und die Morelos' zuschauten. Beim Anblick der unerwarteten Verstärkungen für die Brigg beeilten sich die mexikanischen Barken, auf ein Zeichen Galeanas um die Jolle zu scharen,

auf der er sich befand, um seine Befehle entgegenzunehmen.

Dass leichte Fahrzeuge ohne Kanonen ein Kriegsschiff unter vollen Segeln anzugreifen wagten, das sie leicht in den Grund segeln konnte, war schon ein tollkühnes Wagnis. Die Hilfstruppen, die zur Unterstützung der Brigg heraneilten, machten die Sache noch verwegener.

Man hielt so schnell wie möglich Rat.

»Hauptmann Lantejas, was ist Eure Ansicht?«, fragte Galeana.

»Wenn die Verwegenheit oft eine Ursache des Sieges ist«, antwortete der Hauptmann mit einigem Stocken, »so ...«

»Gut! Eure Meinung geht dahin, anzugreifen, ich wusste es schon«, unterbrach ihn Galeana.

Lantejas, der nicht zu widersprechen wagte, machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopf.

»Und Ihr, Don Amadeo?«, fragte Galeana einen zweiten Offizier.

»Ich bin der Meinung, dass die gewöhnliche Klugheit zum Rückzug rät«, erwiderte Don Amadeo.

Galeana runzelte die Stirn.

»Eure Meinung, Hauptmann Salas?«, fragte er einen Dritten.

»Kämpfend sich zurückziehen«, rief Salas, »das hieße mit anderen Worten fliehen. Was würde unser General denken, der sich überdies schon wundern wird, dass wir beraten, während doch Männer mit Mut handeln müssten? Greifen wir an!«

Zahlreiche Beifallsrufe begleiteten die Worte Salas.

»Meine Ansicht zählt für zwei«, sagte Galeana. »Wir wollen angreifen, wir sind vier gegen sechs. Vorwärts, es lebe

Morelos!«

Auf diese Weise schnitt Galeana öfter ohne jedes Protokoll Fragen dieser Art ab und niemand wagte seiner Entscheidung zu widersprechen. Die feindlichen Barken näherten sich so hastig, dass ihre Vereinigung bei der Brigg den Kampf unabweisbar machte, selbst wenn die Mexikaner den Gedanken gehabt hätten, zu fliehen.

»Achtung«, rief Galeana, »lasst uns angreifen und jeder auf seinen Posten. Zerstreut Euch, denn die Brigg schickt sich an, uns eine Ladung zu geben.«

Die *San Carlos* legte sich auf die Breitseite, viel dichter Rauch drang aus seinen Stückpfosten, ein ohrenbetäubendes Böllern ließ sich vernehmen und die Kugeln schlügen spritzend ins Wasser.

Plötzlich stieß Don Cornelio einen Schrei aus.

»Seid Ihr verwundet, Lantejas?«, rief Galeana.

Bevor Don Cornelio noch zu Wort kommen konnte, hatte ein Blick Galeana überzeugt, dass der Ex-Student heiler Haut war.

Ein zerfetzter Körper sank zu seiner Seite nieder. Es war der Hauptmann Salas, dem eine Kugel den Kopf weggerissen hatte. Cornelio wischte sich das Blut ab, mit dem er bespritzt wurde.

»Der Teufelskerl, der Hauptmann!«, rief Galeana, nach der *San Carlos* zeigend. »Meine Freunde, rächen wir den braven Salas. Vorwärts!«

Die Jolle, in der sich Galeana, der Indianer und der Schwarze befanden, schoss mit Blitzesschnelle den übrigen Fahrzeugen voran, aus denen sich ein allgemeines Wutgeheul zur Sühne für einen Offizier erhob, den seine Tapferkeit überall beliebt gemacht hatte und der nun als der Erste

für seinen angeratenen Edelmut den Tod fand. Die verhängnisvolle Salve der spanischen Brigg erhöhte noch die Wut der Revoluzzer. Die Ruderer beugten sich über ihre Riemen und die Barken stritten um den Vorrang, zuerst anzukommen, wie bei einer Wettfahrt auf einem See.

Obgleich, wie schon erwähnt, Don Cornelio Lantejas, der Hauptmann der Insurgenten, keine besonders kriegerische Stimmung hatte, so riss ihn doch die allgemeine Begeisterung mit fort.

Angefeuert durch den Gedanken, dass er unter den Augen einer zahlreichen und befreundeten Abteilung, die sich an der Küste erwartungsvoll versammelt hatte, kämpfen sollte, und begeistert von dem Geschmetter der Hörner und Trompeten, deren Töne vom Ufer und vom Fort herüberklangen, bemächtigte sich seiner ein edler Wetteifer und er begriff zum ersten und letzten Mal in seinem Leben die wilde Triebhaftigkeit des Soldaten, der seine zügellose Wut in einem entsetzlichen Blutbad kühlte. Unter diesem Geschmetter der Fanfaren und dem kriegerischen Gezeter flogen die mexikanischen Barken über den glatten Wasserspiegel hin, als man plötzlich die sechs spanischen Barken sich in einer einzigen Linie in der Länge vor der Brigg aufstellen sah, gleichsam um den Angriff der Feinde von ihr abzuwehren.

Die Aufmerksamkeit Don Cornelios wurde durch den Ruf, der von der Admiralsjolle ausging: »Der Mann in der Bayeta!« auf die Barke hingelenkt, in der sich der so bezeichnete Mann befand. Der dunkelblaue Mantel, mit dem er bedeckt war, verhinderte, seine Züge zu erkennen.

Dieser geheimnisvolle Kämpfer wurde sogleich der Gegenstand der gewagtesten und auch abgeschmackten Ver-

mutungen. Die einen behaupteten, dass die Vorsicht, die er anwandte, sein Gesicht zu verbergen, eine von seinem Beichtvater auferlegte Bußübung sei. Andere meinten, er sei eine hervorragende Persönlichkeit des Madrider Hofs, und noch andere gingen sogar so weit, in ihm den König von Spanien selbst zu vermuten.

Was nun auch an diesen Vermutungen sein mochte, die Jolle Galeanas drängte sich aus der Reihe der Übrigen eilig hervor und steuerte gerade auf die Barke zu, in welcher der seltsam verkleidete Mann gesehen worden war, als ob dies in Wahrheit ein Feind von größerer Wichtigkeit gewesen wäre. Dies war das Zeichen zum Angriff.

Von Neuem erschollen Fanfaren vom Ufer und vom Fort her, aber ein lebhaftes Gewehrfeuer übertönte bald den Lärm der kriegerischen Musik und unter der weißen Rauchwolke, unter dem Geschrei derer, welche die Kugeln verwundet oder leblos in die Boote niedergeworfen hatten, wurden die Barken handgemein und die Kämpfer standen jetzt Mann gegen Mann. Das Gefecht war kurz, aber blutig.

Zum ersten Mal sah man die Costennos (Küstenbewohner unter Galeanas Befehl) sich ihrer nie fehlenden Lassos in einem Seegefecht bedienen und die Aufrührer würden gewiss ihre Feinde aufgerieben haben, wenn ihnen eine größere Anzahl zu Gebote gestanden hätte. Denn noch ehe der Kahn, auf dem sich Lantejas befand, dem ihm gegenüberstehenden feindlichen erreicht hatte, waren schon drei Spanier auf eine Entfernung von zwanzig Schritten vom Lasso ergriffen und ins Meer gerissen worden.

Von beiden Seiten kämpfte man nur noch mit der blanken Waffe, eine stille und schreckliche Arbeit. Plötzlich zeigte ein Geheul, das von der Besatzung des Schlosses ausging

und auf das die Soldaten Morelos', die am Strand Zuschauer des Kampfes waren, antworteten, einen neuen Zwischenfall an. Die Wut machte in demselben Augenblick dem Erstaunen Platz und wie mit einem Zaubererschlag war der Kampf eingestellt, die Barken machten sich voneinander frei und entfernten sich. Es entstand ein unwillkürlicher Waffenstillstand. Keuchend vor Anstrengung, ruhten sich die Kämpfer aus und nun konnten sie, soviel es noch die Helligkeit des Tages erlaubte, die Ursache des Geheuls erkennen, das sie getrennt hatte.

Die Brigg war unter den Mauern der Festung vor Anker gegangen und hisste den letzten Sack Mehl auf, womit sie die Belagerten versorgten. Während die Insurgenten unnütz ihr Blut verspritzten und ihre Feinde wenigstens darum kämpften, sich mit Lebensmitteln zu versehen, hatte die *San Carlos* in aller Ruhe ihre Ladung gelöscht und den Mexikanern blieb die getäuschte Hoffnung und für den Augenblick die Ansicht der Brigg, die mit vollen Segeln davoneilte und bald im Abendnebel verschwand.

Von den sechs Barken, aus denen die Flotte der Insurgenten bestand, hatte nur eine den Kampf noch nicht eingestellt, es war die Jolle Galeanas. Darin befanden sich, wie schon erwähnt, der gegenwärtige Admiral und der Indianer, die Gefährten Lantejas', die ihm wirklich teure Freunde waren, und namentlich der Indianer, sein gewöhnlicher Retter. Leicht am Kopf verwundet, dachte Lantejas kaum an seine Wunde. Seine Blicke hingen mit Besorgnis an der Barke des Admirals.

Noch war das Zwielicht schwach konsistent, dass man noch Galeana, Costal und den Schwarzen in der Verfolgung des Feindes, der mit allen Rudern zu entfliehen such-

te, hätte unterscheiden können. Auch erkannte Lantejas den Mann im Mantel ganz deutlich.

Als die fünf spanischen Barken sahen, dass sie ihren Zweck erreicht hatten, der bekanntlich in dem Schutz der Brigg zum Ausladen der Nahrungsmittel bestand, wandten sie sich ab und ruderten mit aller Vitalität zum Fort zurück.

Die Flüchtlinge wurden mit Hohngeschrei begleitet und viele wollten sie verfolgen. Lantejas, der nach dem Tod des Hauptmann Salas und in Abwesenheit Galeanas das Kommando übernommen hatte, gab den Befehl, Letzterem zu Hilfe zu eilen.

In einem Augenblick hatte sie ihre Ungeduld und der Wunsch, ihrem General zu helfen, die Jolle desselben erreichen lassen. Galeana hatte soeben die feindliche Barke erreicht und angegriffen und Lantejas war der Zeuge eines kurzen und blutigen Kampfes. Er sah, wie Don Hermenegildo nach seiner Gewohnheit alle Feinde niedermähte, die er erreichen konnte. Er sah ferner Costal einen Augenblick mit dem Vermummten in einem wirren Knäuel verschlungen, dann aber den Letzteren plötzlich ins Meer springen, um das Ufer zu erreichen. Costal war von den Ruderern angegriffen worden und hatte wie ein Verzweifelter mit ihnen zu kämpfen, dann aber sah Lantejas ihn ihrem Angriff ausweichen und wie ein Wütender zur Verfolgung der geheimnisvollen Subjekt ins Meer springen.

»Ah!«, rief einer der Insurgenten. »Dem Heiden scheint daran gelegen zu sein, zu wissen, wer der Mann im Matrosmantel ist.«

»Er will Lösegeld vom König von Spanien«, sagte ein anderer.

Die Mexikaner waren nur noch ein kleines Stück von Ga-

leana entfernt, als sie ihn mit den seinen in das feindliche Fahrzeug springen sahen. In dem Augenblick, wo sie sich ihm näherten, stürzte der letzte Spanier erdolcht ins Meer. Galeana stieg nun wieder in seine Jolle, stieß mit einem verächtlichen Fußtritt die feindliche Barke ins Meer und überließ sie den Wellen desselben.

»Costal? Wo ist Costal?«, rief Don Cornelio.

»Ah, Ihr seid es, Hauptmann!«, erwiderte Galeana, als die Kampfeshitze sich so weit gelegt hatte, dass er Lantejas wiedererkennen konnte. »Nun, Costal ist auf der Jagd. Er ist mit den schlecht dressierten Jagdhunden zu vergleichen, die immer ihre Hitze fortreißen. Da ist er!«

Als Galeana noch sprach, konnte man vage einen Schatten unterscheiden, der am Ufer festen Fuß fasste. Dann erhob sich eine andere Gestalt, die ebenso wenig am Ufer zu unterscheiden war, und stürzte der ersten nach.

## Kapitel 6 Erfüllung einer Prophezeiung

Der Eifer, mit dem der Indianer den geheimnisvollen Mann verfolgte, schien die Vermutungen, welche die Insurgenten über dierätselhafte Persönlichkeit desselben aufgestellt hatten, zu rechtfertigen.

»Habt Ihr ihn von nahem gesehen?« fragte man von allen Seiten diejenigen, welche Galeana begleitet hatten.

»Seine Kapuze fiel ihm einen Augenblick auf die Schultern zurück«, sagte ein Soldat. »Er riss sie aber so abrupt wieder in die Höhe, dass man kaum seine Züge unterscheiden konnte.«

»Was für ein Gesicht hat er?«

»Ein Angesicht wie jedermann.«

»Hat Costal, der ihn doch so hartnäckig verfolgt, nicht gesagt, für wen er ihn hält?« fragte ein anderer Streiter.

»Nein, aber seine Augen glänzten vor Freude, so dass ich glaube, es ist ein Adeliger aus königlicher Blutbande.«

»Dieser Costal wird ein schönes Lösegeld erhalten«, fügte ein anderer hinzu.

Unter allen teilten nur zwei, Galeana und der Hauptmann Lantejas, das allgemeine Interesse nicht. Ersterer unterbrach die Privatgespräche, indem er Order zur Rückkehr zu der Insel gab. Der zweite beschäftigte sich ausschließlich mit der Gefahr, die der Indianer an der Küste, wo die Königlichen noch Machthaber waren, laufen konnte, und dachte wenig daran, sich zu erkundigen, wer der Mann im Matrosenmantel sein könnte. Die Augen starr auf das Ufer gerichtet, folgte er den Bewegungen eines dritten Schattens, der noch schwärzer war, als die beiden ersten.

»Wenn Clara nicht tot und nicht verwundet war, so war er es. Kann mir einer Mitteilung über Clara geben?« rief der Hauptmann. »Ist er tot?«

»Nicht einmal verwundet«, erwiderte man einstimmig.

»Er war in diesem Moment noch hier.«

Es war wirklich der Farbige, der mit der stummen und grenzenlosen Ergebenheit eines Hundes gegen seinen Souverän, ohne ein Wort zu sprechen, sich ins Meer gestürzt hatte, um dem Kerl zu folgen, den er sich zum Waffenbruder erkoren hatte. Für Don Cornelio war das Beispiel des Schwarzen ein Fingerzeig, welches Verfahren er einzuschlagen habe. Er wendete sich an Galeana und sprach:

»Es würde mir unmöglich sein, die ganze Nacht in Unge-

wissheit über Costals Schicksal zu schweben. Wenn Ihr es für angemessen erachtet, werde ich mir zwei Personen mitnehmen, in jene leere Barke steigen und das jenseitige Ufer gewinnen. Vielleicht harrt der arme Teufel auf meine Ankunft, wie ich vor drei Nächten auf die seinige.«

Galeana hatte in seiner angeborenen Gutmütigkeit nichts einzuwenden und erteilte Don Cornelio die nach gesuchte Erlaubnis.

»Seid vorsichtig, Lantejas«, sagte er mit sichtbarem Wohlwollen und verlasst womöglich Euren Kahn nicht, wenn Ihr am Land seid, denn ich glaube einige Marodeure bemerk't zu haben, die das flache Land und die Felsen unsicher machen.«

»Ich werde vorsichtig sein, seid sorglos, Señor Galeana«, erwiederte Don Cornelio.

Mit diesen Worten sprang er mit zwei Ruderern in die Barke und ließ zum jenseitigen Ufer paddeln. Es braucht nicht erwähnt zu werden, dass schon seit langer Zeit der Kerl im Mantel, der Indianer und der Schwarze im Schatten der Nacht verschwunden waren. Die Küste war leer und schweigend, als das Kanu Lantejas' dort landete, was in einer kleinen, auf beiden Seiten mit ziemlich hohen Felsen umschlossenen Bucht stattfand, an demselben Ort, wo Costal den Fuß auf das Land gesetzt hatte.

Don Cornelio lauschte aufmerksam, ohne dass der geringste Laut zu ihm gedrungen wäre, dann rief er den Namen des Indianers mit dem ganzen Aufwand seiner Lungen, in der Voraussetzung, dass er nicht weit entfernt sein könne.

Niemand beantwortete seinen Ruf.

So vergingen zwei Stunden mit vergeblichem warten,

während welcher er jeden Moment hoffte, Costal von seiner Verfolgung zurückkehren zu sehen. Voller Unruhe über das Schicksal des Indianers, beschloss er, Ermittlungen anzustellen.

Er steckte zwei Pistolen in den Gurt, nahm seinen Rapier in die Hand und sprang auf das Ufer, indem er den beiden Ruderern empfahl, sich ungefähr zehn Schritte vom Ufer entfernt zu halten und auf alles, was vorgehe, genau acht zu haben.

Die beiden Insurgenten versprachen es und der Soldat entfernte sich vorsichtig.

Der Mond war noch nicht aufgegangen, aber unzählige Sterne funkelten am Himmelszelt, deren Brillanz keineswegs der Nacht ihre Dunkelheit nahm und Don Cornelio gestatten, seine Gegenwart zu verbergen. Dennoch gelang es ihm, die Fußspuren derer, die er suchte, in dem lockeren Sand aufzufinden, die sich aber verloren, sobald der Boden fester wurde. Dann horchte er aufmerksam, ohne aber auch nur den geringsten Laut vernehmen zu können; alles war mucksmäuschenstill um ihn, Todesschweigen, mit Ausnahme des dumpfen Geräusches, mit dem sich die Wogen am Ufer brachen.

Bevor Lantejas in einen engen Hohlweg, durch welchen seiner Annahme nach der Flüchtling es hätte am ersten versuchen können, zu entkommen, hinabstieg warf er noch einen Blick auf den Kahn. Die beiden Wächter lagen sorglos auf ihrer Bank, die Zigarre im Mund, und ließen sich vom Wind wie in einer Hängematte hin- und her schaukeln.

Nachdem sich Lantejas überzeugt, dass hier keine Gefahr drohe, drang er in den Hohlweg, den die weißen Gestade zwischen sich ließen.

Genau denselben Weg hatte auch Costal bei der Verfolgung des rätselhaften Mannes eingeschlagen. Dieser war mit so staunenswerter Geschwindigkeit geflohen, dass es dem Schwarzen sicher nicht gelungen wäre, den Indianer, der aus Leibeskräften hinter ihm herjagte, wahrzunehmen, hätte er nicht mehrmals den Ruf vernommen.

»Bei der Seele der Kaziken von Tehuantepec, stehe, Feigling! Bin ich nicht allein, wie Du?«

Diese Rufe hatten Clara auf die Fährte des Indianers gebracht. Noch immer dauerte der Lauf in ungeschlachter Kraft fort, obgleich sich ihre Brust schon keuchend hob, als plötzlich Costal stehen blieb.

Der Mann im Mantel war hinter einer Biegung des Weges verschwunden. Während der Zeit, in welcher der Indianer vergebens zu erraten suchte, wohin er sich wohl gewandt haben könnte, holte Clara ihn ein.

»Bei den Hörnern des Teufels!« rief Costal. »Ihr kommt wie gerufen, um mir die Spur, die ich hier verloren habe, wieder aufzusuchen zu helfen. Schnell, durchsucht mit mir jedes Gebüsch. Ihr glaubt nicht, welchen ungeheuren Wert ich darauf lege, diesen Menschen in unsere Gewalt zu bringen.«

»Kennt er ein Rätsel über ein Goldlager oder eine Perlenbank?« fragte Clara.

»Nein, nein! Beim Weltenlenker! Kommt – es ist – halt! Da ist er – da – auf dem Rand des Hohlwegs.«

Dieses Mal setzten sich der Schwarze und der Indianer zur Verfolgung des Ausreißers in Bewegung; sie verließen den Trampelpfad und bald befanden sich alle drei auf der offenen Fläche, die sich vor ihnen ausdehnte.

Während der Hauptmann Lantejas mit aller Vorsicht, die ihm Galeana anempfohlen hatte, weiter schritt, und zwar mit einer Bedächtigkeit, die ihn diejenigen, welche er suchte, so bald nicht antreffen lassen, waren seine beiden Ruderer weit davon entfernt, den Befehl auszuführen, den er ihnen gegeben hatte.

Der Schlummer übermannte einen dann den anderen, denn beide waren die vorhergehende ganze Nacht auf den Beinen gewesen.

»Wenn wir abwechselnd ein wenig schliefen?« sagte der erste.

»Ich sollte meinen, wir könnten beide zu gleicher Zeit schlafen«, sagte der zweite. »Ich sehe überhaupt gar nicht ein, was für eine Bedrohung wir zu fürchten haben bei unserer Entfernung vom Land, und der Hauptmann kann uns bei seinem Wiederauflauchen wecken.«

Anstatt auf ihrer Hut zu sein, wie es ihnen Lantejas eingeschärft hatte, schliefen beide fast zu gleicher Zeit fest ein. Ihr zur Unzeit angebrachter Schlaf war der Auslöser, dass keiner von ihnen zwei Individuen bemerkte, die mit Vorsicht längs der Felsen heranschlichen.

Diese beiden Kerle trugen keine Uniform, waren mit Flinten bewaffnet. Einige Leichen, die das Meer anspülte zeigten den Zweck ihrer Gegenwart an. Es waren nämlich Marodeure die der Armee folgten und denen jede Beute recht ist, die die Lebenden berauben und die Toten ausplündern. Sie gehörten zur königlichen Armee, wagten es aber nicht, zur Festung zurückzukehren, aus der sie wie die Wölfe bei einer Treibjagd aus ihrem schützenden Versteck verjagt

waren, fürchteten auch, in die Hände der Insurgenten zu fallen, die Ansicht eines Kanus war ihnen daher ein gewaltiges Reizmittel.

Die beiden Ruderer schliefen während der Zeit ruhig fort, der eine an Backbord, der andere an Steuerbord.

Die beiden Landstreicher durchzuckte der gleiche Gedanke: sich des so schlecht bewachten Bootes zu bemächtigen und aus den beiden Lebenden zwei Tote zu machen.

Zu gleicher Zeit erhoben sie ihre Gewehre und nachdem sie ihr Ziel mit der größten Muße aufs Korn genommen hatten, gaben sie in demselben Augenblick Feuer. Der Doppelknall erweckte die Schläfer nicht, sie schlummerten den Todesschlaf.

Der Hauptmann Lantejas war der einzige, der die Schüsse vernahm. Seit länger als einer Stunde durchlief er, sich ganz dem Los überlassend, in Gegenden, die er nicht kannte, indem er sich selbst die Frage vorlegte, welchen Vorteil wohl seine so hartnäckig fortgesetzte Nachforschung für den Indianer und den Schwarzen haben könnte. Es lag auf der Hand, dass er inmitten dieser unbekannten Pampa nichts für sie tun konnte, deshalb beschloss er, den Rückweg anzutreten. Er verfolgte dabei genau den schon gemachten Pfad und näherte sich wieder dem Meer, als er mit einem Mal aus dieser Richtung her zwei Schüsse knallen hörte.

Im ersten Moment konnte er sich der lebhaften Befürchtung, es möchte irgend ein Unheil geschehen sein, nicht enthalten, dann aber dachte er wieder, dass Costal und Clara vielleicht zurückgekehrt seien und die beiden Schüsse abgefeuert hätten, um ihre Anwesenheit anzuzeigen und ein Boot zu veranlassen, sie zur Insel la Roqueta überzuset-

zen. Dann jedoch sagte er sich bei weiterem Nachdenken, dass, wenn seine Annahme richtig wäre, der Indianer und der Schwarze doch die beiden Ruderer, denen die Sorge für das Kanu oblag, hätten antreffen müssen. Diese Überlegung durchzuckte ihn wie ein Blitz, sein Gefühl gewann wieder die Oberhand bei ihm und anstatt zu gehen, rannte er und legte daher einen Weg, zu dem er vorher eine Stunde gebraucht hatte, in weniger als einer halben Stunde zurück.

Endlich erreichte er den Ausgang des Hohlwegs, sein Auge schweifte erfolglos am Horizont umher, sein Kanu war verschwunden, er ging näher, sah nichts als das ewig bewegliche Meer. So glaubte er erst, sich in der Strecke geirrt zu haben, der Anblick des Hohlwegs, der sich zwischen den Felsenreihen hinzog, rief ihm vollkommen den Bereich, wo er ausgestiegen war, ins Gedächtnis zurück. Der Landungsplatz war derselbe, nur das Kanu war verschwunden. Als er endlich schärfer hinblickte, bemerkte er ein schwarzes etwas, das sich in bedeutender Ferne auf der hohen See schaukelte.

Don Cornelio hoffte. – Er nahm an, dass die wenngleich auch an diesen Küsten fast unmerkliche Ebbe und Flut doch das Kanu während die Bewacher schliefen, in die hohe See getragen haben könnte.

Zuerst rief sie der Hauptmann ziemlich leise bei ihren Namen, als er aber keine Antwort erhielt, verstärkte er seine Stimme, allein ebenfalls vergebens. Das Kanu schwankte von einer Seite nach der andern, aber nichts zeigte an, dass man ihn vernommen habe. Er rief aus Leibeskräften; auch dies war vergeblich, denn das Echo allein wiederholte seine Rufe.

Er lauschte und vernahm nichts, als das Schlagen der Wellen, die sich in am Strand brachen und Streifen weißen Schaums zurückließen. Das tiefen Schweigen, das ihn umgab, und die klagenden Seufzer der auf dem Strand ersterbenden Wellen erfüllte die Seele des Hauptmanns zuerst mit einer unbestimmten Angst, die aber bald auf schreckliche Weise zur Gewissheit wurde.

Es erschienen auf einmal zwei Männer im Kanu, das leer und verlassen geschienen hatte, und vier kräftige Arme setzten die Ruder in Bewegung, aber anstatt zum Ufer zu halten, entfernten sie sich schleunigst davon.

»Schurken!« schrie Don Cornelio, erstaunt und beunruhigt von dem unbegreiflichen Manöver, das er von den beiden Männern ausführen sah. »Ich bin es ja, der Hauptmann Lantejas!«

Ein höhnisches Gekicher erscholl als Erwiderung auf seine Worte und fast in demselben Moment sah er mit Entsetzen die sterbliche Überreste der beiden Männer, von den Wogen getragen, auf sich zu treiben, die er noch in der Ferne zu sehen glaubte, sich abmühend, die hohe See zu gewinnen.

Die beiden nächtlichen Herumschwärmer hatten einige Zeit damit zugebracht, die auf dem Ufer und im Kanu liegenden Leichname auszuplündern und kaum ihre Arbeit beendet, als der Anblick des Hauptmanns sie in Schrecken setzte. Sie legten sich beide auf den Boden des Kanus nieder, da sie nicht wussten, ob die sich nähernde Person noch irgend eine Begleitung bei sich habe; als sie aber die Zuversicht erlangt hatten, dass er allein sei, ergriffen sie in aller Ruhe ihre Paddel, um sich zu entfernen, nicht ohne die Versuchung empfunden zu haben, zurückzukehren und

auch Lantejas zu ergreifen.

Die von Galeana ausgesprochenen Befürchtungen waren also auf das Treffendste begründet und Don Cornelio musste nun, jeder Verbindung mit der Insel beraubt, den Entschluss fassen, die Festung trotz der Marodeure zu umgehen und das Lager Morelos' zu erreichen zu suchen. Vor zwei Tagen hatte er schon einen fast eben solchen Weg mit Costal gemacht und im Ganzen hier noch die Möglichkeit, ihm zu begegnen. Er orientierte sich, so gut es gehen wollte, um sich die Lage der Abgründe Los Hornes in Erinnerung zurückzurufen und begab sich, den Säbel in der einen und eine Pistole in der anderen Faust, wiederum und zwar diesmal ziemlich entschlossen in den Hohlweg, aus dem er soeben herausgekommen war.

»Warum sollten übrigens der Schwarze und der Indianer nicht ein Selbiges getan haben?« sprach er auf brechend zu sich selbst. Diese Betrachtung, die er eher hätte anstellen müssen, beruhigte ihn wenigstens über das Geschick dessen, dem er mindestens zwei Mal sein Leben verdankte, und zerstreute eine seiner traurigsten Befürchtungen. Nun schritt er zuversichtlicher weiter, wenn auch aufs Geratewohl.

Der Mond ging hell und glänzend auf und wenn auch seine Helligkeit den Hauptmann der Gefahr aussetzte, gesehen zu werden, so verschaffte es ihm doch zugleich auch die Möglichkeit, seine Feinde und die gefährlichen Stellen der Berge bemerkten zu können. Er gelangte ohne Anfechtung in einem steilen Pfad auf ein Plateau, von wo aus er das Meer, die Stadt, den schwarzen Schatten der Zitadelle und auch die fernen Feuer im Lager des Generals Morelos erblickte. Jetzt konnte er auch mit Gewissheit die Lage der

Brücke bestimmen, die ihm dazu dienen sollte, über den Abgrund von Hornos zu gelangen. Mit erneutem Eifer setzte er nun seinen Weg fort, der ihn zu dem Ziel führen sollte, das er so sehr ersehnte; denn hatte er erst einmal die Brücke erreicht, so brauchte er nur noch einen ihm schon bekannten Weg zurückzulegen.

Das Plateau auf dem er sich befand, war an einigen Stellen von weniger tiefen Einschnitten durchzogen, auch erhoben sich einige kleine Anhöhen über demselben. Ein pfeifender Wind, der mit Heftigkeit über die Ebene strich, jagte, obgleich das Meer ruhig wie ein See war, weiße Staubwolken auf und verhinderte ihm im Verbund mit den Unebenheiten des Terrains, die Brücke und den Abgrund zu erkennen.

Don Cornelio schritt mit einiger Behutsamkeit weiter. Als er um den letzten der kleinen Hügel herumging, bemerkte er in der Entfernung beim Mondschein die Balken und das Mauerwerk, die dazu dienten, quer über den Abgrund hinweggehen zu können. Schnell kauerte er sich ins Gebüsch, denn er hatte deutlich auf der Brücke eine menschliche Gestalt sich bewegen sehen.

Höchst verdrießlich, sich in dem Moment, in dem er sich schon geborgen glaubte, ausgehalten zu sehen, versuchte der Hauptmann durch die Zweige des Gebüsches hindurch die Anzahl der Männer, die ihn an der Fortsetzung seines Wegs hinderten, zu erforschen. Es war nur ein einziger, er schien von riesigem Wuchs; sein Kopf war mit dem Pfahl, an dessen Spitze Costal seine Blendlaterne aufgehängt hatte, um den Artilleristen Pepe Gago zu benachrichtigen auf gleicher Höhe. Don Cornelio konnte trotz seiner kritischen Lage ein Grien über seinen Irrtum nicht unterdrücken; es

war klar, dass die Person nur so hoch geklettert war, um die Ebene unter sich desto besser überschauen zu können. Endlich aber erkannte der Hauptmann mit größter Bestimmtheit und zu seinem Verblüffen den wieder, den Costal mit so großer Erbitterung und Verwegenheit verfolgt hatte, mit einem Wort: den Mann im Matrosenmantel.

Er war ohne Zweifel in sehr tiefe Betrachtungen versunken, denn seit beinahe einer halben Stunde, in der sich Don Cornelio den schwarzen Gedanken über das Schicksal Costals hingab, wartete er schon auf die Entfernung dieses geheimnisvollen Subjekts; noch war sie nicht vom Platz gewichen. Plötzlich schlug der vom Wind aufgeblähte Mantel auseinander und der Hauptmann konnte jetzt zum ersten Mal den Mann sich bewegen sehen; dies geschah aber in einer höchst befremdenden Art.

Don Cornelio fühlte inmitten dieses nächtlichen Schweigens, einsam auf diesen verlassenen Höhen, bei dem Anblick dieses Mannes in einer so wunderlichen Stellung sein Herz erbeben.

Endlich gaben ihm seine hilflose Lage und die Gefahr, die er lief, wenn er sein unnützes Harren noch weiter ausdehnte, einen verzweifelten Entschluss ein, den seinen zerstreuten Feind zu überraschen, zu töten und dann weiter zu gehen.

Er verließ seinen Schlupfwinkel im Gebüsch und schlich ohne das geringste Geräusch vorwärts, um Feuer auf die Person zu geben, welche ihm den Steg versperrte.

Schon befand er sich dicht am Übergang und noch hatte sich der Mann nicht gerührt.

Abrupt verfing sich ein heftiger Windstoß in seiner Kapuze und warf sie über die Schultern zurück; der Mond be-

schien mit vollem Licht sein Gesicht und jetzt erkannte Don Cornelio schaudernd die durch grässliche Verzerrungen entstellten Züge. Jetzt war er außer allem Zweifel, der Mann im Regenmantel war mit einem Strick an dem Pfahl aufgehängt.

Gleich mächtig von der Neugierde, diese sonderbare Person näher zu sehen, und dem Widerwillen, den ihm der Anblick verursachte, ergriffen, zögerte der Hauptmann weiter zu gehen; dann - da ihm kein anderer Ausweg übrig blieb, waffnete er sich mit Wagemut und betrat die Brücke. Er betrachtete das verzerrte Gesicht des Gehängten aufmerksam; es war ihm, als hätte er ihn schon irgendwo früher gesehen.

Schnell wollte er vor überschreiten, als sich sein Mantel ein zweites Mal vom Wind öffnete und eine um seinen Hals gehängte Blendlaterne erkennen ließ.

Bei diesem Anblick war ihm alles klar, der Name des Mannes wie auch seines Henkers.

Entsetzt wollte Lantejas fliehen, doch hielten ihn Stimmen, die er deutlich aus der Tiefe der Abgründe herauf ertönen hörte, an seinen Platz gebannt.

Der Mond beleuchtete die beiden aller Vegetation beraubten Gipfel des Abgrundes diesseits und jenseits der Brücke so hell, dass er sie nicht hätte überschreiten können ohne bemerkt zu werden. Seine Anwesenheit zu verheimlichen war nicht mehr möglich, aber er konnte hinter der Brustwehr und dem Mauerwerk verborgen, den Übergang über die Brücke wohl gegen zehn Mann verteidigen und unmöglich machen; er kauerte sich daher trotz seines grausigen Nachbarn, unter ihm nieder und wartete von neuem.

Es dauerte nur eine Minute, eine entsetzliche Minute,

während welcher der Leichnam des Gehängten sich über ihm hin- und her schaukelte, durch sein Gewicht den Strick krachen ließ, mit dem er am Pfahl aufgehängt war; nicht minder harmonisch klapperte und knarrte die alte rostige Laterne, die vom Wind gegen seine Brust getrieben wurde.

Erfreulicherweise war dieser Augenblick nur kurz, denn gleich danach riefen zwei wohlbekannte Stimmen den Hauptmann beim Namen: Costal und Clara erschienen wenige Schritte vor ihm, aus dem Abgrund emporkletternd.

Nach den ersten Beglückwünschungen, die der Hauptmann an Costal richtete, den er zu seinem großen Glück voll Kraft und Leben wiederfand; sagte er:

»Ihr habt also gewusst, wer die geheimnisvolle Person in der blauen Kapuze war?«

»Nein«, erwiederte Costal, »aber dieser auffallende Umstand erregte Argwohn in mir. Ich würdigte vollkommen die Vorsicht von Seite Gagos, denn der Schuldige verbirgt seine Züge immer so viel er kann. Als ich auf einem der spanischen Kanus den so verhüllten Mann bemerkte, ließ ich ihn nicht mehr aus, den Augen; ein Windstoß schlug seinen Mantel zurück und ich erkannte den Verräter. Ich habe ungeheure Anstrengungen gemacht, um ihn mir nicht entwischen zu lassen, meine Absicht ist mir gelungen und als er sich ins Meer stürzte ...«

»Ich habe Euch auch ins Meer springen sehen«, erwiederte der Hauptmann Costal unterbrechend, »und deshalb habe ich mich, über Euer Schicksal beunruhigt allein in die Berge gemacht, um Euch aufzusuchen, nachdem die beiden Männer, die ich mit mir im Kahn hatte, wo sie mich erwarteten, durch Flintenschüsse getötet worden sind.«

»Und wir«, entgegnete Costal, »wir haben Euch gesehen,

während wir uns verborgen hielten, um zu verhindern, dass jemand das Opfer der indianischen Rache herabnehme, und sind nun herbeigelaufen. Ich hätte wohl zu Clara gesagt, dass die alte Laterne, die ich vorgestern hier eingrub, mir noch zu etwas dienen würde.«

»Lassen wir jetzt den Unglücklichen, damit ihm seine Landsleute nach Wohlgefallen die letzte Ehre erzeigen können«, sagte der Hauptmann, »die Rache darf den Tod nicht überdauern.«

»Meinetwegen – wenn Ihr es durchaus so wollt. Im Übrigen ist meine Arbeit getan und mein Eid gelöst.«

Kurze Zeit darauf ruhte sich der Hauptmann Lantejas auf seinem Bett aus. Er schlief vierzehn Stunden lang.

## **Kapitel 7 Sieg der Pflicht über die Liebe**

Die Einnahme der Insel la Roqueta hatte dann auch die endliche Übergabe des Schlosses zur Folge. Mit dem Tag, an dem der Pfarrer von Caracuaró sein Dorf in Begleitung zweier Diener verlassen hatte, war ihm nun der ganze Süden der Provinz Mexiko vom Stillen Ozean bis auf sechzehn Wegstunden von der Hauptstadt Neuspaniens unterworfen. Freilich hatten erst zweiundzwanzig gewonnene Schlachten diesen Erfolg herbeigeführt.

Während sich nun der mexikanische General vorbereitet, seine Eroberungen bis in dieselbe Provinz Oajaca, wo wir zuerst seine Bekanntschaft gemacht haben, auszudehnen, wollen wir ihm dorthin voraneilen, um den Nebelschleier von anderen Begebenheiten, die sich dort in demselben

Jahr 1812, zutragen, wegzublasen.

Es war ein glühender Junimorgen, die Regenzeit war noch nicht eingetreten, die Sonne brannte mit versengenden Strahlen auf der staubigen Ebene von Huajapam. Ein Gürtel entfernter Hügel, dessen Bläue sich fast mit dem unwandelbaren Azur des mexikanischen Himmels vermischtete, diente dazu, eines jener Bilder der Verwüstung und der Trauer einzurahmen, die das zerstörende Genie des Menschen sich manchmal mit teuflischem Erfindungsdrang herzustellen gefällt.

Soweit nur immer das Auge reichte, sah man auf der einen Seite zahlreiche Reiter die verwüstete Ebene durchstreifen, inmitten ausgeplünderter Wohnhäuser oder noch rauchender Brandruinen. Die Hufe der Rosse zerstampften reiche Ähren, die nur noch auf die Hand der erschreckten und in die Flucht gejagten Schnitter harrten. Der im weitesten Sinne des Wortes niedergetretene Boden bot nur noch einen wirren Haufen geknickter und umhergestreuter Halme dar, die der Reiter verschmäht hatte, seinem Pferd als Fütterung zu reichen.

Dichte Gruppen schwarzer Geier, die nach allen Richtungen herumzogen, zeigten die Plätze an, aus denen Leichname von Menschen und Tieren ihrer Gefräßigkeit überlassen waren.

Auf einer anderen Seite flatterte das spanische Banner auf dem Zelt eines Lagers der königlichen Armee. Die Biwakfeuer verglommen nach und nach, und das Gewieher der Pferde vermischtete sich mit dem dumpfen Gerassel der Trommel oder den schmetternden Tönen der Trompeten.

Jenseits des spanischen Lagers, etwa zwei Flintenschüsse von ihren äußeren Verschanzungen entfernt, erhoben sich

über den niedrigen Häusern einer kleinen Stadt die von den Bomben halb zerstörten Dome der Kirchen. Diese Stadt oder eigentlich dieser Flecken war in der Gewalt der Insurgenten.

Starke Erdwälle verbanden die einzeln liegenden Häuser miteinander, die zum größten Teil schon zusammengestürzt waren, und bildeten dem royalistischen Lager gegenüber nur eine Reihe unvollständiger Befestigungswerke. Der zwischen dem Flecken und dem spanischen Lager leer gebliebene Teil der Ebene war mit verstümmelten Leichnamen bedeckt.

Der Name des Fleckens ist Huajapam und sein Verteidiger war der Colonel Don Valerio Trujano, der den Flecken schon seit hundert Tagen mit ungefähr dreihundert Mann gegen eine Macht von fünfzehnhundert Spaniern unter den Befehlen des Brigadiers Bonavia, Gouverneur von Oajaca, und der Kommandeure Caldelas und Regules verteidigten.

Der frühere Maultiertreiber, der, wie sich der Leser erinnern wird, im Angesicht der Überschwemmung und im Kampf gegen die Gewalt der Fluten sein *de prokundis* und sein *in manos tuas* angestimmt hatte, ohne Zweifel eine religiöse, schwärmerische Stimmung auch den Belagerten eingeflößt, denn von Zeit zu Zeit drang der Schall eines religiösen Gesangs, der aus dreihundert Kehlen zum Himmel emporstieg, aus dem Innern der traurigen und zerstörten Stadt in das Lager der Royalisten.

In jener Zeit, wo die Priester den Altar mit dem Schlachtfeld vertauschten, wo nichts in ihren Handlungen, in ihren Worten mehr an den früheren Stand erinnerte, bot Trujano das Bild eines der strengsten Typen unserer Religionskrie-

ge dar. Er glich jenen asketischen Helden, die, *das Vater unser* murmelnd, mit dem Schwert in der Faust erbarmungslos alles vor sich hinwürgten und Bibelverse auf den Lippen in die Schlacht stürzten.

Dies war das Bild, das an jenem Morgen die Ebene von Huajapam darbot, überall verheerte Felder, Ruinen, Leichname und das royalistische Banner der dreifarbig Fahne der Insurrektion gegenüber.

Werfen wir zuerst einen Blick in das royalistische Lager.

Mit Beginn des Tages führten zwei Reiter einen Mann mit sich und betrat das Lager an der der Stadt entgegengesetzten Seite.

Dieser Mann, der ebenfalls zu Pferd war, trug die Bekleidung eines Hirten, den großen mit Wachsleinwand überzogenen Sombrero, die Jacke und die ziegelroten hirschledernen kurzen Hosen. An der Satteltasche war der Zarag befestigt und an seinen Stiefeln trug er lange eiserne Sporen. Das noch von der Ansicht und der Ausdünnung der aus dem Teil der Ebene, den es eben passiert hatte, ausgestreuten Leichnamen erschrockene Pferd ließ von Zeit zu Zeit ein sonderbares Hecheln vernehmen.

Die beiden Reiter, welche die Einheitskleidung der Dragooner trugen, und der Hirte durchritten einen Teil des Lagers und hielten vor einem ziemlich umfassenden Zelt an, neben dem einer der dienstuenden Soldaten des Obersten ein nicht minder schönes und mutiges Pferd, wie das, welches herankam, striegelte.

»Euer Name, Freund?«, fragte der Bursche den Hirten.

»Julian«, erwiederte dieser. »Ich bin ein Diener der Hazienda del Valle und überbringe dem Obersten, wenn er der Bewohner des Zeltes ist, eine für ihn sehr wichtige Nach-

richt.«

»Gut«, sagte der Bursche, »ich will den Oberst benachrichtigen.«

Man traf eben im Lager Vorbereitungen, den fünfzehnten Angriff auf die vom Obersten Trujano verteidigte Stadt zu unternehmen, und Don Rafael Tres-Villas hatte sich in große Uniform geworfen, um einem Kriegsrat beizuwohnen, der vor dem Sturm abgehalten werden sollte, als der Bursche in sein Zelt trat.

Bei dem Wort *Botschaft*, das der Bursche des Obersten aussprach, konnte dieser eines jähnen Zitterns nicht Herr werden und nicht verhindern, dass eine fahle Farbe seine Stirn bedeckte.

»Es ist gut«, antwortete Don Rafael mit einer Stimme, die seine innere Regung verriet. »Ich kenne den Menschen, ich bürg für ihn. Man soll ihn freilassen – noch einen Moment, dann mag er eintreten.«

Der Bursche ging hinaus, um die Antwort seines Herrn zu überbringen. Die Dragoner, die den Hirten bis dahin transportiert hatten, entfernten sich und ließen ihn allein den Moment erwarten, seine Mitteilung an den Mann zu bringen.

\*\*\*

Wir dürfen hier mit einigen Worten das aus der Geschichte Don Raafael seit seinem Ausbruch nach Oajaca nachholen, was durchaus nötig zur Erkenntnis beiträgt.

Als der durch den Tod seines Vaters hervorgerufene Schmerz sich ein wenig gelegt hatte und als die tödliche Unruhe, die er empfand, seitdem er die schreckliche Ver-

pflichtung, die seinen innersten Gefühlen widerstritt, auf sich genommen hatte, anfing, in eine dumpfe Ruhe überzugehen, konzentrierten sich alle seine Gedanken nur auf einen Punkt, den nämlich, nach Oajaca zu gehen, dort den Kommandanten der Provinz, den Brigadegeneral Don Bernardino Bonavia, aufzusuchen, und von ihm einen Trupp zu erlangen, mit dem er sich zur Verfolgung der meuchlerischen Insurgenten auf den Weg machen könne.

Der General empfing ihn mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen. Zum Unglück für ihn waren aber der Geist der Widerspenstigkeit und die Gärung in der Stadt so groß, dass die fünfhundert Mann, die er unter seinen Befehlen hatte, kaum ausreichten, Oajaca im Zaum zu halten. Es gelang Don Rafael nicht, Bonavia zu veranlassen, seine ohnehin schon so geringen Streitkräfte noch zu schwächen.

Ein spanischer Hauptmann, Don Juan Antonio Caldelas, organisierte zu gleicher Zeit, da er die Gefahren, denen seine Landsleute ausgesetzt waren, fürchtete, eine Guerilla auf seine Kosten zugunsten der spanischen Sache, und zwar in einem nur eine kurze Strecke von Oajaca entfernten Ort. Don Rafael, nach Rache dürstend, nahm keinen Anstand, sich mit ihm zu verbinden. Der Hauptmann Caldelas traf alle Vorkehrungen, um gegen Antonio Valdes zu marschieren.

Caldelas hatte nicht wie Don Rafael Beweggründe zu einer persönlichen Abneigung gegen den Parteidünger. Er wollte, indem er sein Streifkorps sprengte, den Geist der Empörung vernichten, zu dessen Verbreiter und Stütze Valdes sich gemacht hatte. Deshalb stellte er die Handvoll Leute, die unter seinen Befehlen standen, bereitwillig zu Diensten der Rache Rafaels. Beide marschierten nun gegen

die Insurgenten und holten sie bei dem Hügel Chacahua ein, wo der Hüter sich verschanzt hatte. Ungeachtet des tapferen Widerstandes, den die Spanier fanden, gelang es ihnen, die Insurgenten aus ihrer Stellung zu vertreiben, ohne sich aber der Person des Anführers bemächtigen zu können.

Vierzehn Tage vergingen in vergeblichen Verfolgungen, bis am Ende dieser Frist die Leute des Valdes denselben nach einem blutigen Gefecht, in dem sie geworfen worden waren, an dem zum Voraus im Falle einer Niederlage bestimmten Sammelplatz nicht wiedersahen.

Sie hörten nichts mehr von ihrem Anführer, der von jenem Augenblick ab verschwunden war, ohne je wieder auf dem Schauplatz zu erscheinen. Valdes floh, als er das glühende und raue Schnaufen eines ihn im gestreckten Galopp verfolgenden Pferdes hörte. Der Braune des Hauptmanns Tres-Villas hatte ihn in einigen Sätzen erreicht.

Ein kurzer Kampf entspann sich zwischen beiden. Bald aber wurde der Hirte trotz seiner Gewandtheit im Reiten von einer kräftigen Faust aus dem Sattel gerissen und so gewaltsam zur Erde geworfen, dass er nicht mehr die Kraft hatte, sich dem Lasso des Hauptmanns in seinen unauflöslichen Verschlingungen, mit denen es ihn umgab, zu entwinden und zu verhindern, dass er ihm an den Schweif seines Pferdes gebunden, fortschleifte.

Nach Verlauf einiger Minuten eines rasenden Ritts war Valdes tot und selbst seine ergebensten Kampfgenossen hätten die entstellten Züge ihres Anführers nicht wiedererkennen können, wenn nicht eine Hand über seinem an dem Tor der Hacienda del Valle angenagelten Kopf den Namen des Banditen und des Mannes, der diesen Kopf vom

Rumpf trennte, geschrieben hätte.

Als nun die wilden Leidenschaften des Capitanos durch den Tod des ersten, den Mahnen seines Vaters dargebrachten Schlachtopfers ein wenig zur Ruhe gekommen waren, gewannen Gefühle, die der Durst nach Rache in den Hintergrund gedrängt hatte, nach und nach die Oberhand. Rafael fühlte das Bedürfnis, seine Handlungsweise, die dem Anschein nach in den Augen der Bewohner der Hazienda nicht zu entschuldigen war, zu rechtfertigen, aber ein gerechter Stolz verhinderte ihn daran. Sollte ein Sohn, der seinen Vater zu rächen hat, noch gehalten sein, die Erfüllung einer heiligen Pflicht zu rechtfertigen? Sollte er um Verzeihung bitten, weil er der Feind einer Sache geworden war, die ferner nicht mehr die seine sein konnte?

Dieses stolze Schweigen, in das er sich hüllte, sollte den Untergang seiner Hoffnungen vollenden und die Schranke, die sich plötzlich zwischen seiner Liebe und ihm erhoben hatte, noch unübersteigbarer machen.

Die Nachricht vom Tod Valdes', die ein Reisender, der auf seinem Weg die Hazienda erreichte, zugleich mit dem Inhalt der Inschrift, die den Urheber nannte, überbrachte, traf dort wie Blitz aus heiterem Himmel ein. Unglücklicherweise hatte der Reisende seinen Worten das nicht mitteilen können, was er selbst nicht wusste: den Tod des Don Luis Tres-Villas, der die Ursache dieser blutigen Wiedervergeltung war.

Von diesem Moment an betrachteten die Bewohner der Hazienda den Hauptmann nicht anders als einen Verräter, der unter dem Deckmantel des reinsten Patriotismus seine glühenden Sympathien für die Unterdrücker des Landes, das ihn hatte geboren werden sehen, verbarg.

Nun übernahm die Liebe Gertrudis' die Rechtfertigung, die Don Rafaels Stolz verschmähte.

»Mein Vater!«, sagte sie mit einem Ton, der die Tiefe des Schmerzes, der sie getroffen hatte, verriet. »Ist es denn unmöglich, dass von einem Tag zum anderen bei uns eine Nachricht anlangen kann, in der uns Don Rafael die Beweggründe seiner Handlungsweise auseinandersetzt?«

»Selbst in dem Fall«, erwiderte Don Mariano, »wenn er uns dies auseinandersetzen würde, wäre er darum weniger ein Verräter an seinem Vaterland? Nein, nein, er weiß, dass ihn nichts freisprechen kann, und er wird es selbst nicht zu versuchen wagen, sich sein unwürdiges Benehmen verzeihen zu lassen.«

Die Nachricht blieb in der Tat aus und Gertrudis war nun darauf angewiesen, ihre Tränen im Stillen zu unterdrücken. Dennoch hatte die kühne Herausforderung der Insurrektion, die seine Hand auf das Tor der Hazienda del Valle geschrieben hatte, etwas zu Ritterliches, um nicht noch wenigstens einige Zeit der Sache des Abwesenden das Wort zu reden.

Einen Augenblick lang hatte sie sogar gesiegt, als man schließlich erfuhr, dass der Kopf des Insurgentenhäuptlings nur den Platz ausgefüllt hätte, den früher das greise Haupt seines Vaters eingenommen hatte, dass Blut nur Blut söhnt.

Wenn in diesem Augenblick der Hauptmann vor sie hingetreten wäre, so würde Don Mariano auch jetzt nicht in die Verbindung mit einem an der heiligen Sache der mexikanischen Unabhängigkeit Treulosen gebilligt haben. Aber eine offene, aufrichtige Erklärung hätte ihn wenigstens in den Augen des Haziendabesitzers und seiner Tochter ins-

fern gerechtfertigt, dass sie ihn von jedem Verdacht von Treulosigkeit und Verrat freigesprochen hätten. Da es ihm aber gänzlich unbekannt war, dass der Tod seines Vaters erst nach dem des Antonio Valdes zu Ohren der Bewohner der Hazienda gedrungenen war, so versäumte er somit aus ganz entschuldbarer Art den ohne sein Wissen gebotenen günstigen Anlass.

Die beiden royalistischen Hauptmänner, Caldelas und Don Rafael, hatten aus der Hazienda del Valle, die befestigt und mit einer Kanone, die ihnen der Kommandant der Provinz hatte zukommen lassen, armiert worden war, eine Art Zitadelle gebaut, die allen Streitkräften der Insurgenten trotzen konnte. Don Rafael, der fortwährend mit größter Hartnäckigkeit die beiden anderen Mörder seines Vaters, Arroyo und Bocadillo, verfolgte, überließ die Sorge der Bewachung gänzlich den Händen Caldelas.

Der Capitano Tres-Villas, der ganz der Stimme seines Herzens folgte, hatte endlich einen Vermittlungsweg zwischen denen, die einerseits seine Liebe, andererseits sein Stolz vorzeichneten, ausfindig gemacht. Den Gedanken einer Nachricht verwerfend, beschloss er, sich persönlich zur Hazienda zu begeben. Durch die Glut seiner Vergeltung hingerissen, hatte der Hauptmann, um nicht bei dem Wiedersehen Gertrudis in seinen Vorsätzen wankend zu werden, jede Erklärung mit ihr und ihrem Vater bis zur Erfüllung eines Teiles seines Gelübdes, das ihm seine kindliche Liebe abgenötigt, verschoben.

Sein verzweifelter Kraftaufwand hatte bis jetzt nur dazu geführt, die Truppe der beiden Mörder Mann für Mann zugrunde zu richten. Sie selbst entgingen stets seinen Nachstellungen. Endlich verbreitete sich ungefähr zwei Monate

nach dem Tod Valdes' das Gerücht, dass Arroyo und Bocadro die Provinz verlassen hätten, um mit den Trümmern ihrer Horden zum Heer Hidalgos zu stoßen.

Nun kehrte auch Don Rafael zur Hazienda del Valle zurück, die noch von Caldelas bewacht wurde. Während seiner Abwesenheit war ein Befehl vom Generalkommandanten der Armee des Vizekönigs eingelaufen, der ihn aufforderte, seine Stelle im Regiment der Königin-Dragonier wieder einzunehmen.

Bevor er diesem Befehl nachkam, beschloss Don Rafael, obgleich er schon lange beim Regiment hätte sein sollen, sich einen Tag mit den Angelegenheiten seines Herzens zu befassen und sich zu der Hazienda las Palmas zu begeben, um hier seinen Hochmut vor seiner Liebe zu beugen.

Jetzt war eine Rechtfertigung schon viel schwieriger, als sie es vor zwei Monaten in den Augen Don Mariano Silvas gewesen wäre. Der Schein hatte sich in Wirklichkeit, der Argwohn in Gewissheit verwandelt, und Don Rafael war in seinen Augen nichts, als ein gemeiner Abtrünniger. Einige Worte bildeten und drückten die Meinung Don Rafaels aus, und diese Worte klangen in jedem Augenblick in den Ohren Doña Gertrudis wie eine dunkle, schon in Erfüllung begriffene Vorbedeutung wider.

»Beweine nicht den Niedergang Don Rafaels«, sagte Don Mariano, wenn er es versuchte, den Tränenquell seiner Tochter versiegen zu lassen. »Er hinterging seine Geliebte, wie er sein Vaterland hinterging ...«

Seltsame Sache in den Augen des Vaters! Die Tränen seiner Tochter flossen dann reichlicher und bitterer.

So groß war die Zuneigung, die Don Mariano ehemals dem jungen Offizier gewidmet hatte, so groß waren die

Schätze der Zärtlichkeit, die in Gertrudis' Herzen für ihn aufgespeichert waren, dass er ohne Zweifel, wenn er mit erhobener und von versnobt erfüllter Pflicht triumphierender Stirn in die Hacienda gekommen wäre, die Freimütigkeit seines Blickes und die Biederkeit seiner Worte bald die unheilvollen Wolken zerstreut haben würde.

Bedauerlicherweise hatte das Schicksal entschieden, dass er, wenigstens als Freund, die gastfreundliche Schwelle von las Palmas nicht mehr überschreiten sollte.

Obgleich die Entfernung zwischen den beiden Besitzungen del Valle und las Palmas nicht mehr als eine Stunde betrug, so hielt es Don Rafael, der in der ganzen Gegend als einer der erbittertsten Feinde der Insurrektion verschrien war, von der Findigkeit geboten, sich auf dem Weg von einem halben Dutzend seiner Leute begleiten zu lassen.

Diese Vorsicht war keineswegs unnütz.

Rafael und seine Eskorte gelangten, nachdem sie die Hügelkette, deren Gipfel die Terrassen der Hazienda beherrscht, an das Tor, das ehemals an dieser Seite zum Ausgang gedient hatte. Jetzt war es zugemauert und Don Rafael daher gezwungen, die Runde um die Hazienda zu machen, um zu dem Eingang der Esplanade zu gelangen. Kaum war er um die Ecke des Gebäudes passiert, als sich plötzlich seine kleine Truppe von allen Seiten von einem Dutzend Reitern mit grimmigen Gesichtern umringt sah.

»Tod dem Verräter! Tod dem Schakal!«

In demselben Augenblick, als diese Rufe das Ohr des erstaunten Don Rafael erreichten, streifte einer der Angreifer mit der Brust seines Pferdes die Seite dessen, welches der Offizier ritt, dass es sich mit seinem Reiter überschlug.

Jetzt wäre es um Don Rafael beinahe geschehen gewesen,

wenn es ihm nicht bei seiner Geschicklichkeit, die sich mit der herkulischen Kraft, die ihm innewohnte, paarte, gelungen wäre, sich von den Steigbügeln loszumachen und mit einem Sprung auf das Pferd eines seiner Begleiter zu schwingen, der eben erdolcht aus dem Sattel stürzte.

Durch die Stimme ihres Anführers, den sie tot geglaubt hatten, wieder belebt, durchbrachen die fünf Überlebenden, ungeachtet des Missverhältnisses hinsichtlich der Zahl, die Reihe der Angreifer und schlügen sich in die Berge, wohin ihnen die Insurgenten nicht zu folgen wagten.

Ein Toter und das verlorene Pferd Don Rafaels waren die materiellen Verluste, die der Hauptmann bei dem Versuch erlitten hatte, die zwei Monate seines Schweigens zu rechtfertigen. Er schlug nun den Weg zur Hazienda del Valle wieder ein.

Groll und Betroffenheit erfüllten sein Herz. Dieselbe Hazienda las Palmas, deren hoch gefeierter und gern gesehener Gast er einst gewesen war, enthielt für ihn nur Feinde, die nach seinem Blut dürsteten.

»Es ist sonderbar«, sagte einer der Reiter der kleinen Trupps, die Rafael in einiger Entfernung folgte. »Man behauptete, dass Arroyo und Bocadillo das Land verlassen hätten, und wenn ich mich nicht täusche ...«

»Ja, sie waren es«, erwiderte ein zweiter Reiter, »ich habe sie wiedererkannt, habe mich aber gehütet, es dem Hauptmann zu sagen. Er ist so verbissen auf sie, dass wir ihn nicht hätten zur Flucht bewegen können, wenn er gewusst, welche Leute er vor sich hatte.«

Während dieser Zeit kehrten die in ihren Hoffnungen getäuschten Angreifer in die Hazienda zurück.

»Dreifacher Narr, der ich war«, sagte zu einem seiner Ge-

führten ein Mann mit wildem und gemeinem Gesicht und mit ebenso kolossalnen Gliedern, wie sein Stierhals. »Anstatt ihn in die Hazienda eindringen zu lassen, wo wir ihn in unserer Gewalt gehabt hätten - und Arroyo denkt, er war es wirklich«, vollendete er seine Floskel mit einer bezeichnenden, furchtbaren Geste.

»Don Mariano würde es nicht zugegeben haben«, erwiderte sein Gefährte, der ebenso dürr, wie der Erstere unförmig war, aber zugleich listig und wild wie ein Marder aus sah.

Dieser Mann war Bocadro, der Gefährte Arroyos.

»Wir würden ihn nicht nach seiner Erlaubnis gefragt haben«, entgegnete Arroyo mit grimmigem Gesicht, »ebenso, wie wir nicht mehr in Tätigkeit Don Marianos stehen. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo die Knechte die Herren ihrer Herren werden müssen. Was kümmere ich mich um die Gleichsetzung des Landes. Was ich will, ist Lebenssaft und Plünderung!«

Bei diesen Worten, welche die wahre Geisteshaltung des wilden Insurgenten verrieten, flammte ein Blitz der Wut in seinen Augen auf.

»Nun werden wir fliehen müssen«, fügte er hinzu, »denn, wenn der wütende Hauptmann vernimmt, dass wir hier sind, so hält ihn nichts von der Welt ab, wieder zu kommen und Feuer an alle vier Ecken der Hazienda anzulegen, um uns lebendig zu braten!«

»Dreifacher Narr, der ich bin, auf dich gehört zu haben.«

»Wer konnte es denn voraussehen, dass er uns entwischen würde?«, erwiderte Bocadro, vor dem Ausdruck des Gesichts seines Gefährten erschrocken.

»Du!«, brüllte der Bandit.

Und von seiner Wut hingerissen, seinen größten Gegenspieler entwischen zu lassen haben, zog Arroyo seinen Dolch und versetzte Bocadro mit dem Griff desselben einen so gewaltigen Stoß vor die Brust, dass dieser wie eine lebloße Masse mit einem Schmerzensgezeter vom Pferd stürzte.

Während er es seinem Gefährten überließ, sich so gut, wie er es vermochte, wieder auszuhelfen, schien sich der Guerrillero eines anderen besonnen zu haben. Er trieb sein Pferd durch das Tor der Hazienda, sprang im Hof aus dem Sattel und verschwand im Gebäude, seinen Karabiner in der Hand.

Einige Minuten später ritt Don Rafael nachdenklich den Hang hinauf, der auf den Gipfel des Hügels führte, als überraschend ein Schuss, der von der Terrasse der Hazienda abgefeuert wurde, seinen nächsten Begleiter tödlich getroffen niederstreckte.

Ein bitteres Lächeln spielte um die Lippen Don Rafaels und stechendes Weh durchzuckte sein Herz, indem er diesen Weggang mit dem verglich, der ihn vor zwei Monaten begleitet hatte. Die Kugel hatte gerade den Reiter getroffen, der es für klug gehalten hatte, seinem Hauptmann den Namen zweier seiner Gegner zu verschweigen.

»Das ist Arroyo, der den Schuss abgefeuert hat«, rief unwillkürlich der, welcher geglaubt hatte, den Banditen wiedererkannt zu haben.

»Arroyo ist in der Hazienda und Ihr habt es mir nicht gesagt?«, rief der Hauptmann mit wütendem Tonfall. Sein Bart sträubte sich wie die Mähne eines Löwen, der über seine Beute herfallen will.

»Ich wusste nicht ... ich war meiner Sache nicht gewiss ...«, stammelte der Reiter.

Es fehlte wenig und Don Rafael hätte ihn in der Aufwallung seines Ärgers noch schnöder behandelt, als Arroyo seinen Gefährten. Solange bezwang er sich, schickte aber, ohne die Folgen, die daraus entstehen konnten, zu bedenken, den am besten berittenen Reiter seiner Begleitung zur Hazienda del Valle mit dem Auftrag, ihm, ohne eine Minute zu verlieren, ungefähr fünfzig gut bewaffnete Leute mit einigen Petarden zuzuführen, um das Tor der Hazienda zu sprengen.

Der Reiter jagte im Galopp davon, und Don Rafael erwartete nun, indem er sich mit seinen drei übrig gebliebenen Leuten hinter einer Krümmung des Wegs, welche ihm Schutz gegen die Kugeln gewährte, postierte, die Rückkehr seines Boten.

Nach und nach kühlte sich sein siedendes Blut ab und er dachte über den Auftritt der Feindseligkeit, den er gegen den Vater Gertrudis' auszuführen im Begriff stand, in trübem Hinbrüten nach.

Ein heftiger Kampf entspann sich in seinem Innern zwischen ganz entgegengesetzten Befürchtungen, die sich fast mit gleicher Macht erhoben.

Gleichviel, ob er bei seinem Entschluss beharrte oder nicht, es schien ihm eine Tempelschändung, was er zu unternehmen im Begriff stand. Dennoch sprach die Stimme der Verpflichtung ebenso gebieterisch wie die der Leidenschaft in der Tiefe seines Herzens. Welcher von beiden sollte er gehorchen?

Noch war der ebenso lange wie heftige Kampf zwischen den beiden einander widerstrebenden Gefühlen nicht ausgetragen, als die Bedeckung anlangte. Was nun auch daraus werden mochte, jetzt konnte Don Rafael nicht mehr

zurück. Dieses Mal trug noch die Pflicht den Sieg davon.

Der Offizier zog seinen Degen und setzte sich an die Spitze seines Detachements. Auf ein Zeichen von ihm blies der Trompeter einen Marsch und benachrichtigte so die Bewohner der Hazienda, dass ein Kavalleriekorps die Hügelkette überschreite.

Einige Minuten darauf stellte sich das Kommando in Reihe und Glied vor der Esplanade auf. Ein Spanier ritt vor. Von Neuem schmetterte die Trompete. Der Parlamentär forderte Don Mariano im Namen des Capitanos der königlichen Armee Don Rafael Tres-Villas auf, die beiden Halunken, Arroyo und Bocadro, tot oder lebend auszuliefern.

Nach dieser Aufforderung blieb Don Rafael unbeweglich im Sattel, mit bleicher Stirn und klopfendem Herzen erwartete er die Antwort.

Das tiefste Schweigen diente ihm als solche.

## **Kapitel 8** **Sieg der Liebe über die Pflicht**

Außer der von Hauptmann Tres-Villas vorausgesehenen notwendigen Folge seines Entschlusses gab es eine, an die er nicht hatte denken können.

Ein in die Hazienda geworfener Blick wird dies klarmachen.

In dem Saal, den der Leser schon kennt, fanden sich Don Mariano und seine beiden Töchter vereinigt. Ihre Lage war ganz dazu angetan, das Schweigen, das der Aufforderung des königlichen Offiziers gefolgt war, zu rechtfertigen. Arroyo und Bocadro standen mit gezückten Dolchen vor der

Tür und zeichneten dem Eigentümer der Hazienda genau die Schritte vor, die er einschlagen sollte.

»Hört, Señor Don Mariano«, sagte der Bandit mit der ihm eigenen brutalen Ausdrucksweise. »Ich glaube gern, dass Eure Rechtschaffenheit es von der Hand weisen wird, die Gäste des Hauses auszuliefern.«

»Das ist richtig«, erwiederte Don Mariano, »und Ihr könnt überzeugt sein ...«

»Ich weiß es, Ihr werdet diese Auslieferung ablehnen, aber dieser Teufelskerl, der Hauptmann, wird das Tor sprengen und uns gefangen nehmen, ohne sich an Eurem Geschrei zu kehren. Und dem will ich entgehen.«

»Wisst Ihr ein Mittel, dies zu hindern?«

»Ohne Zweifel, es gibt ein sehr einfaches. Dieser Teufelskerl ist früher Euer Freund gewesen. Wenn ich in meiner Eigenschaft als Diener - ehemaliger nämlich - Eures Hauses über das, was hier vorgegangen war, gut unterrichtet bin, so hat er unter anderen auch noch eine Schwäche für die wunderschöne Donna Gertrudis und deshalb wird er auf die schreckliche Gefahr Rücksicht nehmen, in die Euch sein Ungestüm bringen kann.«

»Eine Gefahr? Ich verstehe dich nicht.«

»Ihr sollt mich sogleich verstehen. Ihr müsst dem Hauptmann sagen, dass, wenn er das Tor sprengt, er uns zwar lebendig erwischen, zugleich aber Euch und Eure Töchter als Leichen wiedersehen wird. Versteht Ihr mich jetzt?«

Die Worte Arroyos hätten weniger bestimmt sein können, denn der Ausdruck der Wildheit, der über seinem Gesicht ausgebreitet lag, verriet seine Gedanken hinreichend. Die beiden Töchter Don Marianos warfen sich, von Schrecken übermannt, in ihres Vaters Arme.

In diesem Augenblick ließ sich der Ton der Trompete zum zweiten Mal vernehmen und die drohende Stimme des Soldaten drang bis zu den Bewohnern der Hazienda.

Don Mariano, der vor dem Schicksal erzitterte, das seinen Töchtern von den beiden ehemaligen Verqueres, deren Gefährten den Korridor besetzt hielten, drohte, ließ auch diese zweite Aufforderung ohne Antwort vorübergehen, obgleich sie schon in einem gebieterischen Ton gehalten war als die erste.

»Alle Teufel!«, brüllte der Bandit. »Da sind nicht viel Ausflüchte zu machen! Zeigt Euch am Fenster, wenn Ihr Furcht habt, dem wütenden Hauptmann unter die Nase zu treten, und sagt ihm die Geschichte rund heraus, wenn nicht ...«

Die Trompete, die jetzt zum dritten Mal ihre herausfordernden Töne erschallen ließ, unterbrach den Banditen.

»Plündert das Haus der Feinde Spaniens!«, rief eine männliche Stimme, deren Klang in der Seele Gertrudis' zugleich ein Beben des Schreckens und der Freude erregte.

Es war die Stimme Don Rafaels.

»Halt, noch einen Augenblick!«, rief Don Mariano, der in einem Säulengang erschien, welcher die Freitreppe überragte und von wo aus sein Blick die Ebene beherrschte. »Ich habe zwei Worte mit Eurem Hauptmann zu sprechen. Wo ist er?«

»Hier bin ich. Seht Ihr mich nicht?«

»Ah, Verzeihung!«, sagte Don Mariano mit bitterem Lächeln. »Ich habe bisher in dem Capitano Tres-Villas nur einen Freund gekannt und erkenne ihn daher in dem Mann, der mir mit Zerstörung des Hauses drohte, in dem er selbst einst Gastfreundschaft genossen hat, nicht wieder.«

Diese unklugen Worte, bei welchen Don Mariano eine ge-

wisse Ironie nicht hatte unterdrücken können, lockten eine lebhafte Röte auf die vorhin totenbleiche Stirn des Offiziers.

»Und ich«, entgegnete er, »ich sehe heute in Euch nur noch einen Beschützer der gottlosen Insurrektion, die ich zu ersticken geschworen habe, und den Herrn eines Hauses, das Banditen beherbergt. Habt Ihr nicht gehört, dass Ihr sie mir ausliefern sollt?«

»In keinem Fall würde ich die verraten, die ich zu verteidigen versprochen habe«, antwortete Don Mariano, gegen seinen Willen über die Grenze hinausgerissen, die er sich gesteckt hatte. »Aber in diesem Fall bin ich nicht einmal Herr meines Willens. Ich bin beauftragt, Euch zu sagen, dass die, welche Ihr verfolgt, meine beiden Kinder und mich erdolchen werden, ehe sie in Eure Hände fallen. Unser Leben bürgt jetzt für das Ihre, Hauptmann. Es liegt nun an Euch, ob Ihr ferner noch darauf beharrt, dass sie Euch ausgeliefert werden.«

Die frühere Bitterkeit war aus der Sprache Don Marianos verschwunden und namentlich waren die letzten Worte mit einem würdevollen, aber traurigen Ernst ausgesprochen worden.

Eine Wolke verdunkelte die Augen Don Rafaels bei dem Gedanken, dass Gertrudis unter den Dolchen der Guerilleros verbluten sollte, die er für fähig hielt, eine solche Drohung auszuführen. Er fühlte sich fast glücklich, dass sich ihm hier eine nicht weniger gebieterische Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen darbot, als die, welcher er bisher gehorcht hatte.

»Gut«, sagte er nach kurzem Schweigen, denn diesmal war seine Festigkeit im Voraus besiegt. »Bringt dem Banditen, den man Arroyo nennt, das feierliche Versprechen,

dass er nichts zu befürchten hat, wenn er sich zeigt. Ich stelle ihm diese Bedingung nicht etwa als Verzeihung, sondern für den Aufschub, den zu bewilligen mir die Menschlichkeit zur Pflicht macht.«

»O, ich bedarf Eures Wortes nicht!«, rief der Bandit unverschämt, sich an der Seite Don Marianos zeigend. »Habe ich da drin nicht Geiseln, welche besser für mein Leben bürgen? Nun, was wollt Ihr von Arroyo, Señor Capitano?«

Der Capitano, mit geschwollenen Stirnaderen, vor Wut zuckenden Lippen und blitzenden Augen beim Anblick eines der Mörder seines Vaters dastand, eines Mannes, den er so lange vergeblich verfolgt hatte, des Banditen endlich, dessen er sich nun lebend bemächtigen konnte und den er sich entwischen lassen sollte, hatte einen Augenblick nötig, um die ungestümen Leidenschaften ein wenig austoben zu lassen, die im Grunde seines Herzens wüteten.

Unwillkürlich riss seine krampfhaft geballte Faust ungestüm den Zügel seines Pferdes zurück, die Sporen bearbeiteten die Flanken und das gequälte Tier richtete sich auf seinen Hinterfüßen hoch auf und stürzte mit einem Satz fast gegen das Tor der Hazienda.

Man hätte glauben können, dass sein Reiter das Hindernis, welches ihn von dem wilden Guerillero trennte, überspringen wollte. Der Bandit konnte eine Gebärde des Schreckens kaum unterdrücken.

»Was ich von Arroyo will?«, rief der Hauptmann endlich. »Nichts weiter, als mir seine Züge ins Gedächtnis prägen, damit ich ihn nicht verkenne, wenn ich ihn einst verfolgen werde, um ihn lebend an den Schweif meines Pferdes zu binden.«

»Wenn Ihr mich darum gerufen habt, um mir diese Artig-

keiten zu sagen, so ...«

Der Bandit machte Miene, in die Hazienda zurückzukehren.

»Höre«, schrie Don Rafael. »Dein Leben ist dir verbürgt, ich habe es versprochen. Die Menschlichkeit gebietet mir, es zu schonen.«

»Auch weiß ich Euch dafür keinen Dank, Hauptmann!«

»Dein Dank wäre eine Beleidigung. Wenn aber in dem Stück blutigen Kots, das dir als Herz dient, irgendeine Spur von Mut und Tapferkeit wohnt, so steig aufs Pferd, wähle eine Waffe, die dir gefällt, und komm allein aus der Umfriedung. Ich fordere dich zu einem Kampf auf Leben und Tod heraus!«

Indem der Hauptmann so sprach, richtete er sich hoch in den Steigbügeln auf, und der Adel seiner Haltung bildete einen schneidenden Gegensatz zu der gemeinen und tierischen Haltung des Mannes, den er herausforderte. Arroyo aber fühlte nur Mut, ihn mit den Augen zu verschlingen.

»Bah! Wahrhaftig!«, sagte er, indem er affig scherzte. »Eine schöne Herausforderung, fünfzig gegen einen!«

»Ich verpfände hier feierlich vor meinen Soldaten und vor Gott mein Wort als Edelmann, dass, was auch der Ausgang unseres Kampfes sein wird – wenn ich nämlich unterliege, dir nichts geschehen soll.«

Einen Augenblick lang blieb der Bandit unentschlossen und stumm. Man hätte glauben können, dass er die Chancen dieses Kampfes abwog. Er hatte zu oft die persönliche Tapferkeit des Hauptmanns kennengelernt, um zu finden, dass sie zu seinen Gunsten ausschlügen. Er wagte nicht, den Zweikampf anzunehmen.

»Ich schlage es aus«, sagte er.

»Behalte noch dein Pferd, ich will dich zu Fuß bekämpfen.«

»Teufel, ich schlage es aus«, sage ich Euch!

»Ich vermutete es, aber höre noch einen Vorschlag. Ich lasse dir mein Wort verpfändet, dass dir nichts geschehen soll, wenn du den Bewohnern dieses Hauses, die ich dir nennen werde, gestatten willst, es verlassen zu dürfen, um sich mit mir unter die Obhut eines rechtschaffenen Feindes zu stellen.«

»Auch dieses schlage ich aus«, erwiderte Arroyo.

»Geh, du bist kein Mann. Und wenn dich diese Hand einst ergreift, so will ich, anstatt mit dir wie mit einem Menschen zu verfahren, dich wie einen Hund behandeln und unter der Peitsche sterben lassen.«

Nach diesem schrecklichen Lebewohl ließ der Hauptmann sein Pferd eine Wendung machen und wandte dem Banditen den Rücken mit einer Miene, welche die tiefste Verachtung ausdrückte. Die Trompete schmetterte von Neuem und der Trupp schlug den Weg in die Berge wieder ein. Zwei Gefühle bestürmten nach diesem Zusammentreffen, dessen Erfolg ein so schmerzlicher für den Hauptmann sein sollte, die Seele Don Rafaels, einmal die Erinnerung an die fast zu aufrichtigen Worte Don Marianos und dann die tödliche Unruhe, die er bei dem Gedanken empfand, die beiden Mädchen in der Gewalt eines solchen Scheusals wie Arroyo zurücklassen zu müssen.

Zum Glück ging in Betreff dieses Gegenstandes nur ein Teil seiner Befürchtungen in Erfüllung, denn er vernahm durch einen seiner Kundschafter, dass dieses Mal Arroyo und Bocadro nach Plünderung der Hazienda die Provinz verlassen und dass die Bewohner von Las Palmas nicht das

Unglück gehabt hatten, auch noch einem anderen Geschick zu erliegen.

Jetzt traf Don Rafael ohne Versäumnis Anstalten, dem Befehl seiner Vorgesetzten zu gehorchen und zu seinem Korps abzugehen. Caldelas erhielt ein Kommando, und beide überließen bei ihrer Abreise die Garnison der Hazienda del Valle einem katalanischen Leutnant Namens Veraegui.

Don Rafael hatte tätigen Anteil an der Schlacht bei Calderon genommen, in welcher der General Calleja mit sechstausend Mann die hunderttausend Mann Insurgenten Hidalgos zerstreute. Dann hatte er fortwährend auf verschiedenen Punkten des Königreichs die Waffen gegen die Insurgenten getragen und kehrte von San Blas nach Oajaca auf dem Schiff zurück, auf dem wir ihn in einem Moment vorüberhuschen sahen, als bei seiner Ankunft neue Befehle ihn zur Belagerung von Huajapam gerufen hatten.

Sein alter Waffenbruder Caldelas befand sich beim Belagerungsheer als Brigadegeneral, während Don Rafael, weniger glücklich als er, nur den Grad eines Obersten führte.

\*\*\*

Nach dieser Abschweifung wollen wir zu Julian zurückkehren, der den Oberst in eine so lebhafte Aufregung versetzt hatte, als er vorgab, eine dringende Botschaft zu überbringen.

Die Trennung lässt eine flüchtige Neigung fast spurlos vorüberziehen, während sie eine tief gewurzelte Leidenschaft umso glühender aufstachelt, ähnlich wie der Wind ein Licht verlöscht, eine Feuersbrunst aber vermehrt. Auf

Rafael hatte die Trennung wie der Wind auf die Feuersbrunst gewirkt. Er hoffte immer noch, dass Gertrudis ihm eine Botschaft der Verzeihung und Liebe zukommen lassen würde.

Daraus ist nun wohl die Aufregung zu erklären, die Don Rafael ergriff, als er die Nachricht von der Ankunft eines Boten vernahm.

»Nun, Julian, was habt Ihr mir zu melden?«, fragte der Oberst, indem er nach Möglichkeit die Bewegung zu verheimlichen suchte, die ihn beherrschte. »Haben sich die Insurgenten unserer Zitadelle bemächtigt?«

»Ach nein!«, erwiederte Julian. »Die Leute unserer Garnison beklagen sich nur darüber, dass man ihnen zu viel Ruhe lässt. Einige Streifzüge ins Land, bei denen die Plünderung irgendeiner reichen Hazienda mit unterlief, würden ihnen gerade recht sein. Übrigens sind auch die Nachrichten, die ich bringe, der Art, ihnen diese kleine Genugtuung zu verschaffen.«

»Ihr bringt mir also eine kriegerische Nachricht?«, fragte der Oberst mit einer Miene trüber Enttäuschung, die Julian auffiel.

»Eine Rachebotschaft. Um aber mit dem minder Wichtigen anzufangen, so glaube ich, dass es Eurer Herrlichkeit angenehm sein wird, zu hören, dass ich das brave Tier, den Roncador, mitbringe.«

»Roncador?«

»Ja, dasselbe Pferd, das bei dem Angriff der Insurgenten bei Las Palmas verloren ging. Irgendjemand hat es gewiss herrlich gepflegt und uns zur Hazienda zurückgeschickt.«

»Wer hat es zurückgeschickt?«, fragte Don Rafael lebhaft.

»Wer würde es anders sein können, wenn nicht Don Ma-

riano Silva? Einer seiner Leute führte uns den Roncador vor drei Tagen mit den Worten zu, dass der Herr, dem dieses Pferd gehört, es vielleicht mit Vergnügen wiedersehen würde. Wie Ihr es mit Sattel und Zaum eingebüßt hattet, wurde es auch mit Sattel und Zaum zurückgeschickt, mit der einzigen Ausnahme, dass der Roncador an der Stirn eine allerliebste Schleife aus rotem Band trug, meiner Treu!«

»Wo ist die Schleife?«, fragte Don Rafael mit umso größerem Interesse, als er zu erraten glaubte, wessen Hand sie dort angeheftet hatte.

»Einer unserer Leute, Felipo El Galan, hat sich davon eine Kokarde gemacht.«

»Felipo ist ein Schurke, den ich für seine Indiskretion zu züchtigen wissen werde!«, rief Don Rafael zornig.

»Ich habe ihn gewarnt, mag er es nun ausbaden. Ich muss Euch auch noch sagen, dass der Bote einen Brief für Euch mitbrachte.«

»Warum habt Ihr mich nicht gleich davon benachrichtigt?«

»Ich fing mit dem Anfang an«, entgegnete Julian phlegmatisch. »Hier ist der Brief.«

Bei diesen Worten zog der Bote ein kleines Paket Maisblätter aus seiner Tasche, in das er vorsichtshalber den Brief eingeschlagen hatte, und gab ihn Don Rafael, der ihn mit zitternder Hand, deren Beben er vergeblich zu beherrschen suchte, ergriff.

»Gut«, sagte er mit erzwungener Ruhe. »Was habt Ihr mir jetzt noch zu sagen?«

Dieser Brief konnte von Gertrudis sein, und der Oberst hatte bei dieser Miene erkünstelter Kälte keinen anderen

Zweck, als sich die Wonne vorzubehalten, ihn zu lesen, wenn er allein sei.

»Arroyo und Bocadro sind mit ihren Banditen wieder in der Provinz erschienen«, fügte Julian hinzu, »und der Leutnant Veraegui schickt mich ...«

»Arroyo und Bocadro!«, unterbrach ihn Don Rafael, plötzlich aus dem Traum süßer Schwärmerei gerüttelt und seinen Rachegedanken wieder hingegeben. »Sagt meinerseits dem Leutnant Veraegui, er möge den Pferden die doppelte Ration geben lassen, um sie tüchtig zu machen, ins Feld zu ziehen, und dass ich in einigen Tagen bei ihm sein werde, den Streifzug zu beginnen. Denn nach dem letzten Angriff, den wir versuchen werden, muss Huajapam entweder fallen, oder wir heben die Belagerung auf. Ich werde dann einen Urlaub vom kommandierenden General erlangen, um uns endlich dieser beiden Banditen zu bemächtigen, und sollten wir Feuer an allen vier Ecken der Provinz anlegen müssen, so werden wir es tun. Jetzt geh, Julian.«

Der Bote schickte sich an, das Zelt zu verlassen, als Don Rafael, der den Brief, von dem er sich einen Augenblick des Glückes versprach, auf dem Tisch liegen sah, sich von Neuem an Julian wandte und sagte: »Nehmt! Ihr habt gute Nachrichten gebracht und ich will Euch dafür belohnen.«

Er drückte ihm ein Quadrupel (spanische Goldmünze, 21 Taler preußisch) in die Hand, den Julian hurtig einsteckte, aber nicht ohne höchstmöglich erstaunt zu sein, sich so freigebig für die Überbringung der Nachricht, dass Arroyo und seine Bande wieder aufgetaucht seien, belohnt zu sehen. Indessen war seine Zufriedenheit größer als sein Erstaunen.

Als er hinausgegangen war, ergriff Don Rafael den Brief

und hielt ihn einen Augenblick in seiner Hand, ohne ihn zu öffnen. Sein Herz schlug mit aller Macht, denn er zweifelte nicht mehr daran, dass dieser Brief von Gertrudis sei. Auch war dies das erste Zeichen der Erinnerung, das er von ihr seit den zwei Jahren, in denen er sich der spanischen Sache in die Arme geworfen, empfing.

Endlich brach er das Siegel. Der Brief, der von Frauenhand, die aber ebenso gut die Marianitas sein konnte, geschrieben war, bestand nur aus wenigen Worten, die nichts Bestimmtes enthielten:

*Die Bewohner von Las Palmas haben nicht vergessen, dass sie Don Rafael in einer sehr kritischen Lage verpflichtet gewesen sind. Sie haben geglaubt, dem Obersten eine Freude zu bereiten, indem sie ihn wieder zu dem Besitz seines Pferdes verhelfen, eines Pferdes, welches der Hauptmann Tres-Villas einigen Grund hat zu lieben.*

»Mir verpflichtet!«, rief Don Rafael mit Bitterkeit. »Welcher Undank! Könnte man nicht glauben, dass ich ihnen, indem ich dem Eid, den ich bei dem Haupt meines Vaters geschworen hatte, ihretwegen untreu wurde, nur einen Dienst reiner Galanterie geleistet hätte? Versuchen wir, nicht mehr an die zu denken, die uns vergessen haben.«

Dennoch steckte der Oberst mit einem tiefen Seufzer ein Papier, von dem er vermutete, dass es die Hände Gertrudis' berührt hätten, in eine kleine Tasche seiner Uniform, die dem Herzen zunächst angebracht war.

Ein Hoffnungsstrahl leuchtete immer wieder während des Weges von seinem Zelt zu dem des kommandierenden Generals, wo der Kriegsrat sich versammeln sollte, in sei-

nem wunden Herzen aus. Gertrudis wusste, wie wert ihm dies von ihrer Hand so oft liebkoste Pferd war. Ohne Zweifel sandte sie es ihm deshalb mit einer roten Bandschleife zurück, die dazu dienen sollte, ihn an die Blumen zu erinnern, die sie in einer glücklicheren Zeit an die Stirn des Tieres befestigt hatte.

Der Brigadier Bonavia, die Kommandanten Caldelas und Regules saßen um einen mit einem groben grünen Teppich behangenen Tisch, als der Oberst in das Zelt trat.

»Nun, Oberst«, sagte der Brigadier, »ich habe gehört, dass Ihr soeben eine Botschaft erhalten habt. Ist sie vertraulicher Natur oder hat ihr Inhalt Interesse für die königliche Sache?«

»Der Leutnant, der für den König die Hazienda del Valle befehligt, hat mich benachrichtigt, dass die beiden Guerilleros, Arroryo und Bocaduro, die beide Parteien für vogelfrei erklären sollten, mit ihrer Bande wieder in der Provinz erschienen sind. Nach der Einnahme dieses Nestes werde ich mir erlauben, bei Eurer Exzellenz um den Auftrag anzuhalten, sie selbst wie wilde Bestien verfolgen zu dürfen.«

»Dieser Auftrag soll Euch erteilt werden. Ich könnte keinen Würdigeren für ihn finden.«

»Niemand würde sich wenigstens mit mehr Eifer demselben unterziehen«, fügte Don Rafael hinzu.

Der Kriegsrat begann. Ohne einen mehr ins Einzelne gehenden Bericht vom gegenwärtigen Stand der Dinge mitzuteilen, werden wir uns auf das beschränken, was unumgänglich notwendig zur Kenntnisnahme der Lage der Belagerer und der Belagerten ist.

»Meine Herren«, begann der General, »morgen sind es 114 Tage, dass wir die Belagerung dieses Dinges, welches

der Oberst Tres-Villas mit Fug und Recht ein Nest nannte, eröffnet haben. Ohne die Scharmützel zu zählen, haben wir 15 Angriffe unternommen und sind dennoch ebenso wenig vorgerückt wie am ersten Tag.«

»Sogar weniger vorgerückt«, sagte Regules, als der Brigadier sein kurzes Resümee beendigt hatte, »denn das Selbstvertrauen der Belagerten ist durch den Erfolg ihres Widerstandes gewachsen. Sie hatten nicht eine einzige Kanone und der Oberst Trujano besitzt heute drei Stück, die ihm die Kirchenglocken geliefert haben.«

»Somit könnte man aus der Rede folgern, dass der Kommandant Regules der Ansicht ist, die Belagerung aufzuheben!«, rief Caldelas mit einigem Spott.

Seit Langem herrschte schon eine geheime Erbitterung zwischen den beiden Brigade-Generalen Caldelas und Regules, von denen der eine einen seltenen Mut und eine seltene Redlichkeit besaß, während der andere dagegen oft grausam ohne Not und von einem mehr als zweifelhaften Mut war.

»Wir haben hier die Frage zu verhandeln, ob wir die Belagerung aufheben oder fortsetzen wollen«, unterbrach sie der General. »Es kommt dem Oberst Tres-Villas als dem Jüngsten und dem am wenigsten in der Rangordnung Hochstehenden zu, zuerst seine Meinung abzugeben. Sprecht, Oberst.«

»Wenn fünfzehnhundert Mann einen Ort wie Huajapam, der von kaum vierhundert verteidigt wird, belagern, so müssen sie entweder den Platz nehmen oder sich bis auf den letzten Mann unter seinen Wällen niederhauen lassen, denn jedes andere Verfahren hieße ihre eigene Ehre und den Erfolg der Sache, der sie ihre Kräfte gewidmet haben,

gefährden. Das ist die Ansicht, die ich die Ehre habe, Eurer Exzellenz zu unterbreiten.«

»Was ist Eure Ansicht, Kommandant Caldelas?«

»Die des Obersten«, entgegnete Caldelas. »Die Belagerung aufheben, wäre das verderblichste Beispiel für die Royalisten und eine bedauernswerte Ermächtigung für die Insurrektion. Was würde dazu der ehrenwerte Oberkommandant der königlichen Truppen, Don Felix Calleja, sagen? Er belagerte auch volle hundert Tage in Cuautla einen viel gewandteren und furchtbareren General als Trujano ist, Don Morelos, und am Ende des hundertsten Tages war er Herr der Stadt.«

»Morelos war geflohen«, warf Regules ein.

»Was tut's? Er räumte dadurch ein, dass er besiegt war, und das spanische Banner hat den Verdienst, ihn belagert und besiegt zu haben.«

Jetzt war die Reihe an Regules, seine Ansicht auszusprechen.

Er zählte in weitschweifiger Weise die Länge und die Schwierigkeiten der Belagerung auf, die unfruchtbaren und blutigen Angriffe, die geliefert worden waren, er suchte auseinanderzusetzen, wie verderbenbringend es ihrer Sache sei, einen leeren Ehrenpunkt der politisch gebotenen Notwendigkeit vorzuziehen, die gebieterisch fordere, nicht vor einem Dorf ohne alle Wichtigkeit das Leben von tausend braven Soldaten aufzuopfern, während der General Don Morelos gen Oajaca marschiere.

»Und wenn ich tausend Soldaten sage, setzte er hinzu, so geschieht dies nicht ohne Grund, denn der Colonel, der von fünfzehnhundert sprach, hat die Toten mitgezählt ... Bis jetzt«, fuhr er fort, »haben wir es auf allen Punkten des Kö-

nigreichs, wo wir mit den Insurgenten zusammentrafen, mit Leuten zu tun gehabt, die von dem, was sie Vaterlands-liebe nennen, elektrisiert waren, während wir jetzt fanati-sierten Leuten gegenüberstehen, die durch den schwärme-rischen Geist Trujanos, den er auch den Bewohnern der kleinen Stadt einzuflößen gewusst hat, nicht mehr dreihun-dert Feinde, sondern tausend Fanatiker geworden sind, die verzweifelt kämpfen und singend sterben. Während wir hier vergebens unsere Kräfte verschwenden, breitet sich die Insurrektion in der Provinz aus, und wir verlieren nur kostbare Zeit, die nützlicher angewendet wäre, sie zu ersticken. Meine Ansicht geht dahin, die in jeder Weise verderbliche Belagerung aufzuheben.«

»Die Belagerten erinnern sich der Heldentaten von Yan-guitla«, sagte Caldelas, »und das ist der Grund, warum sie sich so hartnäckig verteidigen.«

Bei dieser Anspielung, deren Sinn dem Leser später klar werden wird, biss sich Regules auf die Lippen und antwor-tete mit einem Blick voll Hass dem spöttischen Blick Calde-las.

Vom Gesichtspunkt eines kommandierenden Generals, der für das Leben seiner Soldaten verantwortlich ist, und der dem Ehrgefühl eines Offiziers von untergeordnetem Rang weniger zugänglich ist, ermangelten die Gründe die Regules angeführt hatte, nicht einer gewissen Haltbarkeit und der General teilte seine Ansicht.

Ohne indessen von dem Übergewicht, das ihm sein mili-tärischer Rang und das Ansehen als Befehlshaber verlieh, Gebrauch zu machen, schlug er einen Mittelweg vor.

Es sollte am folgenden Tag noch ein letzter furchtbarer Sturm versucht, die Belagerung aber aufgehoben werden,

wenn er fruchtlos wie die übrigen ausfiel.

Der General sprach noch, als sich ein unbestimmter und ferner Lärm vonseiten der Stadt her vernehmen ließ. Übrigens schien dieser Lärm nur durch einen von vielen Kehlen angestimmten feierlichen Lobgesang herzuröhren. Stets verschwanden die Klänge vor den Tönen der Trompeten und dem Krachen zahlreicher als Freudenzeichen abgebrannter Raketen.

»Diese öffentlichen Freudenausbrüche sind für uns eine schlimme Vorbedeutung!«, rief Regules aus, als man sich nicht mehr länger über die Natur des freudigen Tumults täuschen konnte. »Nicht morgen, nein heute noch muss die Belagerung aufgehoben werden.«

»Das heißt mit anderen Worten, dass man vor Petarden fliehen muss!«, entgegnete Caldelas.

»Wie die Mauern von Jericho bei dem Schall der Posauen zusammenstürzten!«, fügte der Colonel hinzu.

»Möchte ich doch unrecht haben!«, sagte Regules.

Trotz seiner Ansicht wurde der Entschluss, am folgenden Tag noch einen Angriff zu wagen, angenommen.

Dieser Sturm sollte jedoch nicht stattfinden.

Der Kriegsrat war aufgehoben, die Offiziere kehrten in ihre Zelte zurück. Don Rafael hatte große Eile, allein zu sein, um nach Wohlgefallen über die Botschaft, die er empfangen hatte, nachdenken zu können, und vorzüglich, um den Hoffnungsstrahl, der in sein bisher so trauriges Herz gedrungen war, zu hegen.

Er hörte nicht einmal auf das Freudengeschrei der Belagerten, obgleich sich jedermann im spanischen Lager damit wie mit einem unglücklichen Vorzeichen herumtrug.

## Kapitel 9

### Valerio Trujano

Der ehemalige Maultiertreiber, der sich, wie wir gesehen haben, den Wechselfällen des Krieges erst aussetzen wollte, bevor er gewissenhaft seine Schulden bezahlt hatte, der jetzige Oberst Don Valerio Trujano, war ein Guerillero, wie es deren so viele gab.

Der Ruf, den er aber dessen ungeachtet in den engen Grenzen seiner Sphäre genoss, war ein Gegenstand fortwährender Unruhe für die königlichen Häupter der Stadt Oajaca. Sie glaubten den rechten Moment erfasst zu haben, um den furchtbaren Feind zu vernichten, der sich der Unterstützung zweier seiner Genossen, des Don Miguel und Don Nicolas Bravo, die wie er Guerilleros waren, beraubt sah, da sie Morelos nach Cuautla zurückberufen hatte.

So groß war die Bedeutsamkeit, die man der Kapitulation des religiös schwärmerischen Insurgenten beilegte, dass das Gouvernement gegen ihn fast die ganze militärische Gewalt der Provinz aufbot. Trujano befand sich zu der Zeit gerade in Huajapam, derselben Gemeinde, in dem wir schon seine Bekanntschaft gemacht haben, und in dem ihm Gelegenheit geboten wurde, sich durch die famose Verteidigung dieser kleinen, von allen Seiten offenen Stadt unsterblich zu machen. Zum Glück für ihn war die Stadt in Überfluss mit Lebensmitteln versehen.

Der Widerstand konnte nur dadurch möglich gemacht werden, dass die gewöhnliche Regelmäßigkeit geändert wurde, und dies tat Trujano.

Er begann damit, alle vorhandenen Lebensmittel in ein Lagerhaus bringen zu lassen, deren Aushändigung an je-

den Soldaten und an jede Familie er sich jeden Morgen vorbehielt. Dann führte er eine strenge, fast klösterliche Selbstbeherrschung ein, die er vom ersten bis zum letzten Tag, mitten in den blutigen Entfaltungen einer hundert-vierzehntägigen Belagerung durch die Leistung seines Willens, durch seine unwiderstehliche Herrschaft über die Gemüter der Soldaten und Bürger ohne die geringste Beeinträchtigung aufrecht zu erhalten wusste.

Diese Zeit hatte er wie in einem Kloster eingeteilt. Die Gebete nahmen den größten Teil der Stunden ein, welche die militärischen Obliegenheiten und die Angriffe der Feinde ihnen übrig ließen. Diese Gebete wurden gemeinschaftlich abgehalten, und in diesem von aller Verbindung mit der Außenwelt abgeschnittenen Dorf, mitten in einer mit den Freuden des Lebens unbekannten Bevölkerung, die immer dem Tod ins Auge sah, mit einer Inbrunst dargebracht, die man so häufig bei den Matrosen findet, die die Barmherzigkeit des Weltenlenkers als ihre einzige Zuflucht gegen den Zorn der Elemente anrufen.

Nur diesen wohl sonderbaren, weisen Maßregeln war es zuzuschreiben, dass sich noch keine Spur von Entmutigung in die Herzen der unaufhörlich auf diese Weise Beschäftigten eingeschlichen hatte. Als die Lebensmittel spärlicher wurden, konnte kein Späherblick die leeren Räume der Magazine sondieren, keine indiskrete Gosche eine nahe bevorstehende Hungersnot prophezeien. Es war augenscheinlich, dass die spanische Belagerung nur zwei Ausgänge nehmen konnte, entweder die Belagerten bis auf den letzten Mann niederzumachen oder die Belagerung aufzuheben.

Dieser Zustand der Dinge dauerte hundert und mehr

Tage an, und während dieses langen Zeitraums war nur ein einziger Versuch, Hilfe zu bringen, vom Colonel Sanchez und dem Pater Tapia unternommen worden. Allein er war misslungen, doch hatte die Standhaftigkeit Trujanos ihr Ende noch nicht erreicht. Die Entmutigung war allein auf Seiten der Spanier entstanden.

Von den Belagerten stand jeder unter dem grenzenlosen Einfluss dieses außerordentlichen Mannes, in dem die tapfersten Züge vereinigt waren, sogar solche, die sich sonst gegenseitig ausschließen. Nie schadete die Begeisterung seines Herzens der Raffinesse seiner Pläne und nie suchte er sie ans Licht zu ziehen, bis die Zeit, sie anzuwenden, gekommen war. Tapfer bis zur Kühnheit war er nichts desto weniger geschickt, alle Optionen des Kampfes zu berechnen. Sein offenes und einnehmendes Antlitz empfahl Anteilnahme und zwang jedermann, ihm sein Geheimnis anzuvertrauen, während niemand das seine erforschen konnte. Seine Leutseligkeit und seine Sanftmut gegen die Soldaten, die weit davon entfernt waren, in Schwäche auszuarbeiten, machten ihn gleich sehr beliebt wie gefürchtet, eine unendliche Magie umgab seine ganze Person und verscheuchte schon die bloßen Erwägungen, ihm ungehorsam zu sein.

Wenn man bedenkt, dass im Jahr 1812 die Spanier noch Machthaber aller Hilfsquellen der Verwaltung, der Posten, Boten und der Verständigungswege waren, dass dagegen die Insurrektion isoliert, von allen Seiten umstellt dastand, so wird es nicht mehr auffällig erscheinen, dass zu derselben Zeit, wo Trujano in Huajapam eingeschlossen war, Morelos, der zwei oder drei Tagesreisen von dort in Cuautla belagert wurde, die Position des früheren Maultiertreibers unbekannt war. Schon seit einem Monat war Morelos, der

sich nach der Räumung Cuautlas nach Isucar zurückgezogen hatte, nicht genauer vom Los der Belagerten unterrichtet als zuvor. Zum Glück kannte Trujano den Rückzugsort Morelos' und er beschloss, ihm einen Boten zu schicken und ihn um Hilfe zu bitten.

Das Unternehmen war durch die Einschließung der Stadt fast unausführbar. Um das Gelingen zu sichern, ordnete Trujano eine neuntägige Messe an, den Schutz des Himmels zu erflehen.

Zwei Tage zuvor, ehe das Kriegskomitee abgehalten wurde, dessen wir am Ende des vorigen Kapitels gedachten, war diese neuntägige Andacht abgelaufen. Es war bereits tiefe Nacht. Die Bevölkerung Huajapams fand sich zur Stunde des Gebets auf dem von Fackeln erleuchteten Marktplatz zusammen. Eine Kirche, deren Gewölbe die Bomben zerstört hatten, und einige in Schutt liegende Häuser umgaben den Bereich.

Der Tempel der Belagerten war der Markt selbst, das Sternengewölbe des Himmels bildete das Dach. Überall erkannte man bei dem rötlichen Schein der Fackeln die stummen und andächtigen Anwesenden. Frauen, Kinder und Greise blieben auf der Schwelle ihrer Häuser, Soldaten mit ihren zerfetzten Uniformen und ihren Waffen standen in der Mitte. Etwas weiter entfernt waren die Verwundeten, die sich in ihren blutigen Leinwandverbänden mühsam herbeischleppten, um auch am gemeinsamen Gebet teilnehmen zu können.

Alle Häupter entblößten oder verneigten sich beim Anblick eines Mannes, der mit besonnener Stirn und begeistertem Antlitz, wie ehemals die Richter Israels, mitten auf den Platz schritt.

Dieser Mann war der Oberst Trujano. Er machte ein Zeichen, dass er sprechen wolle, und alles schwieg andächtig.

»Kinder«, begann er mit klangvoller Stimme, »die Heilige Schrift sagt: ›die, welche eine Stadt bewachen, hüten sie vergeblich, wenn der Herr nicht mit ihnen wacht,‹ bitten wir daher den Herrn der Heerscharen mit uns zu wachen.«

Alle knieten nieder und Trujano in deren Zentrum auch.

»Mit heute«, begann er, »läuft der neunte Tag unserer Messfeier ab, die wir für die glückliche Rückkehr unseres Boten angesetzt haben. Lasst uns auch für ihn beten und das Lob Gottes singen, der bis hierher seine Kinder behütet hat, die ihr Vertrauen auf ihn bauen.«

Dann stimmte er den Vers des Psalms an, der also lautet:

*Seine Wahrheit wird Euch zum Schild dienen, ihr werdet weder die Schrecken der Nacht noch den Pfeil, der am Tage schwirrt, noch die Ansteckung, die in der Finsternis herumschleicht, noch die Angriffe des Teufels und des Sünders zu fürchten haben.*

Nach jedem Psalmvers wiederholten die Anwesenden: »Herr, habe Mitleid mit uns! Herr, sei uns gnädig!«

Die spanischen Schildwachen, die an dem von den Belagerern eröffneten Laufgraben Wache hielten, horchten versunken auf die religiösen Gesänge, die allein das tiefe Schweigen der Nacht unterbrachen.

Im Antlitz des am weitesten zur Stadt geschobenen Postens lagen einige mexikanische sterbliche Überreste, die ihre Brüder liegen lassen mussten.

Die Nacht vermehrte noch das Grauenhafte dieses grässlichen Schauspiels.

Alle waren mehr oder weniger verstümmelt von den Feinden, die sich oft genug an den Toten für ihre Ohnmacht gegen die Lebenden rächten.

Der Soldat ging in einem abgezirkelten Bereich auf und ab, indem er abwechselnd den vor ihm hingestreckten Leichnamen den Rücken zukehrte, dann sie aber wieder wie ein Mensch, der nichts besseres zu tun weiß, zählte, ohne aber zu vergessen, zwischen ihnen und sich eine respektable Lücke zu lassen.

Um sich eine weniger traurige Ablenkung zu verschaffen, versuchte der Soldat die Worte zu verstehen, die man in der Stadt sang.

Eine entfernte Stimme sprach: »Es werden davon tausend zu eurer Rechten und zehntausend zu eurer Linken fallen, aber euch wird sich das Böse nicht nähern.«

»Alle Teufel! Sollte das Latein sein?«, sprach der Soldat zu sich. »Das soll gewiss ein Gebet für die Toten sein.«

Plötzlich schien es ihm, als habe sich während er von Toten sprach, die Zahl derselben um einen vermehrt.

»Ich werde mich wohl getäuscht haben«, fuhr der Spanier in seinem Monolog fort.

Er zählte die Leichen von Neuem. Dieses Mal merkte er sich genau, dass es zehn waren.

Eine Zeitlang horchte er nun wieder auf den Choral. Dann glaubte er zu bemerken, dass trotz seiner genauen, abgemessenen Schritte die passende Entfernung, die er zwischen sich und den sterblichen Überresten zu halten bemühte, bei jedem Gang geringer wurde. Entweder musste der Leichnam ihm näher gekommen sein, oder er hatte sich getäuscht. Das Letztere war auch das Wahrscheinlichere. Dennoch trat die Schildwache zu dem Toten heran und untersuchte ihn. Er lag auf die Seite gestreckt, und nur eine blutige Wunde zeigte allein die Stelle an, die einst sein Ohr eingenommen hatte. Diese Begutachtung beruhigte den

Soldaten, der jetzt plötzlich ganz überzeugt war, dass der Tote, es war dies ein Indianer, nicht ihm näher gerückt sei, sondern dass er sich getäuscht habe. Dann kam ihm aber doch noch die Versuchung an, dem Toten das Bajonett durch den Leib zu jagen, aber eine Leiche nimmt in der Dunkelheit der Nacht eine gewisse Ehrfurcht gebietende Feierlichkeit an, die jeden Gedanken an irgendeine Entweihung energisch zurückweist, und so setzte der Soldat seinen gemessenen Spaziergang wie vorher fort, ohne der Versuchung nachgegeben zu haben.

*Wenn die Tote gehen könnten, dachte der Spanier, würde ich fast der Meinung sein, dass diese hier einen rätselhaften Gang haben, ich habe ihrer neun gezählt und finde zehn, und man könnte glauben, ach hol' mich der Teufel! Das der Schlingel da – die Schildwache meinte damit den verdächtigen Toten – Lust hat, mit mir zu plaudern, um sich die Langeweile zu vertreiben. Zum Geier, die Gesänge der Lebenden da drüben sind gar wenig beglückt, dennoch ziehe ich sie aber der Stille dieser Totenschädel vor. Horch!*

Der Gesang tönte fort: »Erhebet Eure Hände zum Heiligtum und lobpreist den Herrn. Seine Wahrheit wird Euer Schild sein, Ihr habt keine Schrecknisse der Nacht zu fürchten.«

Obwohl diese Psalmen der Schildwache schöner als die Trinklieder im Vergleich mit der Ruhe der Toten schienen, so machten ihm dennoch die melancholischen Gesänge der Belagerten und die Totenkompanie, nach der er unwillkürlich blicken musste, ziemliche Langeweile. Er wandte sich kurz mit dem Gesicht zum Lager, wo er sein Zelt bedauerte, das jetzt verwaist dastand und setzte dann seine Promenade wieder fort.

Dieses Mal machte der Soldat so genaue Anzahl von Schritten, dass die Entfernung zwischen dem Indianer und ihm beständig dieselbe, bis zu dem Zeitpunkt blieb als er merkte, dass der ihm so suspekt vorgekommene Verdächtige verschwunden war.

Nach dem ersten Moment des Schocks erkannte der Spanier, dass er sich von einer indianischen List hatte täuschen, und um sich nicht der Nachlässigkeit beschuldigen zu lassen, hütete er sich gewieft, das Lager zu alarmieren und ließ den lebenden Indianer in sein Ziel laufen.

Um den Mangel der Ohren an der lebenden Leiche zu erklären, ist es nötig zu erwähnen, dass der Kommandant Regules sich vor der Belagerung von Huajapam die traurige Befriedigung verschafft hatte, einigen und zwanzig armen Teufeln von Indianern, die in seine Hände gefallen waren, bei Yanguitlan die Ohren abschneiden zu lassen. Einige von ihnen starben an Verbluten, andere, mit denen man weniger grausam verfahren war, hatten sich nach Huajapam geflüchtet.

Zu diesen Bezeichneten gehörte der Indianer, der um der Narbe das Aussehen einer frischen Wunde zu geben, sie mit dem Blut eines nahe liegenden Leichnams überfärbt hatte. Auf diese Heldentat des Kommandanten Regules spielte sein Kamerad Caldelas in der Kriegsratssitzung an, die wir im vorigen Kapitel erwähnten.

»Tausend Bomben!«, rief der spanische Soldat in einem Wutanfall, »wenn diese Hunde da alle nicht mehr tot sind, als jener, der seine Beine so gut zu gebrauchen weiß, so will ich ihnen das Laufen leid machen.«

Mit diesen Worten stürzte er sich, nachdem die Wut über den frommen Schrecken den Sieg davon getragen hatte,

dem der Indianer sein Leben verdankte, auf die Leichen los und hörte nicht eher auf, bis er jeden zwei- oder dreimal mit dem Seitengewehr durchbohrt hatte.

Keiner dieser gefühllosen Körper machte eine Bewegung und der einzige Laut, der die Stille der Nacht unterbrach, war das Wutschnauben der Schildwache und die ferne Stimme, die den Belagerten die Psalmen vorsang.

»Ja, ja, singt nur jetzt, Ihr Gauner!«, sagte der Spanier, »Ihr habt recht, und geschähe es auch nur, um Euch über die lustig zu machen, die so gute Wache um Euch halten.«

Während dieser Zeit gab sich der Indianer den Schildwachen Trujanos zu erkennen.

In dem Moment, in welchem er auf dem Platz ankam, setzten die Bevölkerung und die Garnison, die bei der Beleuchtung der Fackeln auf den Knien lagen, ihre heißen und inbrünstigen Gebete fort.

Der religiöse Oberst sang, als ob er geglaubt hätte, dass der Allvater, den er anflehte, ihm einen schlagenden Beweis seines Schutzes geben wollte, gerade den Vers *Ich will ihn erretten, weil er sein ganzes Vertrauen auf mich gesetzt hat. Ich will ihn beschützen, da er meinen Namen angerufen.*

Als das letzte Gebet dieser neuntägigen Besinnung auf so wirksame Weise endete, stattete der Indianer Bericht über seine Botschaft ab. Er hatte Morelos gesehen und überbrachte Trujano die Zusicherung des Generals, sich unverzüglich in Marsch zu setzen, um den Belagerten zu Hilfe zu kommen.

Trujano erhob die Augen gen Himmel und rief: »Lobpreist jetzt den Herrn, Ihr alle, die Ihr seine Diener seid!«

Jetzt überließen sich die Belagerten nach Verteilung der Abendration, die von Trujano selbst besorgt wurde und

nachdem Auslöschen der Fackeln, der Nachtruhe, voller Vertrauen auf den, der nie schläft und dessen Schutz ihnen als Schild diente.

Am Abend des folgenden Tages trugen sich zu derselben Zeit, als die Eingeschlossenen auf dem Fläche versammelt waren, um das gemeinschaftliche Gebet, das unabänderlich jeden Tag beschloss, abzuhalten, einige Stunden vom spanischen Lager andere Szenen zu.

Seinem Versprechen getreu hatte sich Morelos nach Huajapam auf den Weg gemacht. Er konnte zwar nur über etwa tausend Mann regulärer Truppen verfügen, um nicht die Stadt Chilaya, die er erst vor Kurzem erobert hatte, ganz zu entblößen, er fügte dann, um eine ansehnlichere Stärke aufzubauen, tausend mit Pfeilen und Schleudern bewaffnete Indianer hinzu.

Einige Schritte hinter dem kommandierenden Generalritten Galeana und der Hauptmann Lantejas nebeneinander.

Die Stirn des ehemaligen Studenten war sorgenvoll und sein Blick trübe.

»Der General hat recht, Euch den Urlaub zu verweigern«, sagte Galeana, »ein so unterrichteter und gehorsamer Offizier, wie Ihr seid, ist zu schwer zu ersetzen. In Bezug auf die Unzufriedenheit, die Euch der General, durch Euer hartnäckiges Bestehen auf den Urlaub gereizt, ein wenig barsch zu erkennen gegeben hat, so betrübt Euch darüber nicht zu sehr. Mein lieber Lantejas, zählt auf mich, ich müsste sehr unglücklich sein, wenn es mir nicht gelingen sollte, Euch die Gelegenheit zu einem guten Lanzenstoß zu verschaffen, damit es Euch gelingt, Euch wieder in seine Gunst zu setzen, tötet nur eigenhändig drei oder vier Spanier oder einen einzigen höheren Offizier.«

»Lieber einen höheren Offizier, ich werde es nicht vergessen«, erwiderte zerstreut der Hauptmann Lantejas.

Er dachte sowohl daran, dass diese Verpflichtung, sich mit Vorbedacht auszeichnen zu müssen, ihm, der bis jetzt nur ein Held des Schicksals gewesen war, diese Bewölkung der Besorgnis auf die Stirn gelagert hatte.

Als der Heerhaufen der Insurgenten für diesen Tag stoppte, dachte man über die Maßnahme nach, einen entscheidenden Schlag gegen die Belagerer auszuführen, und man beschloss, um dies ermöglichen zu können, sie zwischen zwei Feuer zu nehmen, das heißt, in demselben Augenblick anzugreifen, in dem die Belagerten einen Ausfall machten. Das Schwierige bei der ganzen Sache war, sie von diesem Vorhaben bei der engen Einschließung, die die spanische Armee ausübte, in Kenntnis zu setzen.

Die Indianer standen unter den Befehlen des Hauptmanns Lantejas. Als es sich nun darum handelte, einen Boten zu Trujano zu senden, versicherte einer derselben, er kenne hinter dem Dorf einen geheimen Weg, auf dem er bis in die Stadt gelangen könnte. Don Cornelio ließ den General Morelos davon benachrichtigen und dieser sandte ihm zur Antwort den Befehl, den Indianer mit einigen Leuten, die er sich nach Ermessen auswählen könnte, zu begleiten. Dieser Auftrag war ebenso gefährlich wie ehrenvoll und Lantejas würde gern die Ehre abgelehnt haben, die ihm daraus erwachsen konnte, wenn er sie von der Hand weisen könne, da er sich aber, die Sache bei Licht besehen, dabei der noch gefährlicheren Anerkennung, drei oder vier Spanier oder wenigstens einen höheren Offizier niederzuhauen, entziehen konnte, und da es ihm endlich nicht freistand, sich gegen einen Befehl des kommandierenden Generals

aufzulehnen, so fügte er sich demselben.

Zu Kameraden seines Abenteuers wählte er Clara und Costal, und außerdem noch ein Dutzend Soldaten, auf die er sich verlassen konnte. Mit Anbruch der Nacht brachen sie auf.

Am Ende eines ungefähr zweistündigen Marsches bemerkte das Kommando die Biwakfeuer im spanischen Lager, dann bald darauf auch die schweigsamen Häuser von Huajapam, in welchem die Belagerten schon die Stunden und Minuten zählten, in Erwartung der versprochenen Stärkung.

Von der Stelle, wo der indianische Führer die Leute des Hauptmanns haltmachen ließ, führte ein Kreuzweg bis zu der Stelle, wo die spanische Schildwache mit einer gewissen Unruhe auf- und abging, als ob sie die Gefahr ihres Postens ahnte.

Es war derselbe Hohlweg, den am Tag vorher die Schildwache besetzt hatte, die sich in der Zahl der Leichen geirrt, und durch diesen war auch der Indianer gekommen, der die Menge vermehrte.

Es schienen sich mehrere Dinge zu vereinigen, um der Schildwache diesen unruhigen Gang zu geben, der alles zu verderben drohte. Mit dem unangenehmen Auffrischen des Nachtwindes vereinigte sich der verpestete Leichengeruch, der seine Geruchsnerven beleidigte, dann war der Anblick dieser schweigendem düsteren Gefährten für ihn nicht weniger grausig, als für seinen Vorgänger, der am vorigen Abend diesen Posten einnahm. Auch flößte ihm das Bild des Todes, das er beständig vor Augen hatte, einen gewissen Schauer ein.

Die Schildwache ging mit einer Flinkheit hin und her, die

unerlässlich war, um dem zweifachen Grauen, das ihn schüttelte, zu vertreiben. Im Gesamten war auch, sei es nun, dass man Kenntnis erhalten hatte von der Auferstehung des Indianers, sei es aus einer anderen Ursache, die Einschließung eine noch engere geworden. Die Schildwachen waren näher zusammengestellt, um sich gegenseitig beobachten zu können.

Der einzige Moment, den die Schildwache stehen blieb, dauerte nicht länger als nötig war, um den Nachtruf zu wiederholen: »Alerta! Centinela! (Achtung, Schildwacht!)«

»Es tut mir um ihn leid«, sagte Costal, »ich muss ihn fortschicken, um beim ewigen Vater die Wache zu beziehen.«

»Pst! Heide«, mahnte der Hauptmann Don Cornelio ärgerlich.

Die kleine Streitkraft hatte bei einer niedrigen, fast ganz eingestürzten Mauer haltgemacht, die sie, ebenso wie die hier und da verstreuten Aloe und die Wermutbüschle gegen die Neugierde der Schildwache schützte.

»Zuerst müssen wir die Schildwache beseitigen«, sagte Costal. »Ist das geschehen, verstreut ihr e hinter die Büsche und lasst mich machen.«

Der Indianer ergriff eine Schleuder und legte einen ausgewählten Kiesel hinein. Zwei anderen Indianern befahl er, ihre Pfeile in Bereitschaft zu halten, und alle drei machten sich fertig.

»Ihr werdet zweimal nacheinander zwei Steine zusammen schlagen«, sagte Costal zum Hauptmann, »und Ihr da, schießt eure Pfeile beim zweiten Schlag ab.«

Dies war einer der seltenen Fälle, in denen Pfeil, Bogen und Schleuder der Flinte vorzuziehen sind.

Lantejas schlug die zwei Steine geräuschvoll gegeneinan-

der.

Dieses Geräusch vernahm auch die Schildwache. Sie blieb stehen, lauschte aufmerksam und schlug mit der Hand an das Gewehr.

Der Hauptmann schlug zum zweiten Mal. Der Stein und die Pfeile sausten durch die Luft. Ohne auch nur einen Seufzer auszustoßen, stürzte der Spanier, von dem dreifachen Schlag getroffen, leblos zu Boden.

»Jetzt los!«, rief der Indianer lebhaft, »das Übrige lasst mich nur machen.«

Der Hauptmann und die beiden Indianer schlichen so vorsichtig wie möglich hinter die Wermutstauden und die Aloëbüsche, dann erbebte Don Cornelio plötzlich vor Schrecken.

Die Schildwache, die er zu Boden hatte stürzen sehen, ging wie vorher auf und ab. Es war derselbe Schritt, und Lantejas merkte keinen Unterschied in der Stimme, die mit mahnendem Ton rief: »Alerta! Centinela!«

»Wo zum Teufel steckt Costal?«, fragte Don Cornelio sich, indem er vergeblich den Indianer zu entdecken suchte.

Während der Zeit gingen die beiden anderen Indianer, die sich anfangs einige Schritte vom Hauptmann entfernt niedergekauert hatten, der Stadt zu, ohne sich eben viel um die Schildwache zu kümmern.

Ein Geistesblitz schoss in den treuherzigen Don Cornelio.

»Die Schildwache ist Costal, so wahr ich lebe!«, sprach er zu sich. In der Tat war der Tote von dem Lebenden ersetzt worden, und die anderen Schildwachen, die immer weiter noch die Wachtrufe ihres Kameraden zu vernehmen glaubten, waren weit davon entfernt, irgendeinen Verdacht zu schöpfen.

Cornelio eilte aufs Schnellste zur belagerten Stadt.

Die beiden Indianer waren schon verschwunden. Als Costal bemerkte, dass auch der Hauptmann nicht mehr zu sehen war, warf er Tschako und Flinte der Schildwache weg und eilte ihm nach.

»Schneller! Schneller!«, rief Costal, »die Schurken werden Alarm schlagen, wenn sie ihren Kameraden nicht mehr sehen.«

Mit diesen Worten erreichte er den Hauptmann, ergriff ihn bei der Hand und zog ihn so schnell mit sich fort, dass Don Cornelio der Atem ausging.

Wie im Flug erreichten beide die Stadt, als die mexikanische Schildwache, die schon im Voraus von den beiden Indianern benachrichtigt worden war, sie ohne Schwierigkeit einließ.

»Hört Ihr?«, fragte Costal, »die Schurken da unten haben das Unglück, das ihrem Kameraden zugestoßen ist, bemerk't und schlagen nun Alarm, nur – jetzt ist es zu spät.«

Geschrei und Flintenschüsse ertönten vom spanischen Lager herüber.

Trujano, mit einem Degen umgürtet, inspizierte noch den schon leeren Marktplatz in Huajapam, ehe er sich zur Ruhe begab, als der Hauptmann und Costal ankamen.

Während ihm nun Don Cornelio Rechenschaft über seine Botschaft ablegte, betrachtete der Oberst ihn und den Indianer aufmerksam.

Eine dunkle Erinnerung rief ihm diese beiden Personen, die er irgendwo schon einmal flüchtig gesehen haben musste, ins Gedächtnis zurück.

Als der Hauptmann seinen Bericht geendet hatte, sagte Trujano: »Ich suche, in welchem Traumbild ich Eure Züge

schon einmal gesehen habe. Ach! Seid Ihr der junge Student, der so fest an den Bannstrahl des Erzbischofs von Oajaca glaubte und der in der Hacienda las Palmas die Insurrektion wie eine Todsünde verfluchte.«

»Derselbe«, antwortete Lantejas mit einem lauten Seufzer.

»Und Ihr, seid Ihr der Tigerjäger Don Mariano Silvas?«

»Der Nachkomme der Kaziken von Tehuantepec«, antwortete Costal mit stolzer Würde.

»Gott ist groß und seine Wege sind unerforscht!«, rief der Oberst mit der erleuchteten Miene eines Weissagers von Juda aus.

Er nahm den Hauptmann mit sich.

Nachdem der Hauptmann ferner Bericht abgestattet und mit Bewunderung, obgleich er die Belagerung von Cuautla mit durchgemacht hatte, den Bericht, den er von Huajapam vernommen hatte, blieb ihm nichts mehr übrig, als sich während der wenigen Stunden, die noch bis zur entscheidenden Schlacht übrig waren, zur Ruhe zu begeben. Er warf sich in seinem Mantel gehüllt auf eine Bank, auf der er nicht eher den Schlummer finden konnte, bis er sich fest vorgenommen hatte, keine andere Heldentaten zu verüben, als diejenigen, zu denen er durchaus zur Verteidigung seines Leibs gezwungen werden sollte.

Erst am anderen Tag nach dem Hochamt teilte Trujano den Belagerten mit, dass sie beim Beginn des nächsten Tages einen Ausfall unternehmen wollten, um die Spanier von der einen Seite anzugreifen, während Morelos sie von der anderen Flanke bekämpfen würde.

Dann erlaubte der Oberst nach inbrünstiger Absingen des Te Deum der Mannschaft, sich beim Klang der Trompeten und dem Zischen der Raketen über dieses Merkmal göttli-

chen Schutzes zu erfreuen. Dieser Aufruhr des Wohlgefal-lens drang bis ins königlich spanische Lager.

## Kapitel 10

### Ein gefährliches Wiedersehen

Einige Stunden nach der glücklichen Ankunft Cornelio Lantejas' in Huajapam, während noch Dunkelheit die Stadt und das royalistische Lager bedeckten, rief das Rasseln der Klappern, die nun die in Kanonen verwandelten Glocken ersetzten, die Einwohner und die Garnison zur Frühmesse.

Gemäß der den Belagerten von Trujano vorgeschriebenen Order wurden sie auf diese Weise jeden Morgen zum Ge-bet zusammengerufen. Diesmal hatte diese nächtliche Zu-sammenkunft noch den Endzweck, sie für den feierlichen Tag vorzubereiten, der über das Ende einer langen und grausamen Besetzung entscheiden sollte.

Zu gleicher Zeit regte es sich im spanischen Lager beim Klang des Weckrufs. Hinter der Hügelkette, welche die Ebene begrenzte, setzte Morelos seine Armee bereits in Be-wegung.

Nach und nach füllte sich der Hauptplatz Huajapams mit schweigenden Bürgern und Soldaten, die alle gut bewaff-net, sich zusammenscharten, um im Gebet die zum Kampf nötige Kraft und Energie zu erflehen. Die Reiter führten ihre gesattelten Pferde am Zügel und stellten sich wie Schatten der Nacht in die Reihe, die sie einzunehmen ge-wohnt waren.

Nun erschien auch Trujano, ernst und lächelnd zugleich, Vertrauen im Herzen und auf den Lippen. Der fromme In-

surgent war nach seiner Gewohnheit mit einem langen, zweischneidigen Degen bewaffnet, der sich so oft in seinen Händen bewährt hatte. An seiner Seite schritt der Hauptmann Don Cornelio Lantejas als zeitweiliger Adjutant des Obersten einher, und hinter ihnen hielt ein Soldat zwei vollständig zum Kampf ausgerüstete Pferde am Zaum, das eine für Trujano, das andere für den Hauptmann.

Auf dem Rücken des für den Ex-Studenten der Theologie bestimmten Pferdes schaukelte sich eine lange, an dem einen Steigbügel und dem Sattelknopf befestigte Lanze. Hätte Don Cornelio den Grund sagen sollen, warum er sich so bewaffnet habe, würde er in nicht geringe Verlegenheit geraten sein. Das Pferd, das man ihm lieh, war so ausgerüstet, und er nahm auch die Lanze ohne Sträuben, wie er sich in das Gefecht führen ließ, weil er nicht anders konnte.

Das Gebet zog sich diesmal nicht in die Länge, denn schon begann die Morgendämmerung ihre ersten Lichtstrahlen zu verbreiten.

Der Oberst Trujano besaß eine gründliche Kenntnis der Heiligen Schrift, und die Kirchenväter, die ihm sehr bekannt waren, hatten sich, sozusagen, in sein Gedächtnis eingegraben. Er brauchte nur dies zurate zu ziehen. Mit einer Stimme, deren geringste Betonung zugleich Herz und Ohr auch der entfernt Stehenden ergriff, betete er folgende Verse her, welche die Umstände noch feierlicher machten.

»Das Volk, das in der Dämmerung einherschreitet, hat eine große Helligkeit gesehen, der Tag ist über denen angebrochen, die im Reich des Schattens und des Todes wohnten.

Allerhöchster! Du hast dein Land gesegnet. Du hast Jakob aus der Knechtschaft befreit. Ehre dem Allerhöchsten!«

Und aus tausend Kehlen erscholl: »Ehre dem Allerhöchs-

ten!«

Allmählich verschwanden die durchsichtigen Schleier der Dämmerung und einige über den fromm gebeugten Häuptern zerstreute, von leichtem Purpurschein angehauchte Wölkchen verkündeten schon den nahenden Sonnenaufgang.

Der letzte Sturm auf Huajapam sollte nach der am vorhergegangenen Tag getroffenen Verabredung im Kriegsrat erst nach der Mittagsmahlzeit unternommen werden. Man bereitete sich daher noch nicht im königlichen Lager vor und der zweifache Angriff Morelos' und Trujanos konnte auf die Spanier wie ein Blitz einschlagen.

Das Lager war in drei ganz verschiedene Abteilungen, die fast wie drei ganz besondere Lager aussahen, geteilt. Die erste Kolonne, die, welche der Kommandant Regules befehligte, war der belagerten Stadt zunächst, die zweite, unter dem unmittelbaren Befehl Bonavias, bildete den Brennpunkt, die dritte endlich, von Caldelas kommandiert, befand sich in der Nachhut.

Unter diesen Umständen musste Trujano, wenn er seinen Ausfall ausführen, seine ersten Anstrengungen gegen Regules richten und Morelos die Nachhut unter dem Befehl Caldelas angreifen. Bonavia, der das Zentrum innehatte, blieb die Verpflichtung, demjenigen seiner Kameraden Hilfe zu schicken, der ihrer am meisten bedürfte.

Don Rafael hatte sein Zelt im Lager Caldelas. Er hatte diese Nacht wenig geschlafen. Der schwache Hoffnungsstrahl, der dem Auge des Hauptmanns geleuchtet hatte, war erloschen und eine düstere Schwermut hatte nach ihm in seiner Seele gegriffen.

Sowohl der Mensch, der mit Leidenschaft, als auch der,

welcher in einem geringen Grad liebt, sind der eine wie der andere auf gleiche Weise unfähig, die Beweise der Liebe zu würdigen, die sie hervorrufen. Die Manie führt das Urteil irre und trübt den Blick des einen, die Trägheit macht den anderen unaufmerksam und zerstreut, alles geht unberichtet an seinen Augen vorüber.

Don Rafael war in der Lage des Ersteren, und so sehr liebeglühend sich Gertrudis auch gegen ihn gezeigt hatte, so sagte er sich nicht, dass sie ihn kein Stück mehr liebe, sondern, dass sie ihn gar nie geliebt habe, dachte in keiner Weise daran, dass auch der Stolz einer Frau Tage hat, in denen er sich gegen das Herz empört. Daraus entsprang die vollständige Entmutigung, die sich seiner bemächtigt und seine einen Augenblick aufflackernde Hoffnung gelöscht hatte.

Müde, sich noch länger ohne Schlaf auf dem harten Lager des Soldaten im Feld hin und her zu wälzen, ließ er bei den ersten Klängen der Reveille sein Pferd satteln, um in einem Spazierritt einige Zerstreuung für seine finstere Melancholie zu suchen. Der Anblick der verwüsteten Ebenen, für die alle Hoffnung auf eine gesegnete Ernte verloren war, rief ihm zugleich seine süßen Träume in das Gedächtnis zurück, die bei ihrem Entstehen gleich wieder, wie die Knospe einer Blume, die man abpflückt, ehe sie noch aufgeblüht ist, zerstört worden waren. Ohne es nur zu bemerken, hatte er sich weiter als eine Stunde vom Lager entfernt, als er plötzlich mitten in dem tiefen Schweigen, das um ihn herrschte, zuerst zwar ganz undeutlich, dann aber bestimmter das dumpfe Geräusch einer auf dem Marsch befindlichen Heerkolonne vernahm.

Diese Wirklichkeit führte ihn aus dem Reich der Fantasie

in das abenteuerliche Leben der Bürgerkriege zurück und gab den Gedanken, die ihn so lange beschäftigt hatten, eine andere Richtung. Er horchte noch aufmerksamer.

Seit den zwei Jahren, in denen sich der Hauptmann Tres-Villas fast unaufhörlich im Feld befand, konnte er sich sehr genau Rechenschaft über jedes Geräusch, das den Marsch einer Truppenabteilung anzeigen oder begleitet, geben.

Die abgemessenen Tritte, das entfernte dumpfe Rollen der Kanonen und der Pulverkarren waren ebenso deutlich für ihn, als ob er die Truppe selbst gesehen hätte.

Ohne Zweifel war dies eine Division, die zur Hilfe der Belagerten vorrückte. Die Alarmschüsse der vorhergehenden Nacht, die getötete Schildwache, das Hurraufen der Belagerten am Morgen ließen keinen Zweifel in dieser Hinsicht mehr obwalten. Die Belagerten waren von der nahe bevorstehenden Ankunft der Heeresabteilung benachrichtigt worden, deren Marsch er jetzt vernahm.

Seiner Sache gewiss sprengte Don Rafael, um keine Minute zu versäumen, im gestreckten Galopp in das Lager Caldelas' zurück und ließ Alarm schlagen.

Nachdem der erste Augenblick der Verwirrung vorüber war, erwarteten die Royalisten den Angriff, indem sie sich mit der Kaltblütigkeit, die die Disziplin verleiht, darauf vorbereiteten.

Jeder stand auf seinem Posten.

Die Sonne sandte ihre ersten Strahlen nieder. Bald zogen sich die von beiden Seiten vorgeschobenen Posten in ihr Lager zurück. In der Stadt hörte man den Psalm *Venite exsultemus domini!* (Kommt und lasst uns dem Herrn frohlocken.). Der Feldruf *Viva Morelos!* ertönte von der entgegengesetzten Seite. Später erklang die Stimme Galeanas

und in dem Augenblick, als die religiösen Gesänge langsam verhallten und die Vivats verstummt, vernahm man sein wohlbekanntes Feldgeschrei *Aquí está Galeana!*, und ein doppeltes Gewehrfeuer eröffnete ein furchtbare Zwiegespräch auf beiden Seiten des spanischen Lagers. Die Eingeschlossenen wurden jetzt Belagerte.

\*\*\*

Morelos, der seine Befehle an Galeana gegeben und ihm aufgetragen hatte, den Angriff zu leiten, postierte sich nun auf einer benachbarten Anhöhe und betrachtete, sein Fernrohr in der Hand, den Schauplatz des Kampfes.

Nachdem Trujano seinen Angriffsplan kaltblütig berechnet hatte, stürzte er mit dem ihm eigenen Ungestüm auf das Lager des Regules, während Galeana ein gleiches gegen das Caldelas' unternahm. Von beiden Seiten hatte das Gewehrfeuer aufgehört, Belagerer und Besetzte kämpften mit der blanken Waffe gegeneinander.

Die Soldaten Trujanos hatten die des Regules, obgleich sie ihnen an Zahl nachstanden, mit solchem Ungestüm und Nachdruck angegriffen, dass diese der ersten Kollision nicht in guter Regelmäßigkeit hatten widerstehen können und Konfusion in ihren Gliedern einriss. Dennoch hielten sie sich gut, obgleich sie sich zurückzogen. Da aber der Stützpunkt, welcher Caldelas verteidigte, dem Angriff kräftiger die Stirn bot, so wurde Trujano mit seiner Handvoll Leuten im Schach gehalten.

Unterdessen vereinigten Bonavia und Caldelas alle ihre Anstrengungen, um dem Einfall Galeanas widerstehen zu können, der trotz seiner temperamentvollen Tapferkeit

nicht weiter vordringen konnte, um sich mit Trujano zu vereinigen oder das spanische Lager in der Flanke zu fassen, das von zwei Seiten durch hügeliges, für Kavallerie unzugängliches Gelände geschützt war.

Es gibt gewisse Männer, in deren Nähe es unmöglich ist, sich nicht auch kampfesmutig zu fühlen, oder wenigstens doch davon die Präsenz zu haben, wenn man gezwungen ist, an ihrer Seite zu kämpfen.

Zu der Zahl der Männer, deren flammende Courage ansteckend ist, gehörte auch Trujano, und an seiner Seite rechtfertigte Lantejas den Schein seiner Tapferkeit.

Die Entscheidung des Kampfes wogte lange Zeit hin und her, ohne dass der mit Bitterkeit streitig gemachte Sieg sich für oder gegen die Spanier zu entscheiden schien, als Trujana den Schweiß, der ihm von der Stirn rann, abwischend, sich an Don Cornelio wandte.

»Wir werden nie unseren Zweck erreichen, mit so wenig Einsatzgruppen die Linie zu durchbrechen«, bemerkte er, »jagt in vollem Galopp zum General und sagt ihm, dass das Gelingen dieses Tages nur von zwei oder drei Bataillonen Verstärkung, deren ich benötige, abhängt. Beeilt Euch, ich werde während dieser Zeit den Mut und überhaupt die Kraft meiner braven Garnison aufrechtzuerhalten suchen.«

Don Cornelio brauchte nur einen Umweg längs der Hügel zu machen, die das Lager deckten, um zum kommandierenden General zu gelangen und seinen Auftrag auszurichten.

Der Adjutant sprengte im Galopp davon, seine Lanze in der Hand.

In demselben Moment machte sich von der entgegengesetzten Seite auf Befehl des Regules auch ein Offizier auf

den Weg, um einen ähnlichen Auftrag dem spanischen kommandierenden General zu überbringen, nur dass dieser pünktlicher ankam, als Don Cornelio.

Ungeachtet der Missbilligung Caldelas' beeilte sich Bonavia, dem Kommandanten Regules die erbetene Stütze zu senden.

»Der Mann wird die Ursache unsrer Niederlage sein«, sagte Caldelas zu Don Rafael, der, auf seinem herrlichen Pferd el Roncador reitend, fast übermenschliche Anstrengungen machte, um sich bis zu Galeana durchzuarbeiten, dessen Kriegsgezeter, häufig wie eine Herausforderung ausgestoßen, anfing, Krawall in den Reihen der spanischen Soldaten zu erzeugen. »Aber so wahr Gott lebt«, fügte Caldelas hinzu, »wenn uns durch seine Schuld ein Unglück trifft, zerschmettere ich ihm das Gehirn und jage mir nachher auch eine Kugel durch den Kopf.«

Als der Kommandeur diese Worte beendet hatte, entstand eine plötzliche Bewegung vor ihm, und die Soldaten fingen an, sich vor den verdoppelten Angriffen Galeanas zurückzuziehen.

Das, was Caldelas vorausgesehen hatte, stand jetzt in der Phase sich zu erfüllen. Um Regules zu Hilfe zu eilen, hatte der spanische General seine Front zu sehr geschwächt. Unordnung riss in den Reihen der Soldaten ein, sie wurden durchbrochen und lösten sich bald in hemmungsloser Flucht auf.

Durch seine lang eingewurzelte Abscheu verblendet, riss Caldelas sein Pferd herum, überließ Don Rafael die Sorge, die zerstreuten Soldaten wieder zu sammeln, und sprenigte zu der Seite, wo er Regules finden musste.

Unterdessen hatte der Adjutant Trujanos, der Anführer

Don Cornelio, dem durchaus nichts daran lag, unter die Kämpfenden zu geraten, ein großes Maisfeld umgangen. Von Zeit zu Zeit versuchte er den Pfad zu erforschen, den er einschlug, aber die Maishalme, die ihn verbargen, machten es ihm unmöglich, zu erkennen, ob er noch weit von den Truppen Galeanas entfernt sei.

Als er sich in paralleler Strecke mit Galeana glaubte, warf er sich ohne Besinnen in vollem Galopp in einen schmalen Weg, der das Terrain durchschnitt. Zur Seite der Kämpfenden war dieser Steg durch einige Büsche und Sträucher verdeckt, die jede Aussicht nahmen. Kaum hatte Don Cornelio diese Schranke hinter sich, als er sich zu seinem großen Schrecken mitten unter den spanischen Soldaten befand, die einen Halbkreis mit ihren Degen, Gewehren und Spießen um ihn bildeten.

Gerade jetzt, als Lantejas, von dem Übermaß seiner Kühnheit mit Recht erschreckt, sein Pferd herumriss, um in den Hohlweg zurückzuspringen, den er soeben verlassen hatte, befand er sich einem spanischen Reiter mit aufgebrachten Gebärden, der unter entsetzlichen Verwünschungen ein Schießeisen in der Hand schwankte, gegenüber.

Die Augen des Reiters schleuderten Blitze der Wut, indem sie begierig über die Kämpfenden hinschweiften, und obwohl er selbst die Anwesenheit Don Cornelios nicht zu argwöhnen schien, zweifelte doch dieser keineswegs daran, dass dieser formidable Offizier nur ihn suche, um ihn zu töten, oder dass er ihm wenigstens den Retirade zum Hohlweg, wo er sich so gern in Sicherheit befunden hätte, abschneiden wolle.

Dem Offizier war gewiss nichts ferner, als diese Absicht. Aber Don Cornelio versetzte ihm mit der Entschlossenheit,

welche die Verzweiflung auch dem Mutlosesten einflößt, einen so heftigen Lanzenstoß, der ihn leblos vom Pferd stürzte.

Ein Schmerzensruf hallte in des Capitanos Ohren wieder, der sich schleunigst zu dem unbesetzt gebliebenen Pfad wandte, indem er sich selbst die unantastbare Verpflichtung auferlegte, dieses Mal, um nicht wieder in solche Lage zu geraten, das Plateau zu umreiten, selbst auf die Gefahr hin, erst in einer bedeutenden Entfernung vom Schlachtfeld wieder zum Vorschein zu kommen.

Da erschollen hinter dem Ex-Studenten eine furchterregende Stimme und das raue Schnaufen eines Pferdes, das ihm wie das Fauchen eines Jaguars vorkam. Um bequemer fliehen zu können, warf Don Lantejas seine Lanze weit von sich fort, das fremdartige Schnaufen des Pferdes, das mit seinen Hufen den Boden in pfeilgeschwindem Lauf zerstampfte, näherte sich mit hoher Schnelligkeit.

Der Hauptmann trieb sein Pferd mit aller Macht an.

\*\*\*

Von einigen Ordonanz-Offizieren umgeben, die bald gingen, bald kamen, fuhr Morelos, sein Fernrohr in der Hand, fort, mit ungeschwächter Aufmerksamkeit alle Vorfälle des Gefechts auf der Ebene zu beobachten.

Er hatte den Hauptmann Lantejas sein Pferd zu dem mit Mais bedeckten Plateau herumwerfen sehen.

»Ei! Wenn ich mich nicht täusche, jagt dort unten der Hauptmann Lantejas«, sagte Morelos zu einem seiner Offiziere. »Was mag der im Schilde führen? Irgendeinen entscheidenden, unerwarteten Streich, womit er sich immer

hervortut, wie bei der Belagerung von Cuautla, wo er, indem er sein Pferd zwischen mich und den spanischen Riesen trieb, der mir mit seinem Degen den Schädel spalten wollte, den Hieb auffing und mich so rettete. Glücklicherweise drehte sich der Degen in der Hand des Soldaten und der Capitano, der von der flachen Klinge getroffen wurde, kam mit einem Sturz vom Pferd davon.«

»Herr General, es gibt Übelwollende, die nicht verhehlt haben, zu behaupten, dass ... dass ...«

Der Ordonanz-Offizier wagte seinen Satz nicht zu vollenden.

»Was hat wer behauptet?«

»Dass sein Pferd mit ihm durchgegangen wäre, Exzellenz.«

»Das sind überspitzte Berichte!«, erwiderte Morelos im strengen Ton. »Übrigens ist der Neid die Weihe des Verdienstes.«

Gerade jetzt bog Cornelio in den Hohlweg ein und entschwand den Augen Morelos', dessen Blick nun unverwandt auf dem spanischen Offizier ruhte, der durch sein wütendes Aussehen den Hauptmann Lantejas so heftig erschreckte.

»Ei was!«, rief er plötzlich, den Offizier erkennend, »das ist der tapfere Caldelas, der wie ein Toller davonjagt.«

Und wirklich war es auch Caldelas, der Regules aufsuchte, um die Drohung zu erfüllen, die er vorher ausgestoßen hatte.

»Seht nur! Was behauptete ich vorhin von Don Cornelio?«, rief Morelos voller Freude aus. »O! Dieser prächtige Lanzenstoß, mit dem er soeben den furchtbaren aller unsrer Feinde dort unten auf die Erde gestreckt hat. Der Sieg

ist unser!«, fuhr er fort. »Seht, die Reihen der Spanier lösen sich auf, sie suchen Abstand und alles dadurch, weil der tapfere Anführer getötet worden ist.«

»Nun! Señor«, fügte der General hinzu, »diese Tat wird wohl allen Verleumndern Don Cornelios den Mund stopfen. Wem verdanken wir denn den Sieg, wenn nicht ihm? Nun! Ihr werdet ihn mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit herankommen sehen, indem er uns sagen wird, nichts als seine Pflicht getan zu haben.«

»Viva Christo! Wenn er übrigens mit dem Wahn kommt, Lobeserhebungen zu hören, wird er nichts als einen Verweis erhalten!«

»Don Cornelio ist zu waghalsig.«

»Glücklich sind diejenigen, denen Euer Exzellenz auf die Art einen Verweis gibt!«, sagte der Offizier.

»Nun, der Kampf ist beendet!«, setzte der mexikanische General hinzu, »die Belagerung ist aufgehoben, die Feinde befinden sich vollständig auf dem Rückzug. Auf, nach Yan-guitlan! Und dann werden wir unsere Winterquartiere in Oajaca nehmen.«

Morelos stieg wieder aufs Pferd, setzte ihm die Sporen in die Weichen und ritt, von seinen Offizieren gefolgt, davon.

Alles war indessen noch nicht beendigt, und Galeana erieferte sich gegen einige Trümmer der spanischen Armee, die immer noch Widerstand leisteten.

Trujano, der Herr der Komponente des Schlachtfeldes geblieben war, auf dem er gekämpft hatte, bemühte sich vergebens, zu erfahren, was aus dem Soldaten geworden war, den er um Verstärkung zu holen abgeschickt hatte. Auch Costal beunruhigte sich, Don Cornelio nicht wiederkommen zu sehen.

Die Lage des Capitanos war übrigens, aus der Erbitterung des Reiters zu schließen, der ihn verfolgte, eine höchst bedenkliche und er fühlte sich nie einer größeren Gefahr ausgesetzt wie dieses Mal. Als er das Ende des Hohlweges erreicht hatte, fühlte er hinter sich den warmen Atem des Reiters, der ihn so hartnäckig verfolgte. Der Kopf des Pferdes, dessen Schnaufen ihm zu gleicher Zeit so sonderbar und so abscheulich vorkam, befand sich fast in einer Linie mit dem des seinen, und eine Faust ergriff ihn beim Kragen seiner prächtigen Uniform.

Mit einem Ruck war Lantejas aus dem Sattel gehoben. Im nächsten Moment wurde er rückwärts gerissen und ohne Umstände auf den Rücken quer über den Sattel seines Gegners geworfen. Er sah einen mit spitzem Dolch bewaffneten Arm sich erheben, bereit, seinen kühnen Unternehmungen für immer ein Ende zu machen. Eine Sekunde lang glänzte über Dolch über ihm, wie das feurige Schwert des Erzengels. Er schloss die Augen, indem er glaubte, sein letztes Stündlein habe geschlagen, als plötzlich die Hand sank und er eine Stimme rufen hörte.

»Ei, ei! Señor Cornelio Lantejas!«

Der Soldat öffnete die Augen und erkannte nun auch seinerseits den kräftigen Offizier, mit dem er auf dem Weg zur Hazienda las Palmas zusammengetroffen war; den Obersten Don Rafael Tres-Villas.

Obwohl der Oberst einen tiefen Groll gegen den gefasst, der seinen alten Waffengefährten Caldelas getötet hatte, so lag doch etwas so befremdend Komisches in den Gesichtszügen Lantejas' und so viel Makellosigkeit in seiner Haltung, dass sein Groll augenblicklich schwand.

Dann erinnerte eine Eingebung, schnell wie ein Lichtblitz,

Don Rafael an alle jene zugleich so schrecklichen und so delikaten Tage, als er, sich von dem Studenten der Theologie trennend, sich beeilte, Gertrudis nach einer langen Abwesenheit wiederzusehen und das Geständnis einer leider zu schnell vergessenen Liebe zu erhalten.

Alle diese Dinge zusammengefasst und bestens die Erinnerung an die Tochter Don Marianos dienten Don Cornelio als sicheren Schild.

Ein extraordinäres Lächeln umzog die Lippen Don Raafels, wenn er bedachte, dass dieser schwächliche und bleiche Offizier dem tapferen Caldela den Tod gegeben, dessen Blick er vielleicht nicht auszuhalten gewagt hatte. Die Stunde des Spaniers war gekommen!

»Dankt dem Himmel«, sagte er zu ihm, »dass Ihr in die Hände eines Mannes gefallen seid, den alte Erinnerungen verhindern, an Euch den Tod des tapferen Caldela, des tapferen spanischen Wehrführers, zu rächen!«

»Ach, der brave Caldela ist tot!«, rief Lantejas, »wäre es möglich? Aber es muss wahr sein, da Ihr es sagt. Jedenfalls verzeihe ich ihm«, fügte er in der Verwirrung seiner Sinne hinzu, »und Euch auch.«

»Das ist sehr großmütig«, erwiederte Don Rafael.

»Mehr als Ihr es glaubt«, behauptete Lantejas, der bei der Stimme seines Feindes, die ihm Verzeihung seiner Helden-tat verhieß, wieder einigen Edelmut gesammelt hatte, »denn dieser Offizier und Ihr, Ihr habt mir einen nicht zu beschreibenden Gräuel eingeflößt. »Señor Don Rafael, zum Plaudern befindet mich in einer nicht allzu angenehmen Lage.«

»Ihr werdet mir es auch noch verzeihen, wenn ich Euch mit heiler Haut auf Eure Füße stelle«, bestimmte der

Oberst, »und das möge nach Eurem Verlangen geschehen.«

Mit diesen Worten ließ er Don Cornelio sanft auf die Erde gleiten, bis er auf seinen Füßen stand.

»Adieu, Capitano«, sagte der Oberst; »ich verlasse Euch mit dem Bedauern, nicht Zeit zu haben, um erfahren zu können, wie es gekommen ist, dass aus dem so friedlichen Studenten, der sein Ekel gegen die Insurrektion aus dem Hirtenbrief des hochwürdigen Herrn, Seiner Gnaden des Erzbischofs von Oajaca, geschöpft zu haben schien, jetzt ein Hauptmann der Insurgenten geworden ist?«

»Ich wäre auch begierig zu wissen, durch welchen Umbruch der Captain der Königin-Dragoner, der die Verordnung, die gegen die Insurrektion erging, nicht eben mit günstigem Auge betrachtete, heute einer der Feinde ist, der ihr den meisten Zerfall zufügt. Wenn Ihr zufrieden seid, so wollen wir uns hier niedersetzen und uns wie die Ritter des Mittelalters, die ihre tödlichen Zweikämpfe unterbrochen, um auf der Landstraße miteinander zu plaudern, was mir viel angenehmer wäre, als wieder in den Kampf zurückzukehren, unsere Geschicke erzählen.«

Eine Wolke leidender Schwermut zog wie ein Schatten über die Züge Don Rafaels, als Don Cornelio einen Wink auf den Umbruch seiner früheren Ansichten gab. Diese beiden Offiziere boten ein bezwingendes Beispiel von der Ohnmacht der Menschen dar, den Lauf des Schicksals zu beherrschen und sich davor zu schützen, der Spielball der Ereignisse zu sein. Beide dienten gegen ihren Willen einer Sache, der sie sich nicht freiwillig in die Arme geworfen haben würden.

Von allen Seiten des Schlachtfeldes erschallte Triumphgeschrei, ohne dass aber der eine oder der andere hätte erra-

ten können, welche von beiden Parteien den Sieg davongetragen hatte, und unterbrach ihre Unterhaltung.

»Ah, Señor Don Rafael!«, rief der Ex-Student, »wenn wir besiegt sind, bin ich Euer Gefangener.«

»Wenn Ihr Sieger seid, bin ich aber nicht der Eure!«, antwortete der Oberst mit einem Anflug von Geringschätzung, die er nicht verbergen konnte.

Mit diesen Worten ergriff er die Zügel seines Pferdes, als plötzlich von beiden Seiten des Hohlwegs eine Anzahl Reiter der Insurgentenpartei erschien und Costal mit gewaltiger Stimme rief: »Señor Colonel, Don Cornelio ist da, frisch und gesund!«

Nun sah sich Don Rafael von Feinden umringt.

Die Lage des Besiegers Don Cornelios war jetzt eben so misslich geworden, als es einige Minuten vorher die des Hauptmanns war. Seine Pistolen waren abgeschossen und in der Hitze des Gefechtes hatte er den Stumpf seines Degens, der in seiner Hand zerbrochen war, weggeworfen. Die einzige Waffe, worauf er sich nun beschränkt sah, war der Dolch, der einen Augenblick über Don Cornelio geschwebt hatte.

In diesen Vertiligungskriegen, in denen man möglichst wenige Gefangene machte, geschah es selten, dass die Insurgenten, durch die grausame Niedermetzlung der ihren aufgebracht, einem royalistischen Gefangenen das Leben schenkten, selbst wenn er sich ergeben hatte. Don Rafael traf daher Anstalten, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, um nicht in die Hände seiner unerbittlichen Feinde, von denen er keine Schonung erwarten konnte, zu fallen, als eine Stimme, deren Klang ihm bekannt war, dem Hauptmann Don Cornelio zurief: »Kommt hierher, Haupt-

mann! Der General will Euch zu dem Sieg, den Ihr ihm errungen habt, beglückwünschten.«

Don Rafael erkannte augenblicklich den Reiter, der herangesprengt kam, der er diese Worte ausrief. Er konnte es sich selbst nicht verhehlen, so tapfer er auch war, dass er eine gewisse Zufriedenheit empfand, in seinem Gegner den Oberst Don Trujano, den ehemaligen Maultiertreiber zu erkennen. Trujano seinerseits hatte sich ebenfalls sogleich des royalistischen Offiziers erinnert. Zu stolz indessen, um sich zuerst auf ehemalige Verbindungen mit einem seiner Feinde, die ihn als Sieger umgaben, zu berufen, selbst bei dem Mann, dem er in Erwiderung des unermesslichen Dienstes, den er ihm einst geleistet, das Leben gerettet hatte, trieb Don Rafael sein Pferd so ungestüm auf Trujano los, dass er ihn ohne Zweifel niedergeritten haben würde, wenn nicht eine Hand den Zügel heftig zurückriss. Diese Hand war die Don Cornelios.

Auf die Gefahr hin, sich unter den Hufen der beiden Pferde, die aufeinander losstürzen zu wollen schienen, zermalmen zu lassen, hatte sich Don Cornelio, der noch tief gerührt von der Großmut des Obersten gegen ihn war, wie ein Vermittler zwischen Don Rafael und Trujano geworfen.

»Señor Trujano!«, rief der Hauptmann, »ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt, indem Ihr von einem Triumph sprecht, den mir der General verdanken soll. Wenn ich aber ein Recht auf irgendeine Vergünstigung habe, so beanspruche ich weiter keine, als das Leben und die Freiheit Don Rafael Tres-Villas.«

»Ich spreche niemanden um eine Gnade an«, unterbrach ihn der Oberst mit Stolz.

»Werdet Ihr mir wenigstens die bewilligen, mir Eure Hand zu reichen?«, entgegnete Trujano, die seine herzlich dem Obersten darbietend.

»Nie einem Gewinner!«, erwiderte der Colonel, nichtsdestoweniger unwillkürlich von den Worten seines Gegners gerührt.

»Hier gibt es weder Sieger noch Besiegte«, sagte der Oberst Trujano mit diesem Blick und diesem Lächeln, das ihm alle Herzen gewann, wenn nicht gerade religiöse Strenge den Ausdruck biederer Sanftmut vermischtete. »Hier ist nur ein Mann, der sich erinnert.«

»Und ein anderer, der nicht vergessen hat!«, rief Don Rafael, mit Vertraulichkeit die ausgestreckte Rechte Trujanos ergreifend.

Dann ritten sie einander näher und tauschten eine herzliche Umarmung aus.

Trujano benutzte diese Gelegenheit, um seinem Gegenspieler ganz leise mit einem Zartgefühl, das den Oberst noch tiefer rührte, da es seinen Hochmut nicht beleidigte, ins Ohr zu flüstern: »Geht, Ihr seid frei, und lasst nicht wieder den gefangenen Frauen die Haare abscheren, obwohl es eine gegeben hat, deren Herz dabei vor Stolz hüpfte, indem sie den Auslöser erriet, weshalb der Sieger von Aguas Calientes ihr diese schreckliche ferne Erinnerung neu belebte.« Dann fügte er hinzu, indem er sich plötzlich aus der konvulsivischen Umarmung Don Rafaels losmachte. »Geht und stellt Euch als Inhaftierter in der Hazienda las Palmas. Señor Colonel, der Weg steht Euch offen. Geht hin, glaubt meinen Worten!«

Dann nahm sein Gesicht, als ob er sich schon zu lange mit weltlichen Dingen beschäftigt hätte, den gewöhnlichen

Ausdruck asketischer Strenge wieder an.

Als die Augen Don Rafaels ihn um den wahren Sinngehalt seiner letzten fünf Worte befragten, rief der Insurgenzen-Chef: »Lasst den Oberst Tres-Villas frei passieren, und dass jeder vergisst, was hier soeben vorgegangen.«

Er senkte seinen Degen zum Gruß Don Rafaels, der, noch ganz verwirrt, nur einen Blick inniger Dankbarkeit auf ihn zu richten vermochte. Der Oberst drückte Don Cornelio die Hand und sprengte, den Übrigen eine kalte Verbeugung machend, zum Ausgang des Hohlweges, ohne zu wissen, wohin er sich später wenden sollte.

Als er sich nachher allein sah, mäßigte er den Gang seines Pferdes. Waren die letzten Worte Trujanos *Gehet hin, glaubt meinen Worten!* vielleicht ein Zeichen des wohlwollenden Empfangs, der seiner auf der Hazienda las Palmas harrte? Sollte er dort zuerst vorsprechen, ehe er sich mit dem Leutnant Veraegui in der Hazienda del Valle vereinigte, um seinen letzten Zug gegen Arroyo zu unternehmen?

Dieses Mal trat die Liebe noch mit der Verbindlichkeit in den Kampf. Don Rafael würde nicht so lange Moral genommen haben, sich zu der Hazienda del Valle zu begeben, wenn eine gütige Fee ihn in Ahnung gesetzt hätte, dass zu derselben Stunde und dreißig Meilen von ihm ein Vorfall von solcher Beschaffenheit stattfände, der es ihm gestattete, zum ersten Mal seine Pflicht mit seiner Liebe zu vereinigen.

Ein Bote, und zwar derselbe, der einige Tage vorher das Pferd Don Rafaels zur Hazienda del Valle zurückgeführt hatte, erschien dort von Neuem, diesmal aber mit einer rein persönlichen Botschaft für Don Rafael Tres-Villas.

Der Leutnant Veraegui, ein ziemlich brüsken Katalonier,

empfing ihn.

»Woher kommt Ihr?«, fragte er ihn.

»Von Oajaca!«

»Wer schickt Euch?«

»Don Mariano Silva!«

»Was wollt Ihr vom Oberst?«

»Ich darf es nur dem Offizier selbst sagen«, war die Antwort.

»Dann sucht ihn in Huajapam, wenn Ihr es nicht vorzieht, hier einige Tage lang seine Ankunft abzuwarten!«, schlug der Katalonier vor.

»Ich will ihn lieber aufsuchen. Die Botschaft, die ich habe, duldet keine Verzögerung.«

Der Bote befand sich also in gleichzeitig auf dem Weg nach Huajapam, als Don Rafael sich davon entfernte und in Verunsicherung schwebte, wohin er sich wenden sollte.

Während der Oberst noch schwankte, ließ Trujano, der auf das mit Toten und Trümmern übersäte Gefechtsfeld zurückgekehrt war, seine Leute niederknien, um dem Herrn der Heerscharen, der sie von den Schrecken einer so langen und grausamen Belagerung befreit hatte, einer öffentlichen Darbietung des Dankes darzubringen.

Morelos hatte gleicherweise seine Truppen niederknien lassen und Don Rafael war noch nicht entfernt genug, als dass nicht der Klang der Gesänge zu ihm gelangt wäre.

Bei diesen fernen Chorälen, die niederdrückend in seine Ohren drangen, füllten Tränen der Trauer seine Augen. Er erinnerte sich aller der Umstände wieder, die ihn gezwungen hatten, von seinen ursprünglichen Plänen abzuweichen. Er dachte, dass, wenn er nur auf seine großmütigen Regungen hätte hören können und nicht durch eine

schreckliche Schuldigkeit fortgerissen worden wäre, seine Stimme sich jetzt als eine der Ersten mit denen gemischt hätte, die Gott für den Sieg dankten, den die Sache, zu deren unversöhnlichen Feind er sich gemacht, errungen hatte.

Don Rafael schüttelte diese Gedanken von sich ab und beschloss, zu der Hazienda del Valle zu gehen, um hier auf dem Grab seines Vaters seine Seele wieder in ihren Vorsätzen zu vertiefen.

## **Kapitel 11** **Stolz und Liebe**

Bevor wir dem Oberst auf seiner gefahrsvollen Reise, die er mitten durch eine so vollständig von Insurrektion gewonnene Provinz unternimmt, dass nur noch die Hauptstadt Oajaca allein in der Gewalt der Spanier war, folgen, müssen wir uns anderen Personen zuwenden, die wir eine Zeit lang aus den Augen gelassen haben.

Vor allem ist es nötig, das nachzuholen, was sich in der Hazienda las Palmas seit dem Tag zugetragen hatte, an dem sie Don Rafael sozusagen der Leitung des wilden Arroyo und seines Gefährten Bocadro überlassen hatte.

Bisher waren die beiden Guerilleros, die sich mit dem Rest ihrer von dem Hauptmann Tres-Villas fast aufgeriebenen Bande zu ihrem früheren Herrn geflüchtet hatten, ganz zufrieden gewesen, sich mit ihm auf den Fuß vollkommener Gleichheit zu versetzen. Die beiden Banditen aßen an seinem Tisch, ließen sich von seinen Dienern bedienen und warfen außerdem noch, besonders Bocadro, bewundernde Blicke ziemlich beunruhigender Art auf das silberne Tafel-

geschirr, dessen sich der Besitzer der Hazienda bediente. Öfter hatte schon der habgierige Guerillero im Beisein Don Marianos Anspielungen auf den Reichtum der Royalisten gemacht und hinter seinem Rücken den Versuch gewagt, seinem Gefährten klarzumachen, dass Leute, die ein so reiches Silbergeschirr auf ihrer Tafel stehen hätten, im Grunde ihres Herzens nur ergebene Anhänger der Sache ihrer Unterdrücker sein könnten.

»Sieh nur«, sagte er, »wir, die wir freie und ehrliche Insurgenten sind, wir würden überall, hier ausgenommen, genötigt sein, uns unserer Finger als Gabeln und Maisküchenbröckel als Löffel zu bedienen.«

Und der Schluss seiner Rede war unabänderlich der, dass man einen Mann als Royalisten behandeln müsse, dem man aus silbernen Schüsseln serviere, dass man aus diesen Schüsseln Piaster machen und Don Mariano auf die Stellung eines rechtschaffenen Insurgenten beschränken müsse, das heißt auf die, auch mit den Fingern zu essen wie die Insurgenten von reinstem Wasser.

Aber Arroyo dürstete mehr nach Blut als nach Geld, mehr nach Zerstörung als nach Plünderung und verwarf deshalb die Vorschläge seines Gefährten. Er hatte indessen, nachdem er gezwungen worden war, den vom Hauptmann Tres-Villas ihm angetanen tödlichen Schimpf seiner Feigheit ohne Erwiderung hinzunehmen, einen Teil seines Hasses auf Don Mariano und seine beiden Töchter, die Zeugen jener Erniedrigung gewesen waren, übertragen, den er gegen Don Rafael gefasst hatte. Vielleicht hätte er in der Minute, in der er aus der del Valle, die dem furchtbaren Hauptmann zur Festung diente, zur nahegelegenen Hazienda floh, dort einige blutige Spuren seines Daseins hinter-

lassen, wenn ihm Bocadro nicht vorgestellt hätte, dass Don Mariano, sobald er einmal von seinem silbernen Tischgeschirr befreit wäre, sich ganz und gar der heiligen Sache der Insurrektion weihen und dann in jeder Beziehung ein achtenswerter Mann sein würde und dass die armen Insurgenten von ihren Brüdern zwar ihr Geld, aber nicht ihr Blut verlangen könnten.

Der schwerfälligen Fassungsgabe des blutdürstigen Arroyo wollte zwar die Richtigkeit der von Bocadro entwickelten Ansichten nicht recht einleuchten, doch war er zu sehr daran gewöhnt, sich von seinem schlauen Gefährten leiten zu lassen, um einen ernsthaften Widerspruch zu erheben, wenn er sich auch manchmal dafür, ihm gar zu williges Gehör geliehen zu haben, in seiner brutalen Weise an ihm rächte. Um endlich der Sache, der er sich gewidmet hatte, durchaus nicht zu schaden, schloss er sich der Meinung seines Gefährten an.

Bocadro schlepppte alles Silbergeschirr und eine Menge anderer Kostbarkeiten beiseite, die nicht wieder aufzufinden waren, als es zwischen ihm, Arroyo und den Leuten ihrer Bande zur Teilung kam. Dann zogen alle eines Nachts aus der Hazienda nicht ohne die lebhafte Befürchtung ab, einen der schrecklichen Gäste von del Valle, entweder Tres-Villas oder den Hauptmann Caldelas, zu ihrer Verfolgung bereit zu sehen.

Die Bewohner von Las Palmas aber schätzten sich noch glücklich, dass nicht eine entehrende Beschimpfung dem Diebstahl gefolgt sei und sie im Besitz ihrer Anerkennung und wohlbehalten geblieben waren.

Infolge dieser Erfahrung über die Gefahr aufgeklärt, in der sie schwabten, wenn sie noch länger in einem Haus,

das der Gnade der Royalisten wie der Insurgenten seines Alleinstehens wegen preisgegeben war, entschloss sich Don Mariano, seinen Aufenthalt in Oajaca zu nehmen. Seiner Meinung nach lief er weniger Gefahr, wenn er sich in eine ganz dem Vizekönig ergebene Stadt zurückzog, in der er, wenn er die Meinungen, die er von der Sache hatte, nicht aussprach und die ihn noch nicht verdächtig gemacht hatten, wenigstens Sicherheit fand. Doch traten mehrere Tage hindurch Hindernisse ein, welche die Ausführung seines Projekts verschoben.

Die Hazienda San Carlos, die von dem Mann, der sein Schwiegersohn werden sollte, von Don Fernando de Lacarra, bewohnt wurde, war nur einige Stunden von der seinen entfernt. Und Marianita kümmerte sich wenig darum, diese Nachbarschaft zu verlassen. Ohne den Beweggrund einzugesten, hatte sie tausenderlei Einwendungen gegen diese Reise zu machen.

Ebenso war es mit Gertrudis. Die Erinnerungen, welche ihr die Hazienda las Palmas bei jedem Schritt zurückrief, machten ihr den Aufenthalt zugleich angenehm und peinlich, und man weiß, welche Herrschaft der Schmerz in der Liebe, namentlich über das Herz der Frauen ausübt. An schmerzlichen Erinnerungen fehlte es Gertrudis in der Hazienda las Palmas nicht.

Wie unzählige Male hatte sie wohl beim Sonnenuntergang ihre Augen inträumerischer Schwermut über die ungeheure Ebene schweifen lassen, die ebenso farblos war wie an dem Tag, als Don Rafael heranjagte und dem Tod trotzte, um sie nur ein paar Stunden früher zu sehen.

In jener Zeit, als Don Rafael im ersten Augenblick seines Schmerzes, in der ersten Racheblut mit dieser herben Wol-

lust, die man öfter dabei empfindet, sich das Herz zu zerfleischen und sollte auch ein anderes brechen, im Galopp nach Oajaca gesprengt war, nachdem er der Erde, die den Körper seines Vaters bedeckte, das Pfand der Liebe Gertrudis übergeben hatte, und indem er auf sie verzichtete, ohne sie davon zu benachrichtigen, zu derselben Zeit hatte ihn Gertrudis mit lebhafter Ungeduld erwartet. Unwille, den aber bald die Besorgnis unterdrückte, die sich dann wieder bis zu einer tödlichen Angst steigerte, erfüllten ihr Herz. Schon früher deuteten wir an, durch welche unmerklichen und natürlichen Übergänge die Bewohner der Hazienda las Palmas durch das Schweigen Don Rafaels in dem Gedanken bestärkt wurden, dass er seine Geliebte ebenso treulos verlassen habe, wie die Sache seines Vaterlandes. Dennoch fehlte wenig, dass in dem Augenblick, als sich Don Rafael vor der Hazienda zeigte, der Ton seiner Stimme, der bis zum Ohr Gertrudis' drang, nicht ihren beleidigten Hochmut besiegt hätte. Diese männliche Stimme, in der die Biederkeit so stark ausgeprägt war, sowohl wenn er einige Worte mit ihrem Vater austauschte, als auch, wenn er dem wilden Arroyo eine Herausforderung zuschleuderte, hatte alle Fibern ihres Herzens erzittern lassen. Sie hatte es nötig gehabt, allen Groll verschmähter Liebe und die den Frauen natürliche Scham zu Hilfe zu rufen, um sich nicht dem Hauptmann zu zeigen und ihm zuzurufen: *O! Rafael, der Dolch Arroyos würde mir weniger Schmerz bereiten, als Eure Untreue!*

»Was habt Ihr getan, mein Vater?«, seufzte sie traurig zu Don Mariano, als der Hauptmann sich mit seiner Truppe entfernt hatte. »Ihr habt seinen Stolz durch Eure beißenden Worte nun verletzt, indem er aus Rücksicht auf uns darauf

verzichtete, seine Rache an einem der Mörder seines Vaters zu kühlen. Vielleicht habt Ihr auf seinen Lippen das Wort ›Vergessen und Versöhnung‹ ersterben lassen und die letzte Hoffnung Eurer armen Tochter vernichtet.«

Don Mariano erwiederte nichts. Er bedauerte selbst seine beleidigende Anspielung gegen einen Feind, dessen Großmut er sein und seiner Kinder Leben verdankte.

Nach dem Abzug Arroyos herrschte eine düster, unheimliche Stille in der Hazienda las Palmas. In der Einsamkeit des Schweigens fragte sich Gertrudis jede Minute des Tages, ob sie Don Rafael wirklich weniger liebe, konnte sich aber nur eine bestimmte Antwort geben, und zwar die, dass sie ihn liebte und immer lieben würde.

Eines Nachmittags, es war der zweite nach dem Abmarsch Arroyos und seiner Bande ging die Sonne hinter der Ebene ebenso unter, wie an jenem Tag, an dem sie einige Wochen vorher die Ankunft Don Rafaels mit jeder Minute entgegengesehen hatte. Die Wasser waren abgelaufen und das Land selbst, mit einem satten Grün bedeckt, hatte einen freundlichen Ausdruck als an jenem Tag angenommen.

Plötzlich erschien ein halbes Dutzend Reiter in der Ebene, sie schienen von den Hügeln zu kommen, welche dieselbe begrenzten, denn sie wandten der Hazienda den Rücken zu. Fähnlein mit den spanischen Farben flackerten an den Lanzenspitzen. Ein Reiter befand sich an der Spitze von fünf Reitern, denen noch andere Soldaten zu Pferde folgten. Aber auf alle diese warf Gertrudis nur einen gleichgültigen Blick. Dagegen war ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Reiter, der ganz allein an der Spitze der Übrigen ritt, gerichtet. Ihr Herz hatte weit eher als ihre Augen Namen

und Rang desselben erraten.

»Ich war auch«, sagte sie zu sich, »unvorsichtig in meinen Worten, als ich die Verfluchung über die Söhne des Landes aussprach, die seine Sache verraten. Was kümmert sich eine Frau, die liebt, um das Banner, dem ihr Geliebter folgt? Das muss auch das ihre sein. Warum habe ich es nicht wie meine Schwester gemacht? Ach! Marianita ist sehr glücklich!« Sie fuhr fort, das Herz von Seufzern geschwollt und den Blick von Tränen verschleiert, dem Reiter mit den Augen zu folgen, der nicht ein einziges Mal seinen Kopf zu der Hazienda wandte und kurze Zeit danach in dem goldenen Nebel der untergehenden Sonne verschwand.

Es war Don Rafael, der dem Befehl seines Vorgesetzten, der ihn ins Feld rief, folgte und der, um seine Verwirrung und seinen Schmerz den Soldaten zu verbergen, nicht gewagt hatte, seine Blicke hinter sich zu wenden.

Gertrudis lag wenig an dem Ort, den sie mit ihrem Vater bewohnte. In der Hazienda blieben ihr nur noch traurige, wehmütige Erinnerungen. Auch diese hielten sie darin gebannt und das junge Mädchen konnte nicht ohne Schmerz dem Augenblick entgegensehen, wenn sie diesen traurigen Aufenthaltsort verlassen sollte, als ob mit der Abreise von las Palmas das letzte Band zerriss, das zwischen ihr und Don Rafael noch bestand.

Von der Zeit an, als Don Rafael nicht mehr dieselbe Luft wie sie atmete, kannte Gertrudis kein anderes Vergnügen, als das Pferd desselben, das man aufgefangen und zur Hazienda geführt hatte, zu pflegen.

Inzwischen hatte die Vermählung Don Fernandos mit Marianita stattgefunden.

Da diese Verbindung schon vor dem Ausbruch des Bür-

gerkrieges beschlossen worden war, so fand sie kein Hindernis bei Don Mariano, obgleich die politischen Gesinnungen der beiden Männer etwas auseinandergingen. Don Fernando war Spanier, das war richtig, aber er hatte das Jawort Don Marianos, und im Übrigen wollte dieser nicht den traurigen Zwistigkeiten das Glück einer zweiten Tochter opfern.

War es nicht an einem Opfer genug? Dann hatte auch Don Fernando Lacarra, wie viele Spanier dieser Epoche, das Land zu seinem Vaterland gemacht, was den Gegenstand seiner Wünsche und Meinungen umschloss, und dadurch waren seine Sympathien seinen Adoptivländerleuten zugefallen.

Wenige Tage nach seiner Hochzeit hatte er seine junge Frau zu seiner Besitzung San Carlos geführt, die in der Nachbarschaft der von del Valle und wie diese an den Ufern der oberen Ostuta lag, die zwischen beiden Herrschaften in geringer Entfernung vom See gleichen Namens hinfließt. Diese Besitzung, die von einer zahlreichen Dienerschaft, welche nicht wie die Don Marianos von der Insurrektion in alle Welt zerstreut worden war, bewacht wurde, bot im Vergleich zur Hazienda las Palmas eine viel größere Sicherheit dar. Don Fernando wollte dort seiner neuen Familie einen Zufluchtsort anweisen, aber Don Mariano, der den Zweck, die Melancholie seiner Tochter zu verscheuchen, im Auge hatte, zog es vor, nach Oajaca zu gehen.

Am Tag der Abreise weigerte sich Gertrudis, eine Sänfte zu besteigen, die man für sie hergerichtet hatte. Sie ließ sich das Pferd aufzäumen, das so oft Don Rafael getragen hatte. Der feurige Roncador ließ sich, als ob er gewusst hätte, dass

er das köstliche Kleinod seines Herrn trage, auf der ganzen Reise ebenso geduldig von der schwachen Hand Gertrudis' wie sonst von der Eisenfaust des Hauptmanns leiten.

Teilnahmslos gegen alle Zerstreuungen, die ihr angeboten wurden, verlebte Gertrudis langweilige und traurige Tage zu Oajaca. Nur kurz hatte sie sich glücklich gefühlt, und dieser war, als man erzählte, dass der Hauptmann Tres-Villas nach Eroberung der Stadt Aguas Calientes vierhundert gefangenen Frauen die Haare habe abschneiden lassen. Wie es der Oberst Trujano gesagt hatte, der von diesem Vorfall durch Marianita unterrichtet worden war, als er einen Tag in San Carlos zubrachte, verursachte ihr diese Nachricht ein Zittern vor Glück und Stolz. Sie allein hatte es inmitten des allgemeinen Staunens, das diese seltsame Härte hervorgerufen, erraten, dass Don Rafael sie nicht allein den Verlust ihres Haars beweinen lassen wollte. Don Rafael liebte sie also immer noch, da er ihr dieser Trost wie ein Pfand seiner Erinnerung zusandte.

Bald aber stieß sie den Gedanken habsgüchtigen Glücks mit Heftigkeit von sich.

»Arme Frauen!«, sprach sie zu sich selbst, indem sie ihre Locken, schwarz wie Ebenholz, glättete, die nun die Stelle der langen Zöpfe vertraten, deren wohlriechende Wellen ehemals auf ihre Schultern niedergeflossen waren. »Arme Frauen! Ihr habt nicht wie ich das Glück gehabt, Euer Haar zum Opfer für das Leben des Heißgeliebten anzubieten!«

Monat auf Monat verfloss, ohne dass man erfuhr, was aus Don Rafael geworden war, und die bleichen Wangen, die bleifarbenen Ringe um Gertrudis' Augen bezeugten ihren Seelenschmerz und die Leiden des Körpers. Seit fast zwei

Jahren suchte das junge Mädchen unter dem entnervenden Einfluss des Schweigens, der Einsamkeit und der sittsamen Lebensweise vergeblich ihre Liebe zu ersticken. Die Kräfte ihres Körpers und ihrer Seele rieben sich in diesem unnützen Kampf auf.

Auch Don Rafael trug seinen Schmerz von einem Ende des Königreichs bis zum anderen, er konnte seinen Schmerzensschrei in dem Gewühl der Schlacht und den blutigen Zerstreuungen, welche der Krieg gewährte, ersticken.

Zum Glück hat Gott dem Weib die Resignation gegeben, die ihre einzige Waffe gegen den Schmerz bildet. Gertrudis rieb sich schweigend auf. Ohne eine Klage auszustoßen, ertrug sie den schweren Kummer, der an ihrer Seele nagte. In den langen schlaflosen Nächten, in denen diese Resignation, halb besiegt, auf dem Punkt zu sein schien, in dem Kampf zu unterliegen, stärkte sie manchmal ein schwacher und ferner Hoffnungsstrahl. Eine letzte Zuflucht gegen ihre Angst stellte sich dem Auge des jungen Mädchens dar. Sie sagte sich selbst, dass, wenn ihre Kräfte gänzlich erschöpft wären, ihr noch eine letzte Hilfsquelle in der Flechte bliebe, die sorgsam für solchen Fall von ihr aufbewahrt worden war.

Die Übersendung des Pferdes an Don Rafael zu der Hacienda del Valle, wohin er ohne Zweifel eines Tages zurückkehrte, war der erste Schritt einer Ausgleichung zwischen der Liebe und der Haltung gewesen.

In dem Maß, wie sich die Insurrektion in der Provinz ausdehnte, nahmen auch die Sicherheitsmaßregeln in der Hauptstadt zu. Don Mariano, der verdächtig geworden war, erhielt den Befehl, Oajaca zu verlassen.

Wie schon erwähnt, hatte er vor seiner Abreise noch einen Boten zu der Hazienda del Valle geschickt. Den Zweck seiner Sendung werden wir später erfahren. Zwei Tage nach dem Aufbruch seines Boten, an demselben Tag, an dem er in der Hazienda del Valle ankam und Don Rafael flüchtend die Ebenen von Huajapam durcheinigte, begab sich Don Mariano auf den Weg zur Hazienda San Carlos. Von einigen Dienern begleitet, geleitete er die Säufte, in der sich Doña Gertrudis befand.

Gegen Abend desselben Tages endlich verließ eine Person unserer Geschichte, der Hauptmann Don Cornelio Lantejas das Lager Morelos', das in der Nähe Huajapams aufgeschlagen war, um eine Mission auszuführen, welche ihm vom mexikanischen General in Betreff Oajacas anvertraut worden war. Diese Mission war keineswegs ohne Gefahr, wie wir später sehen werden.

Costal und Clara begleiteten den Hauptmann, der ein einfaches Reisekleid trug. Nichts zeigte seinen Stand an.

Es war zurzeit Sommersonnenwende und der Schwarze und der Indianer unterhielten sich über die Chancen, welche sich dem Zapoteken jetzt, da er ein halbes Jahrhundert hinter sich hatte, darboten, um sich endlich der Wassergottheit in dem geheimnisvollen See Ostuta zu bemächtigen.

Die Eroberung der Stadt Oajaca sollte der Schlussstein sein, der Morelos die Herrschaft der ganzen Provinz sicherte. Er ging mit dem Gedanken um, sich ihrer noch vor Beendigung des Feldzuges zu bemächtigen. War dieser Plan einmal ausgeführt, so fiel der ganze Süden Neu-Spaniens in die Gewalt der Insurgenten.

Die Klugheit befahl zugleich, ehe man zum Angriff auf eine so volkreiche, mächtige und reiche Stadt schritt, dort erst geheime Verbindungen anzuknüpfen, und dies war die Mission, die Lantejas auszuführen bestimmt war.

Für die Ehre der Sache, welcher Morelos seinen mächtigen Arm geliehen hatte, war es nicht minder dringend, der Verwüstung zweier Guerillas ein Ziel zu stecken, von denen schon oft Rede gewesen ist, Arroyo und Bocadro, die sich vorgenommen zu haben schienen, durch ihre Grausamkeiten die Insurrektion ebenso sehr bei ihren Anhängern, wie bei ihren Feinden in Misskredit zu bringen.

Die Streitmacht, über die sie zu gebieten hatten, war ebenso unbestimmt wie ihr Aufenthaltsort. Sie waren ebenso allgemein gefürchtet, als ob sie eine zahlreiche Armee unter ihren Befehlen gehabt hätten. Die Schnelligkeit ihrer Bewegungen verschaffte ihnen die Mittel, ihr Dossier der Brutalität bis ins Unendliche zu vervielfältigen. Man konnte über die Maßen den beiden Gefährten leicht nach den blutigen Spuren, die sie überall auf ihren Zügen zurückließen, folgen. Arroyo, immer bereit, seine Hände in das Blut des ersten Besten, der ihm in den Wurf kam, zu tauchen, indem er ein bestialisches Vergnügen daran fand. Selbst der Henker seiner Schlachtopfer zu sein, war noch wenigstens ziemlich tapfer. Sein Gefährte Antonio Bocadro war ebenso feige wie grausam, obgleich ihn seine Neigung, wie wir gesehen haben, mehr zum Diebstahl als zum Blutvergießen hinzog.

Morelos hatte von den Verwüstungen und Plünderungen gehört, welche die beiden Banditen in der Provinz Oajaca verübten, und deshalb Don Cornelio den Befehl gegeben, die Banditen aufzusuchen und ihnen vonseiten des kom-

mandierenden Generals die Drohung zuzustellen, dass sie gevierteilt werden würden, wenn sie noch länger fortfahren, die heilige Sache der Unabhängigkeit zu entehren.

Der Ruf der Wildheit, den die Banditen, die jeden als Feind behandelten, in so reichlichem Maß verdient hatten, und die tägige Bewachung, die von den Behörden Oajacas gehandhabt wurde, machten die Mission des Hauptmanns zu einer gefährlichen. Er folgte daher ziemlich niedergeschlagen dem Weg, der an dem Fluss Ostuta entlangführte, wo sich gerade Arroyo und Bocadro gelagert hatten. Ihre Gegenwart in dieser Gegend wird durch eine kurze Beschreibung erklärt werden, die unumgänglich notwendig ist, um den Schauplatz kennenzulernen, auf dem sich die Ereignisse, die uns noch zu erzählen übrigbleiben, zusammendrängen.

Abgesehen von den Unebenheiten des Bodens liegen Huajapam und Oajaca in derselben Linie einander gegenüber. Von jeder dieser Städte führt eine Straße zu der Ostuta und beide vereinigen sich dort in einer Furt, die zum Durchwaten des Flusses benutzt wird. Nicht weit von dem Punkt, wo sich die beiden Wege vereinigen, liegt vor der Furt die Hacienda del Valle und eine Stunde hinter derselben die Hacienda Carlos. Diese beiden auf den gegenüberliegenden Ufern befindliche Haziendas waren somit nicht allzu weit voneinander entfernt.

Arroyo hatte sich geschworen, weder einen Mann lebend noch einen Stein auf der Hacienda del Valle stehen zu lassen, die noch von den Befehlen des Leutnants Veraegui anvertrauten Garnison verteidigt wurde. Dies war der Beweggrund seiner Anwesenheit an den Ufern der Ostuta. Seine in zwei Abteilungen aufgestellte Bande bewachte die

Übergänge der Furt zu beiden Seiten des Flusses und konnte sich so zu gleicher Zeit nach San Carlos und del Valle wenden.

Es war wahrscheinlich, dass der Bote bei der Visitation Don Rafaels, indem er von der Hazienda del Valle nach Huajapam ging, dem Obersten auf dem halben Weg begegnete, der von Huajapam nach del Valle ging. Nicht weniger wahrscheinlich war es, dass an dem Vereinigungspunkt der beiden Straßen von Oajaca und von Huajapam sowohl Don Mariano und seine Tochter, die notgedrungen an del Valle vorüber mussten, als auch Don Cornelio und seine beiden Gefährten, die in derselben Richtung gingen, und endlich der Oberst, indem er sich zu seiner Hazienda begab, sich, wenn kein Unfall eintrat, alle fast zur selben Zeit begegnen mussten.

## Dritter Teil Der See Ostuta

### Kapitel 1 Die Furt der Ostuta

Vier Tage nach der Aufhebung der Belagerung von Huajapam sehen wir uns an die Ufer der Ostuta versetzt. Die aufgehende Sonne beleuchtet eine der prachtvollen Landschaften der amerikanischen Natur.

Der Tapir tauchte zum letzten Mal vor Tagesanbruch in den dunklen Wassern des Flusses, ehe er sein weites Reich wieder in Besitz nahm. Schüchterner als der Yupi, erwartete der Hirsch, vom leichten Windstoß, der sich in den Blättern oder im Schilf regte, beunruhigt, in langen Zügen das Wasser saufend, den Anbruch der Morgenröte, um sogleich beim ersten Sonnenstrahl zu seinem unzugänglichen Dickicht aus Fenchelsträuchern und hohem Farnkraut zu fliehen.

Dagegen erwarteten der einsame Reiher, der unbeweglich auf seinen langen Beinen stand, und die roten Flamingos, die sich zu schweigenden Gruppen vereinigt hatten, das Erscheinen der Sonne, um ihren Morgenfischfang beginnen zu können.

Überall herrschte Schweigen, mit Ausnahme jenes unbestimmten Geräusches, das die Einöden durchzieht und sich im Moos erhebt oder vom Gipfel der Bäume niederfährt, je nachdem die verschiedenen Bewohner des Waldes ihrer Natur nach erwachen oder einschlafen.

Obgleich die Schatten der Nacht schon anfingen, nach und nach zu verschwinden, so hätte doch das Auge des

Menschen durch diese nebligen Dämpfe hindurch, welche vom Fluss aufsteigen, nicht unterscheiden können, welcher Art die Vegetation war, die seine Ufer bedeckt. Die Kronen der Palmen, die sich stolz über eine ungeheure Masse von Laubwerk erheben, waren allein erkennbar, wie ehedem der Helmbusch der Ritter in einem Handgemenge.

Die Ufer der Ostuta schienen ebenso einsam, wie sie es bis zu dem Tag waren, als die Söhne Europas an der amerikanischen Küste landeten. Der durchdringende Blick der Nachtvögel jedoch, die sich auf dem Gipfel der Bäume schaukelten, schien Dinge zu erkennen, die sowohl dem Hirsch, dem Tapir, als auch dem Reiher und den Flamingos noch unsichtbar waren. Durch den nächtlichen Nebel glitzerten ferne Feuer, die der ganzen Länge des rechten Flussufers nach zerstreut waren, wie der bleiche Schimmer der Sterne an einem nebligen Himmel.

Diese Lagerfeuer verrieten allein die Nähe der Menschen.

Auf dem linken Ufer existierte diese Ruhe auch nicht, sie war nur scheinbar, Biwaks verbreiteten auch dort noch einiges Licht. In der Mitte einer kleinen Lichtung, die ziemlich weit von den Lagerfeuern entfernt war, hätte man zuerst durch den Nebel zwischen dem Fluss und der Landstraße, die von Huajapam zur Hazienda del Valle führt, eine aus acht Reitern, die sich eifrig zu unterhalten schienen, bestehende Gruppe wahrnehmen können. Näher am Fluss, ungefähr drei oder vier Flintenschüsse von dieser Gruppe entfernt, gingen zwei Männer mit größtmöglicher Vorsicht wieder zu der Stelle hinauf, wo die Straße von del Valle sich durch das Dickicht von Guajakbäumen und Zedern hinschlängelte. Endlich war noch ein Mann, den man weder für einen Fußgänger noch für einen Reiter nehmen

konnte, ziemlich in gleicher Entfernung von diesen acht Reitern und den beiden Fußgängern, der sich um nichts zu kümmern schien. Er schlief, sehr fest mit seinem seidenen Gürtel zwischen zwei Hauptverzweigungen einer Zeder befestigt, einen tiefen Schlaf, mehr als zehn Fuß vom Erd-boden entfernt.

Das dichte Laubwerk des Baumes und die Dunkelheit der Nacht entzogen ihn vollständig jedem menschlichen Blick. Ein Indianer würde unter der Zeder vorübergegangen sein, ohne seine Gegenwart zu ahnen, und von der Höhe der benachbarten Stämme konnte ihn selbst das Auge eines Nachtvogels nicht mehr bemerken.

Um den Begebenheiten nicht voranzueilen, dürfen wir zuerst Bekanntschaft mit den acht Reitern und den beiden Fußgängern machen.

In Betreff der Person, die ruhig in ihrem luftigen Bett schlief, sagen wir sogleich, dass es Don Rafael in eigener Person war.

Es gibt Augenblicke, in denen die Erschlaffung des Körpers den Sieg über die Befürchtungen des Geistes davonträgt, und Don Rafael befand sich in einem solchen.

Die Ermüdung, die drei Tage des angestrengten Rittes hervorgerufen, wozu noch der gänzliche Mangel an Schlaf der vorangegangenen Nacht zu rechnen ist, verliehen ihm im Angesicht der Gefahr, in der er schwabte und trotz der Unbequemlichkeit seines Lagers diese tiefe Ruhe, die der erschöpfte Soldat die Nacht vor dem blutigen Kampf genießt.

Noch etwas entfernter, in einem Teil der Waldung von Ojaca, die der Straße welche zur Furt führt, zunächst liegt, und in geringer Entfernung von der Ostuta und dem ge-

heimnisvollen See gleichen Namens, der durch die unterirdischen Kanäle des Flusses gespeist wird, schienen sich Reisende mit der Aufmerksamkeit, welche die Abscheu einflößt, schon vor Tagesanbruch sich wieder auf den Marsch zu machen.

Als ob die Benachrichtigung von einer großen Gefahr sie erreicht hätte, löschten zwei von ihnen die Reste eines Feuers aus, dessen Schein sie hätte verraten können. Zwei andere sattelten schleunigst die Pferde der ganzen Gesellschaft und ein fünfter Reisender schien, indem er die Vorhänge einer Sänfte auseinanderschob, eine junge erschreckte Frau zu beruhigen, die darin saß.

Der Leser wird an der Sänfte leicht Don Mariano und seine Tochter erkennen.

Inmitten der Einsamkeit in diesen Einöden gibt es zwei feierliche Stunden, die alle Stimmen der Natur vereinigt verkünden und um die Wette feiern. Es sind dies das Aufgehen der Sonne und ihr Untergang. Die ewige Uhr hatte soeben die Erste dieser Stunden geschlagen.

Ein kühler Wind erhob sich, bewegte das Laub und furchte die Oberfläche des Wassers. Er begann den Nebelschleier zu zerreißen, den die Nacht ausgebreitet hatte.

Im Osten färbte sich der Himmel zuerst mit einem lebhaf-ten Gelb, öffnete sich dann und ließ das erste und unbestimmte Licht der Morgendämmerung durch, welches plötzlich von einem tausendfachen, von allen Bäumen des Waldes ertönenden Vogelgezwitscher begrüßt wurde. Die Schakale flohen in die Einöden, stießen ihr letztes Gebell aus, die traurigen Rufe der Nachtvögel verstummten, der Hirsch und der Tapir trotteten davon. Bald darauf zeigten sich rote Wolken am Horizont wie das Gefieder des Fla-

mingos, dann endlich beleuchtete die Sonne die Gipfel der Palmen und ließ in ihrer ganzen prachtvollen Verschiedenheit die Gehölze sehen, welche die Ufer der Ostuta bedeckten.

Durch dieses fast undurchdringliche Labyrinth wurden öfters wilde Stiere, die Nachkömmlinge der Stiere, die ehemals aus den reichen Ansiedlungen Ferdinand Cortez' entkommen waren, sichtbar. Von Durst gequält, stürzten sie zum Fluss, um ihn zu stillen, wo sie in langen Zügen das erquickende Nass soffen.

So war an diesem Morgen in seiner ursprünglichen Pracht der Anblick der Ostuta und ihrer Ufer ungefähr eine halbe Stunde von der Furt, bei der die ersten Lagerfeuer gebrannt hatten.

Diese Feuer, die mit Anbruch des Tages ausgelöscht wurden, hatten das vorläufige Lager Arroyos und seiner Banditentruppe erhellt.

Auch hier herrschte ein bewegtes Leben, aber einer anderen Art.

Ungefähr hundert Reiter, die an beiden Ufern der Ostuta zerstreut waren, beschäftigten sich mit ihren Pferden. Die einen ritten ohne Sattel und trieben sie in den Fluss, um sie zu tränken und zugleich zu erfrischen, andere striegelten sie mit den Nägeln oder mithilfe des ersten, besten Steins. Weiterhin waren die Sättel mit einer gewissen Regelmäßigkeit aufgestapelt inmitten aufgerissener Warenballen, von denen nichts weiter als die durch die Messerschnitte zerfetzte Hülle übrig war und die ohne Zweifel die Nacht vorher irgendeinem Maultiertreiber abgenommen worden waren. Auf dem rechten Ufer, also dem, auf welchem die Hazienda San Carlos lag, erhob sich ein aus Stücken der Lein-

wandverpackung plump zusammengesetztes Zelt. Zwei vom Kopf bis zu den Füßen mit Pistolen, Messern und Säbeln bewaffnete Schildwachen gingen vor dem Zelt Wache haltend auf und ab, in einer Entfernung, die groß genug war, damit keiner von beiden etwas von dem hören konnte, was im Inneren gesprochen wurde.

Dieses Zelt war das der beiden Anführer. Arroyo befand sich in dieser Minute mit seinem würdigen Gefährten Bocadro darin.

Jeder saß auf einem Ochsenschädel, der die Stelle des Stuhles vertrat, und rauchte eine dicke und lange Zigarre aus Maisblättern. Aus der Haltung, die der Erstere angenommen hatte, indem er auf den Fußboden blickte, den er mit den sechszackigen Rädern seiner schweren Sporen bearbeitete, war es leicht zu entnehmen, dass Bocadro alle Hilfsmittel seiner Schlauheit anwandte, um seinen Kameraden für irgendein Bubenstück zu gewinnen.

»Gewiss«, sagte er, »bin ich geneigt, allen Tugenden der Frau Arroyo Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie sind rührend. Ist jemand verwundet, so streut sie ihm mit Wollust fressenden Pfeffer in seine Wunden. Nichts ist interessanter, als die Art und Weise, mit der sie sich der Gefangenen annimmt, die wir zum Tode verurteilt haben, indem sie meistens die Zeit erlangt, sie so spät wie möglich sterben zu lassen – ich wollte sagen, so langsam, wie es nur angeht.«

»Das geschieht aus Egoismus, dass sie so handelt, die arme Frau«, unterbrach ihn Arroyo, »denn es geschieht mehr meinet- als ihretwegen.«

»Sie ist so hingebend! Ach! Sie ist eine sehr würdige Frau!«

»Gewiss. Und die Hilfsquellen ihres Geistes. So zum Beispiel hat sie den sinnreichen Einfall gehabt, und zwar nur zu unser beider Seelenheil, dass wir nie einen Gefangenen töten dürfen, ohne ihn zuvor beichten zu lassen. So dauert seine Marter um so länger, je länger seine Beichte ist. Daraus folgt, dass der Gefangene, der nach lang andauernden Qualen und einer sehr in die Länge gezogenen Beichte stirbt, im Zustand der Gnade stirbt und schnurstracks in den Himmel fährt. Da nun alle auserwählten Heiligen keine Rache kennen, so beten alle für uns. Meine Frau sagt, dass wir so viel wie möglich solcher Glücklichen machen müssen.«

»Ha! Ha! Du hast schon eine hübsche Zahl in den Himmel befördert«, erwiderte Bocadro mit einem Lachen der Befriedigung. »Dem lieben Gott müssen die Ohren schon von allen Gebeten brummen.«

»Still, Herr Oberst der Obersten«, rief Arroyo mit einer Stimme, welche sogleich dem Banditen, der sich diesen prahlerischen Titel anmaßte, zum Schweigen brachte. »Ich verabscheue die Gotteslästerer ...«

»Gut, ich werde nun auf die Tugenden der Señora Arroyo wieder zurückkommen, denen zum Trotz sie weder jung, noch gerade sehr schön ist.«

»Nun, sagt es doch gerade heraus, dass sie alt und hässlich ist, und brechen wir das Gespräch darüber ab!«, sagte Arroyo in seiner brutalen Weise. »Dessen ungeachtet halte ich aber viel auf sie.«

»Das ist kaum glaublich.«

»Höre, mein Lieber, das ist weniger unglaublich, als du meinst. Sie teilt mit mir die Last des öffentlichen allgemeinen Abscheus, und wenn ich Witwer wäre ...«

»Würdest du ihn ganz allein tragen. Pah! Mit deinen breiten Schultern!«

»Es ist wahr«, entgegnete Arroyo durch dieses Kompliment geschmeichelt, »aus demselben Grund halte ich ebenso viel auf dich wie auf meine Frau«, fügte er hinzu. »Es geschieht selten, dass man den Namen Arroyo verflucht, ohne den deinen mitzunennen.«

»Es gibt so viele böse Zungen in der Welt!«

»Dann hat meine Frau in meinen Augen auch noch eine andere Tugend, sie besitzt ein Skapulier, das der Papst in Rom selbst geweiht hat und das die Eigenschaft hat, den Mann einige Tage nach der Frau sterben zu lassen.«

»Ich sage auch nicht, dass du sie töten sollst, diese würdige Señora Arroyo«, fügte Bocadro hinzu, der unwillkürlich den rohen Aberglauben seines Genossen teilte. »Man schickt sie ganz einfach in ein Kloster für Büßerinnen, damit sie Zeit hat, sich mit ihrem und dem Seelenheil ihres Mannes zu beschäftigen. Zum Ersatz nimmt man sich eine junge, hübsche Frau, mit Augen und Haaren so schwarz wie die Nacht, mit Lippen so rot wie die Granate und mit Wangen, die weißer sind, als die Blume der weißen Lilie. Und das ist es ganz einfach, womit ich mich schon seit zwei Stunden abquäle, es dir begreiflich zu machen.«

»Kennst du so etwas Ähnliches?«, fragte der Guerillero nach zwei Atemzügen des Schweigens, der bewies, dass die Versuchung anfing, in seiner Seele Platz zu greifen.

»Du kennst sie eben so gut wie ich!«, rief Bocadro, »die Herrin der Hazienda San Carlos, die wir im Handumdrehen haben können.«

»Doña Marianita Silva?«

»Keine andere.«

»Aber alle tausend Teufel – willst du denn, dass wir keine einzige Hazienda übrig lassen, ohne sie leer zu machen?«, rief Arroyo, »denn wenn du wünschst, dass ich mich der Frau bemächtige, hast du die Absicht, den Mann auszubeuteln.«

»Der Mann ist Spanier«, erwiderte Bocadro, ohne auf die Worte seines Spießgesellen zu antworten, »der darin den wahren Zweck seiner Vorschläge ausgesprochen hatte. Ein hübsches Unglück, wahrhaftig, die Frau eines Schakals zu nehmen.«

»Zum Teufel! Dieser Spanier ist ein ebenso guter Insurgent wie du, er hat uns Lebensmittel und Pferde geliefert ...«

»Ja, aus Furcht, wie der Teufel die Heiligen lobt. Lerne doch nur endlich einsehen, dass man nie ein guter Insurgent sein kann, wenn man haufenweise Säcke mit Piastern in seinen Koffern aufgehäuft hat, wenn die Schränke mit Silbergeschirr fast brechen und wenn man vor allem eine hübsche Frau besitzt«, beeilte sich Bocadro hinzuzufügen, um hinter diesem Vorwand seine wahren Absichten zu verbergen. »Sieh mal, als wir damals ans Werk gingen, den Patriotismus Don Marianos zu erhöhen, indem wir ihm sein silbernes Geschirr nahmen, hätten wir auch, wie ich es vorschlug, seine beiden Töchter nehmen sollen. Dann hätte ich jetzt eine allerliebste Frau, während du allein – Ah, bah! Ich werde mich immer für dich opfern, das ist meine Bestimmung.«

»Wir werden so viel auf unsere Köpfe laden, siehst du«, erwiderte Arroyo mit nachdenklicher Miene, indem er sich gegen seinen Willen von den gemeinen Schmeichelreden Bocadros hinreißen ließ. »Bis es so weit kommt, dass man

uns wie wilde Tiere überall verfolgen wird.«

»Wir haben hundertfünfzig ganz ergebene Leute, zuverlässig wie ihre Dolche.«

»Dann – ich sage nicht – ich werde darüber nachdenken.«

Die Augen Bocadros erglänzten in habgieriger Freude, als er die Unentschlossenheit Arroyos erkannte, nun wusste er, dass er ihn, bevor der Tag sich neigte, für sich gewonnen haben und dass er einwilligen würde, den schwarzen Anschlag auszuführen, den er ihm vorgelegt hatte.

Einige Minuten blieben die würdigen Kämpfer in Betrachtungen, die ihnen der Plan der Plünderung und des Mordes an die Hand gab, versunken, und beobachteten ein tiefes Schweigen, als sich plötzlich eine Seite des Zeltes öffnete, um einem Mannweib mit von der Sonne verbrannter Haut und einem mehr von bösen Leidenschaften als vom Alter entstellten Gesicht den Eintritt zu gestatten. Ihre geflochtenen und von einem mit Gold eingefassten Schildpattkamm zurückgehaltenen Haare waren schwarz wie Ebenholz, ihr Aussehen strafte in keiner Beziehung dem wenig schmeichelhaften Porträt, das eben von ihr entworfen war, Lügen.

Trotz aller Schmucksachen aus Perlen, Rosenkränzen, Umhang und Goldstücken, mit denen sie ihren Hals bedeckt hatte, war ihr Gesicht von einem widerwärtigen Ausdruck.

Die Wut war auf ihrer von geschwollenen Adern durchzogenen Stirn geschrieben und ebenso in ihren mit blutunterlaufenen Augen ausgeprägt.

»Es ist eine Schande!«, rief sie, indem sie eintrat und auf Bocadro, den sie zugleich verabscheute und verachtete, einen zornigen Blick richtete, den sie nicht auf ihren Mann zu

übertragen wagte. »Es ist eine Schande, dass nach dem Eid, den Ihr beide geleistet habt, dass kein Stein dieses Vipernnestes auf dem anderen und kein Mann es zu verteidigen bleiben sollte, es immer noch beim Alten ist.«

»Nun, was gibt es?«, fragte Arroyo in einem Ton, der seine üble Laune verriet.

»Ich spreche von der Hazienda del Valle, die Eure Leute, wenigstens ein großer Teil derselben seit drei Tagen ohne Resultat einschließen. Das heißt, nein! Denn soeben erfahre ich, dass drei unserer Soldaten bei einem Ausfall getötet und ihre Köpfe an dem Tor der Hazienda von dem verdammten Katalonier, den Gott vernichten möge, ausgestellt sind!«

»Wer hat dir das gesagt?«, schrie Arroyo.

»El Gaspacho, der nur auf Euren Befehl wartet, um einzutreten, und der von del Valle kommt, um Verstärkung zu verlangen.«

»Bei allen Teufeln! Ich finde es sonderbar, dass du dir erlaubst, die Boten, die an mich gesandt sind, vorher auszufragen.«

Arroyo hatte sich bei diesen Worten, die er mit einer Donnerstimme brüllte, erhoben, den Ochsenschädel ergriffen, der ihm als Sitz diente. Er schien im Begriff zu sein, den Schädel seiner Frau damit zu spalten. Vielleicht würde er unter dem Einfluss der Worte Bocadros sich dafür entschieden haben, allein die Last des allgemeinen Abscheus auf seine Schultern zu nehmen, wenn er sich nicht noch zur rechten Zeit an das zu Rom vom Papst selbst geweihte Skapulier erinnert hätte.

Bocadro blieb phlegmatisch sitzen.

»Allerheiligste Jungfrau!«, schrie das Scheusal, indem sie

entsetzt vor dem schrecklichen Zorn ihres Mannes zurückwich. »Steht Ihr mir nicht bei, Señor Bocadro?«

»Hm!«, machte der Bandit, ohne sich zu rühren. »Ihr kennt das Sprichwort, verehrungswürdige Señora, zwischen Baum und Rinde – Was zum Teufel! – Kleine eheliche Zwiste ...«

»Dass das nicht noch einmal vorkommt! Es gibt hier nur zwei Anführer«, sagte Arroyo plötzlich besänftigt, »und ehe ich El Gaspacho empfange, wirst du noch einen Auftrag ausführen.«

»Welchen?«, fragte die Frau, die einen Augenblick die Absicht hatte, sich in dem Maße hörbar zu machen, wie ihr Mann an Heftigkeit nachließ. Sie widerstand jedoch dieser Versuchung.

»Er dient zur Ausführung eines prächtigen Planes, den ich entworfen habe«, unterbrach sie Bocadro.

»Ach! Wenn Ihr nur so viel Mut hättest, wie Ihr Schlauheit besitzt!«, sagte das Mannweib verächtlich.

»Bah, Arroyo hat Mut für uns beide.«

»Soll das etwa heißen, dass du Verstand für uns beide hast?«, unterbrach ihn der Guerillero, der seinen Zorn an irgendjemandem auslassen wollte, der kein vom Papst in Rom geweihten Poncho trug.

»Gott behüte mich, so etwas zu denken!«, erwiderte Bocadro mit schmeichelndem Ton. »Du bist ebenso tapfer wie gescheit.«

»Frau!«, nahm Arroyo das Wort, »geh und frage den neuen Gefangenen aus, den wir vor drei Tagen machten, um endlich seine Absicht zu wissen.«

»Das Vieh singt immer dieselbe Melodie«, sagte die alte Schachtel Arroyos ärgerlich, »dass er nämlich in Diensten

Don Mariano Silvas stehe und dass er eine Botschaft an den aufgebrachten Oberst Tres-Villas zu überbringen habe.«

Bei diesem verabscheuten Namen bedeckte eine finstere Wolke die Stirn Arroyos.

»Versuche zu erfahren, worin die Kunde besteht«, sagte er.

»Er behauptet, sie sei ohne alle Aussagekraft. Und weißt du, Mann, was ich in der Tasche seiner Joppe gefunden habe, als ich ihn durchsuchen ließ?«

»Eine Phiole mit Gift, vielleicht?«

»Ein kleines, sorgfältig versiegeltes Päckchen. Darin fand ich in ein parfümiertes Batisttaschentuch eingehüllt eine schwarze, sehr lange und sehr schöne Haarflechte.«

»Ach, wirklich! Und was habt Ihr damit gemacht?«, fragte Bocadros höhnisch.

»Habe ich nicht ebenso langes und ebenso schwarzes Haar?«, entgegnete das Mannweib in einem gereizten Ton. »Und was ich damit gemacht habe, schöner Herr? Ich habe sie dem Liebesboten ins Gesicht geworfen, denn das ist ein Unterpfand, das er ohne Zweifel an diesen Teufelsoberst überbringen soll.«

»Hat der Bote die Zöpfe wieder aufgenommen?«, fragte Bocadro.

»Ja, mit größter Übereilung.«

»Die Sache wird immer besser!«, erwiderte Bocadro. »Ich hatte mir erst vorgenommen, den Verkündern zu bestechen und ihn zu vermögen, dem Oberst ein Rendezvous zu geben, wo anstatt derer, die er erwartete, ein Dutzend unserer Frevler über ihn hergeflogen wären, um sich seiner lebend zu bemächtigen. Die Posse war noch zweifelhaft, jetzt aber können wir ihn mit diesem Liebespfand überall hinführen,

ohne dass er Verdacht schöpft. Lasst nur den Mann kommen und ich übernehme das Weitere. Was werden wir mit dem Obersten Tres-Villas anfangen, Arroyo?«

»Wir braten ihn bei langsamem Feuer, wir schinden ihn lebendig«, antwortete der Bandit mit einem Ausdruck wilder Freude.

»Und deine Frau wird ein gutes Wort für ihn einlegen«, warf Bocadro ein.

»Wir brutzeln ihn in ruhigem Brand! Wir pellen ihn frisch!«, schrie die Megäre.

Und dabei stieß sie ein Gelächter aus, das ihre Verachtung für so armselige Mittel der Höllenpein ausdrücken sollte. Dann verließ sie das Zelt ihres Mannes, und der unter dem Namen El Gaspacho angemeldete Bote trat jetzt ein. Dies war ein langer Halunke, dünn wie die Klinge eines Degens, mit unverschämten und gemeinen Gesichtszügen. Seine Haare fielen in langen Strähnen gerade und struppig auf seine Schultern, den im Rauch geschwärzten, ledernen Riemen nicht ganz unähnlich.

»Sprich, du Überbringer unglücklicher Neuigkeiten«, sagte Arroyo mit einem finsternen Blick, unter dem Gaspacho trotz seines Panzers aus Unanständigkeit erschauderte.

»Ich habe auch gute Nachrichten, Señor Capitano«, polterte der Bandit heraus.

»Teile uns zuerst die bedenklichen mit.«

»Wir sind nicht zahlreich genug, um einen Sturm auf den Bau der Schakale unternehmen zu können. Deswegen bin ich abgesandt, um von Eurer Herrlichkeit Verstärkung zu erbitten.«

»Wer schickt dich? Der Leutnant Lantejas?«

»Lantejas wird niemanden mehr schicken. Seit diesem

Morgen ist sein Kopf am Tor der Hazienda ausgestellt.«

»Teufelsloch!«, brüllte der Guerillero.

»Übrigens ist es sein Kopf nicht allein, es sind noch die von Salinas und Tuerto neben dem seinen, ohne Matavidos und Pigneto zu rechnen, die gefangen genommen und lebend an den Beinen an den Zinnen der Hazienda aufgehängt worden sind. Aus Mitleid haben wir aus der Ferne mit Büchsenschüssen ihrem Leben ein Ende gemacht, um ihre Leiden abzukürzen.«

»Desto übler für sie! Warum lassen sie sich lebendig gefangen nehmen?«

»Das habe ich ihnen auch gesagt. Ich habe ihnen zugerufen, dass Ew. Herrlichkeit sehr brummig sein würden. Sie schienen sich aber nicht viel darum zu kümmern«, fügte El Gaspacho mit grinsender Miene hinzu.

»So seid Ihr nur noch vierundvierzig?«

»Verzeihung! Vier andere sind im Hof aufgehängt worden, diese haben es nicht nötig gemacht, unser Pulver zu verpuffen, um sie zu erlösen.«

»Zehn Mann weniger!«, sagte Arroyo wütend mit dem Fuß aufstampfend. »Soll ich diese Bande auch einbüßen, wie die erste? Teile uns jetzt die guten Meldungen mit.«

»Gestern Abend näherte sich ein Reiter der Hazienda del Valle so ganz ohne alle Umstände, als wenn er nur nötig hätte, sich zu zeigen und dann hineinzuspazieren. Als er unseren Vorposten zu Gesicht bekam, stürzten die beiden Männer über ihn her. Es gelang dem Fremden erst nach einem lebhaften Widerstand zu fliehen. Runzelt nicht die Stirn, Señor Capitano! Die beiden Wachen sind damit davongekommen, dass dem einen die Schulter durch einen Pistolenschuss zerschmettert wurde, der andere mit einem

Sturz vom Pferd. Von dem Letzteren zu hart bedrängt, ergriff ihn der royalistische Reiter, riss ihn aus dem Sattel und warf ihn zur Erde nieder, wie eine Nuss, deren Schale man zerbrechen will. Er ist zwei Stunden ohnmächtig geblieben.«

»Ich kenne nur einen Mann, der stark genug wäre, einen ähnlichen Ulk zu vollführen«, sagte Bocadros erbleichend, »so hat er Antonio Valdes getötet? Es ist der aggressive Tres-Villas.«

»Ja, der ist es auch, denn Pepe Lobos hat das Schnauben seines Pferdes vernommen, das er an dem Tag ritt, als er ihn mit Euch zusammen fast bei Las Palmas gefangen genommen hätte, und er hat auch ganz genau den Reiter an seinem Wuchs und seiner Stimme wiedererkannt, obgleich es Nacht war. Zehn Leute haben sich sogleich zu seiner Verfolgung aufgemacht und der Oberst kann zur jetzigen Stunde schon gefangen sein.«

»Heilige Jungfrau! Ich verspreche dir eine Kerze, groß wie ein Palmenbaum, wenn dieser Mann in unsere Hände fällt«, sagte der Anführer der Galgenstricke.

»Wie ein Palmenbaum groß! Wohin denkst du denn?«, rief Bocadros.

»Schweig doch! Das geschieht bloß, um sie zu kirren«, entgegnete Arroyo flüsternd.

»Mag er nun diesmal entwischen oder nicht, wir haben ihn doch sicher. Ich stehe dir dafür«, fügte Bocadros hinzu. »Wenn ich von seiner Geschichte recht unterrichtet bin, so kann man ihn mit der Botschaft, die ihm der Gefangene überbringen soll, an das Ende der Welt locken.«

Als er geendet hatte, stürzte das Frauenzimmer Arroyos mit ebenso von Furor entstelltem Gesicht wie das erste Mal

wieder in das Zelt.

»Der Käfig ist leer, der Vogel ist ausgeflogen!«, schrie sie, »und mit ihm der Wächter, dem ich ihn übergeben hatte, der nichtswürdige Juan El Zapote!«

»Blut und Donner!«, heulte Arroyo, »dass man sogleich den Flüchtlingen nachsetze! Holla!«, fuhr er fort, indem er eine Seitenwand seines Zeltes aufhob, »zwanzig Kerle auf die Pferde! Durchsucht die Gehölze und die Ufer des Flusses, und bringt die beiden Flüchtlinge an Händen und Füßen gebunden, vorzüglich aber lebend zurück.«

Während die drei Personen sich noch verblüfft anstarrten, fand eine große Bewegung im Lager statt, wo jeder in seiner Leidenschaft, der Erste zu sein, mit dem anderen wett-eiferte.

»Tod und Teufel! Wenn der Oberst dem Kesseltreiben de-  
rer entgeht, die jetzt auf seiner Spur sind, und wenn die an-  
deren den Unglücksboten nicht wieder erwischen können,  
dann gute Nacht mit allen meinen Plänen!«, rief Bocadro.  
Während das Weib Arroyos hinaustrat, um den Abgang  
der Reiter zu beschleunigen, sagte er zu jenem: »Es ist ei-  
nerlei, bleibt uns doch immer noch zur Entschädigung die  
Hazienda San Carlos.«

»Ja, ich habe Zerstreuung nötig«, entgegnete Arroyo mit  
einem wilden Lachen, »diesen Abend wollen wir uns lustig  
machen, morgen aber einen wütenden Sturm auf die Höhle  
der spanischen Räuber unternehmen und keinen Stein die-  
ser verdammten Hazienda del Valle auf dem anderen las-  
sen.«

»Ja, die ernste Problematik morgen«, fiel Bocadro ein, sich  
die Hände reibend, »unsere Leute sind zum Aufbruch be-  
reit«, fügte er hinzu, einen Blick hinauswerfend. »Wenn du

meinem Rat folgen willst, so schicke statt zwanzig nur zehn, das ist genug, um die beiden Schurken aufzustöbern. Die Verstärkung, die sogleich zur Hazienda del Valle gesandt werden muss, mit eingerechnet, bleiben uns zu wenige Leute im Hauptquartier.«

Arroyo fügte sich der Ansicht seines Kumpans. Von den zwanzig Mann, die zum Aufbruch bereit waren, las er die zehn Bestberittenen aus, die anderen erhielten die Order, sich nach del Valle zu wenden. Da ihr Aufbruch aber weniger eilig war, sprengten die Reiter, denen die Verfolgung des Boten und Juan El Zapotes aufgetragen war, zur Furt der Ostuta. Man vermutete, dass die Flüchtigen einen Rückzugsort in dem dichten Gehölz suchten, womit das linke Ufer des Flusses bedeckt war, nachdem sie in der Nacht durch den Fluss geschwommen waren.

## Kapitel 2 Der tollkühne Oberst

Der Teil des Berichts El Gaspachos, der sich auf den Obers-ten Tres-Villas bezog, lässt keinen Zweifel über den Zweck, zu welchem die acht Retter sich zu einer Beratung in einer Lichtung des Waldes der Ostuta zusammengefunden hatten, aufkommen.

Dies waren die Soldaten Arroyos, die sich zu einer Verfol-gung aufgemacht hatten, während es, wie man sich aus den Worten Gaspachos erinnern wird, zehn sein sollten, waren es nur acht.

Bevor wir zur Erklärung dessen schreiten können, wie es sich zugetragen, dass sich ihre Zahl so vermindert hatte,

müssen wir bis zu dem Augenblick zurückkehren, in dem Don Rafael das Schlachtfeld von Huajapam verlässt.

Als die Siegesgesänge der Soldaten Trujanos verstummt waren, überlegte Don Rafael, dass er, um allein seine Reise von fast dreißig Stunden durch ein fast ganz insurgiertes Land zu machen, zu gewissen Vorsichtsmaßregeln seine Zuflucht nehmen dürfe, von denen seine Sicherheit abhing.

Seine gestickte Uniform, sein Helm, kurz seine ganze Ausrüstung waren ganz dazu angetan, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zu ziehen. Zudem war er noch schlecht bewaffnet. Sein langer Dragonersäbel zerbrach während des Kampfes und es war dringend notwendig alles abzuhelfen.

Er konnte es ebenso wenig wagen, zu seinem Zelt zurückzukehren, um sich neue Waffen zu holen und seinen Anzug zu wechseln, wie er hoffen konnte, dass es noch nicht wie alles im royalistischen Lager ausgeplündert sei. Dessen ungeachtet begab sich Don Rafael wieder zurück, in der Hoffnung, auf dem Schlachtfeld das, was er nötig hatte, zu finden. Seine Mutmaßung täuschte ihn kaum.

Ohne sich den Insurgenten so nahe zu wagen, dass er Gefahr lief, von Neuem angefallen zu werden, fand der Oberst weit auf dem von Huajapam entfernten Punkt, wo er und Caldelas den Stoß Morelos' aufzuhalten gehabt hatten, einen zweischneidigen Degen, durch den er den seinen ersetzte. Er vertauschte dann seinen Helm mit dem Filzhut eines Insurgenten, dessen innere Wandung aus einem schmutzigen Lumpen bestand, der die Worte enthielt: *Freiheit oder Tod!* Er zerriss den Lappen, trat ihn unter die Füße und stülpte den Hut auf.

Statt seiner Uniform als Kavallerie-Offizier zog er die Ja-

cke eines Infanteristen an. Nach dieser Ausstattung schlug er, obwohl sein Aufzug durch seine Zusammenstellung ziemlich merkwürdig war, nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass seine Pistolen im guten Zustand in den Holstern steckten und seine Patronentasche gefüllt war, den vorigen Weg wieder ein und trieb entschlossen sein Pferd an.

Wir übergehen die Einzelheiten aller der Vorsichtsmaßregeln, die der Oberst nehmen wollte, um nicht in die Hände des Teils der Insurgenten, der das flache Land durchzog, zu fallen, führen aber noch an, dass er nur des Nachts reiste.

Selbst das Reisen bei Nacht bot kein hinreichendes Mittel für seine Sicherheit dar. Der Oberst hatte mehr als ein Mal seiner Kaltblütigkeit bedurft, um sich aus misslichen Lagen zu ziehen.

Am Abend des dritten Tages nach seiner Abreise war er in der Dämmerung in die Nähe seines Besitztums gekommen und hoffte nun in einigen Minuten in Sicherheit zu sein, als zwei Posten der Bande Arroyos, die del Valle belagerte oder eigentlich blockierte, ihn bemerkten und sich auf ihn stürzten, um ihn gefangen zu nehmen.

Arroyo hatte befohlen, auf diese Weise beim Anblick eines jeden zu verfahren, der sich in der Nähe der Hazienda sehen ließe.

Ohne zu wissen, dass er mit den Soldaten des Guerilleros handgemein geworden war, den er von der Erde zu vertilgen geschworen hatte, war Don Rafael dennoch nicht der Mann, von irgendjemand einen so ungestümen und unhöflichen Angriff hinzunehmen. Wir wissen schon, wie es den beiden Angreifern erging, nur hatte El Gaspacho die Wahr-

heit in seinem Bericht ein wenig geschmückt.

Dem einen war die Schulter so nahe am Herzen zerschmettert worden, dass er seinen Geist aufgab, und was den anderen betrifft, so hatte der Oberst, bevor er ihn so unsanft zur Erde warf, die vorläufige Vorsicht gebraucht, ihm seinen Dolch zwischen die Schultern zu bohren.

Bei diesen Vorsichtsmaßregeln, sich vor der Geschwätzigkeit der beiden Banditen zu schützen, hatte der Oberst aber unglücklicherweise durch das Abfeuern seiner Pistole Alarm gemacht. Da die Belagerer den Befehl hatten, Tag und Nacht eine Anzahl Pferde vollständig gesattelt und gezäumt bereitzuhalten, so warfen sich ein Dutzend Reiter in den Sattel, als sie den Schuss vernahmen.

Der Oberst hatte einen Augenblick gezögert, unentschlossen, ob er seinen Weg fortsetzen oder wieder umkehren sollte, um dann zurückzukehren, wenn die Nacht dunkler geworden wäre. Dieser eine Augenblick der Unentschlossenheit war schuld daran, dass die Reiter, die sich auf seine Verfolgung gemacht hatten, ihn bemerkten konnten. Einer unter ihnen, Pepe Lobos, erkannte ihn, ungeachtet der ziemlich vorgerückten Tageszeit zuerst an seiner Haltung und seinem Wuchs, dann auch an dem Schnauben seines Pferdes wieder.

Der Hass, den Arroyo gegen den Oberst gefasst hatte, war dessen Rettung. Einige Karabinerschüsse hätten ohne Zweifel seiner Laufbahn ein Ziel gesetzt, wenn nicht die Hoffnung auf eine ansehnliche Belohnung, die der wilde Bandit dem versprochen hatte, der ihm den Obersten lebend überlieferte, die Reiter bewogen hätte, seine Gefangenahme zu versuchen.

Der Oberst ergriff bei ihrem Anblick die Flucht in der be-

gründeten Hoffnung, in der Mitte des Waldes, den er so eben verlassen hatte, einen für sein Pferd undurchdringlichen Schlupfwinkel zu finden. Er trieb sein Pferd heftig an und so gelang es ihm, vor seinen Verfolgern die krumme, mitten durch den Wald angelegte Straße nach Huajapam zu erreichen. Er jagte auf dieser Straße im gestreckten Galopp zurück. Als er glaubte, genug Vorsprung vor seinen Verfolgern erreicht zu haben, sprengte er in das tiefe Dickicht und hielt keinen Moment an, bis es ihm unmöglich war, in dem Unterholz, das ihm den Weg versperrte, weiter vorzudringen. Er sprang nun vom Pferd, zog dasselbe hinter sich her und gelangte an ein sehr dichtes Gebüsch, wo er es anband.

Dann beschäftigte er sich damit, eine Stelle aufzufinden, die ihm als Lager dienen könnte und auf dem er sich, ohne von seinen Feinden bemerkt zu werden, im Fall sie ihre Verfolgung fortsetzen sollten, einige Zeit ausruhen konnte.

Eine herrliche Zeder, deren dichtes Blattwerk, für das Auge undurchdringlich war, befand sich in der Nähe. Er beschloss, hinaufzuklettern. Obwohl er den ungeheuren Stamm nicht umspannen konnte, um bis in die Zweige zu klettern, so gelangte er dahin mithilfe einiger starken Lianen, die wie Tauwerk vom Gipfel des Baumes bis auf die Erde herabhingen.

Der Oberst platzierte sich so bequem wie möglich zwischen zwei dicke Zweige und beschloss dort den Tag zu erwarten, um einen Entschluss zu fassen. Er hoffte, dass entweder seine Feinde die Spur verlieren und dann von einer Verfolgung absehen würden, oder dass sie, um ihn zu umzingeln und den Rückzug abzuschneiden, von den Pferden steigen und sich trennen würden, indem sie zu zweit gin-

gen.

In diesem letzteren Fall traute er sich hinter Bäumen gedeckt und durch das Dickicht geschützt, genug Kraft und Mut zu, um nicht zu verzweifeln, sie Mann für Mann niederzumachen.

Die Nacht war angebrochen und der Mond verbreitete vom Gewölbe des gestirnten Himmels herab seine Helligkeit. Einige Strahlen, die sich durch das dichte Laubwerk stahlen, warfen in das Versteck Don Rafaels' ein schwaches Licht, der Abenddämmerung ähnlich, wenn ihre letzten Lichtwellen im Begriff sind, zu verschwinden.

Der Oberst horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf das leiseste Geräusch, das er zu vernehmen glaubte. Alles blieb, mit Ausnahme des Säuselns des Windes in den Blättern der Bäume und dem entfernten Bellen des Schakals, der Stimme des Spottvogels und dem leichten Rascheln einer Eidechse auf den dürren Blättern, ruhig und still.

Die frische und balsamische Luft, die Don Rafael einatmete, der Schleier der Nacht, der ihn rings umgab, diese großartige und feierliche Stille, die um ihn her herrschte, alles schien ihn einzuladen, sich den Annehmlichkeiten des Schlummers in die Arme zu werfen. Er fühlte seine Augenlider nach und nach schwerer werden und bald bemächtigte sich eine unwiderstehliche Mattigkeit seines ganzen Körpers.

Der durch die Ermattungen des Körpers und der Seele Erschöpfte bedarf der Ruhe, die gütige Vorsehung sendet ihm den Schlummer, um seine Kräfte zu ersetzen. In ihrer unaußprechlichen Güte sendet sie ihn auch manchmal dem Verurteilten in der seiner Hinrichtung vorangehenden Nacht, und nur in ihr kann man sich den tiefen Schlaf ge-

wisser Eroberer erklären, die am nächsten Morgen die Herrschaft der Welt dem zweifelhaften Glück einer Schlacht anheimstellen.

Ohne gerade sehr besorgt zu sein, glaubte der Oberst doch, dass es die Klugheit erfordere, sich wach zu halten. Lange Zeit kämpfte er gegen den Schlaf, jedoch vergebens. Der Schlaf war der Stärkere. Nur wickelte er um einen starken Zweig des Baumes und um seinen Leib einen langen seidenen Gürtel, wie ihn noch heutzutage in jenem Land die Offiziere desselben Ranges tragen. Klugerweise hatte er sich diesen aufbewahrt und unter der Jacke verborgen.

Kaum sicherte er sich auf diese Weise gegen die Gefahren eines Herabfallens, als er auch sogleich auf seinem Baum in einen tiefen Schlaf versank.

Der größte Teil der Leute, die bei Arroyo Dienste genommen hatten, bestand aus Landleuten, die von klein auf dazu angewiesen waren, auf dem Boden alle Arten von Eindrücken zu unterscheiden. Wenn es nicht Nacht gewesen, wären sie gewiss nicht an der Stelle vorbeigeritten sein, wo der Oberst plötzlich die gebahnte Straße verlassen hatte, um sich in das Dickicht zu werfen, ohne sie zu bemerken. Bei dem ungewissen Licht des Mondes, das den Pfad nur durch die Lücken des Laubes beschien, waren die Person des Obersten und die Spuren seines Pferdes ihren Augen unsichtbar.

Schon waren sie eine tüchtige Strecke über die ersten Gebüsche hinaus, hinter denen Don Rafael verschwunden war, als sie instinktiv anhielten. Wenn sie alle zusammen in den Wald eindrangen, vergaben sie sich jeder Möglichkeit, den zu finden, den sie verfolgten, und deshalb trennten sie sich, wie es der Oberst vorausgesehen hatte, und drangen

zu zweit in den Wald.

Sie bestimmten sich ein Gebiet zum Absuchen und trennten sich, nachdem sie noch untereinander verabredet hatten, sich nach Verlauf einiger Stunden in der Lichtung, nahe bei dem Weg, wo sie eben vom Pferd stiegen, zu treffen, um ihre Treibjagd zu beginnen.

Wenn auch mit großer Vorsicht, die der schreckliche Ruf, dessen Don Rafael genoss, zu rechtfertigen schien, so erfüllten sie doch im Anfang ihre Aufgabe ziemlich gewissenhaft. Nach und nach, als der erste Eifer ein wenig verraucht war, tauchte fast zu gleicher Zeit in allen derselbe Gedanke auf. Alle hatten gesehen, mit welcher entsetzlichen Leichtigkeit derselbe sich zweier von ihnen entledigte, und sie sahen ein, wie unrecht sie getan hatten, ihre Kraft durch eine derartige Teilung zu zersplittern. Da sie nun aber nicht daran denken konnten, sogleich wieder zur Lichtung, die ihnen als Sammelplatz bestimmt war, zurückzukehren, bevor - um wenigstens den Schein zu retten - ein genügender Zeitraum verstrichen wäre, setzten sie ihre Nachforschungen mit sichtbarer Nachlässigkeit fort.

»Caramba! Der herrliche Mondschein!«, sagte Pepe Lobos zu seinem Gefährten. »Das lässt mich daran denken ...«

»Dass uns der Oberst kommen sehen könnte?«, unterbrach ihn sein Gefährte.

»Ah bah! Dieser Teufelskerl ist nicht aufzufinden und ich dächte, da man hier wie am hellen Tage sieht, lehrtest du mich nur das, worauf du mich schon so lange hoffen lässt, ich meine das Kunststückchen mit dem Volteschlagen. Ich habe gerade ein neues Kartenspiel in der Tasche.«

»Das geht leichter mit einem ganz alten Spiel, da ich ein Stück darauf halte, dir gefällig zu sein. Und da doch, wie

du sehr richtig sagtest, der Teufelskerl unauffindbar ist, füge ich mich deinen Wünschen, aber nur für kurz.«

»Ohne Zweifel nicht länger als nötig ist, ein wenig zu misschen ...«

Die beiden Insurgenten setzten sich in das weiche Moos, an einen Ort, wohin der Mond sein volles Licht warf. Pepe Lobos zog sein Spiel Karten aus der Tasche und der Unterricht begann. Er dehnte sich durch den Eifer des Lehrers und die Gelehrigkeit des Schülers so maßlos aus, dass dem Obersten in seinem luftigen Bett vollkommen die Zeit blieb, alle die Träume, die seine Fantasie ihm vorgaukelte, zu durch Leben, ehe sie daran dachten, seinen Schlaf zu stören. Seit einiger Zeit befleißigten sich zwei andere einer ähnlichen Artigkeit gegen Don Rafael.

»Also, Suarez«, sagte der Erste der beiden Männer, »es sind ja wohl fünfhundert Piaster, nicht wahr, die der Hauptmann dem versprochen hat, der den Obersten leben-dig einliefert?«

»Ja, fünfhundert Piaster, ein hübsches Sümmchen!«

»Hat der Hauptmann auch eine Belohnung versprochen für den Fall, dass man sich einen Arm oder ein Bein zer-schmettern lässt, ohne seinen Zweck zu erreichen?«

»Dass ich nicht wüsste. Wenn man ihm indessen ein Zeugnis in aller Form beibrächte ...«

»Vom Obersten?«

»Gewiss!«

»Höre, Freund Suarez! Du hast Familie und ich bin Jung-geselle, ich glaube dir unrecht zu tun, wenn ich dir die Gelegenheit nähme, die fünfhundert Piaster zu verdienen. Ich überlasse dir als guter Kamerad die Möglichkeit ganz allein, diesen Teufelsobersten zu fangen, der einen Reiter zu

Boden wirft, wie ein anderer eine junge Ziege von sechs Wochen, oder wenigstens die, ein Zeugnis in aller Form von ihm zu verlangen.«

Bei diesen Worten warf sich der Bandit in das Gras.

»Ich habe nun seit zwei Nächten nicht mehr geschlafen«, fügte er hinzu, »ich falle vor Müdigkeit um. Wenn du den Obersten gefangen hast, komm zurück und wecke mich, vergiss es aber nicht, sonst schlafe ich bis zum hellen Tag.«

»Hasenherz!«, erwiederte Suarez. »Ich werde mir den Preis ganz allein verdienen.«

Suarez war noch nicht aus dem Bereich seines Gefährten, als dieser schon wie eine Ratte schnarchte.

Von zehn hatten also jetzt schon drei die Verfolgung aufgegeben, während sich an einem anderen Ort folgendes Gespräch zwischen zweien entspann.

»Teufel! Das ist ein lächerlicher Mond mit seiner Helligkeit!«, sagte der Erste, indem er ganz das Gegenteil von dem am Mondlicht auszusetzen hatte, wie Pepe Lobos, der diese Helligkeit so günstig für ein Spielchen fand. »Dieser verdammte Oberst braucht uns nur zu sehen!«

»Die Wahrheit wäre«, entgegnete der Zweite, »dass wir dabei zu kurz kämen, denn er würde gleich Reißaus bei unserer Annäherung nehmen.«

»Hm! Ich weiß nicht. Er sieht mir gar nicht so aus, als ob er das Ausreißen liebte!«

»Hast du gesehen, mit welcher Kraft er Panchito Jolas aus dem Sattel gerissen hat?«

»Ich bin schon mehrere Male mit dem Pferd gestürzt und befindet mich darum um nichts schlimmer. Es läuft mir aber noch ganz eiskalt über den Rücken, wenn ich an den Sturz des armen Jolas denke. Heilige Muttergottes! Hast du nichts

gehört?»

Die beiden Banditen spitzten die Ohren, mehr als Don Rafael erschreckt, der ungestört auf seinem Baum weiterschlief.

Es war nichts weiter als ein blinder Alarm. Die beiden Banditen hatten so treuherzig den Schrecken verraten, den ihnen der schreckliche Oberst einflößte, dass sie, nachdem nun die Maske, unter welcher einer den anderen zu täuschen gesucht hatte, gefallen war, übereinkamen, klugeweise die Lichtung, die ihnen zum Rendezvous bestimmt war, so schnell wie möglich aufzusuchen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzten, den zu finden, den sie suchten.

Die vier anderen setzten ihre Nachforschungen mit so viel Nachlässigkeit fort, wie die Furcht, die ihnen der Mut und die athletische Kraft Don Rafaels eingeflößt hatte, vollständig rechtfertigte, sodass nach drei oder vier Stunden von den zehn Reitern sich acht wieder in der Lichtung einfanden, ohne dass einer glücklicher gewesen wäre als der andere.

Der Grund der Abwesenheit der beiden anderen war ganz einfach. Als Suarez es über sich genommen hatte, ganz allein die versprochene Belohnung zu verdienen, hatte er mit ruhigem Blut darüber nachgedacht, warum er, da sein Gefährte, der noch Junggeselle war, so viel Sorge für seinen Leichnam trug, in seiner Eigenschaft als Familienvater sein Leben möglicherweise in die Schanze schlagen sollte. Glücklich, einen Beweis seiner ungeheuren Courage, der ihn nichts kostete, gegeben zu haben, legte sich Suarez hundert Schritte von seinem Gefährten entfernt nieder, um mit Muße an seine Frau denken zu können, indem er sich heimlich Glück wünschte, ihre üble Laune diesen Abend

auf seinem Moosbett nichts ertragen zu brauchen. Er nahm sich vor, seinen Genossen später zu wecken und ihm seine Feigheit derb vorzuhalten.

Unglücklicherweise hatte er die Rechnung ohne den Wirt gemacht, der ihn gegen seinen Willen beschlich, der Schlaf nämlich, ein ebenso tiefer Schlaf, wie der seines Kameraden. Beide schliefen nun ganz fest, während ihre acht Genossen, nachdem sie vergeblich ihre Rückkehr erwartet hatten, eine Beratung abhielten, welche die Nachforschung dieses Mal ernster machen sollte.

Der Mond, der seit einiger Zeit untergegangen war, beleuchtete die auf der Lichtung versammelten Banditen nicht mehr. Ihre abgenutzten Kleidungsstücke, die in den Biwaks unter freiem Himmel beschmutzt wurden, ihr halb militärischer, halb bäuerlicher Anzug sowie ihre finsternen Gestalten gewährten beim Schein der herrschenden Dämmerung einen zugleich schrecklichen und malerischen Anblick.

Während die zehn Pferde um sie herum ihren Hunger zu stillen suchten, indem sie die Blätter der Büsche abrissen, ihre Gebissstangen verhinderten ihre magere Kost zu zerermalmen, lauschten die acht Reiter, die Patronentasche am Gürtel, den Karabiner auf den Knien und den Dolch im Knieband ihres Stiefels, auf die Rede Pepe Lobos'.

»Suarez und Pacheco werden nie wiederkommen«, sagte er. »Es liegt ja wohl klar auf der Hand, dass dieser Oberst des Beelzebubs sie in der Stille mit seinem Dolch abgemurkst oder zu Brei geschlagen hat, wie den armen Panchito Jolas. Obwohl wir das Gehölz die ganze Nacht durchstreift haben, ohne etwas Verdächtiges zu finden ...«

»Wir haben mit dem größten Eifer gesucht«, unterbrach

ihn einer der beiden Insurgenten, der eine so große Furcht hatte, mit dem Obersten zusammenzutreffen.

»Das haben wir alle getan, zum Donnerwetter!«, erwiderete Pepe Lobos. »Fragt meinen Gefährten. Obwohl sich der Oberst unseren eifrigen Nachforschungen zu entziehen gewusst hat, so beweist doch die Abwesenheit zweier der Unsrigen aufs Klarste, dass er diesen Teil des Waldes, in dem er sich verbirgt, noch nicht verlassen hat. Sobald der Tag anbricht, werden wir von Neuem die Spur seines Pferdes aufsuchen und genau den Ort erforschen, wo er die Straße verlassen hat. Ist das nicht euer aller Meinung?«

Ein allgemeiner Beifall antwortete der Frage Pepe Lobos'.

»Jetzt«, fügte er hinzu, »vor allem Rache, Rache! Zum Teufel mit der Prämie von fünfhundert Piastern für den, der den Obersten lebend gefangen nimmt. Wir müssen ihn tot erwischen.«

»Vielleicht bewilligt der Hauptmann die Hälfte der Prämie«, warf einer der Banditen ein.

»Wenn wir erst bestimmt den Ort wissen, wo er den Weg verlassen und sich ins Dickicht geschlagen hat, teilen wir uns in zwei Abteilungen von je vier Mann. Die Erste verfolgt den Weg zu der Ostuta, die Zweite kommt von der Ostuta herauf und wendet sich zu der Straße in einer vorher bestimmten Richtung. So nehmen wir den Mann zwischen uns, und der Erste, der ihn bemerkt, gibt auf ihn Feuer, wie auf einen tollen Hund. Wenn ihm dann noch ein Fünkchen Leben bleibt, so ist die Prämie unser.«

Die Ansicht Pepe Lobos' erhielt einstimmigen Beifall und man kam überein, dass sich mit Anbruch des Tages alle auf den Weg machen sollten, um das Terrain zu untersuchen und die letzten Spuren der Hufe des Pferdes Don Rafaels

aufzufinden.

Der Aufgang der Sonne ließ weniger lange auf sich warten, als die Rückkehr Suarez' und Pachecos, die noch immer schliefen. Ihre ersten Strahlen vergoldeten kaum die Gipfel der höchsten Palmen, als die acht Banditen, über den Weg, der von Huajapam zu der Furt der Ostuta führte, zerstreut, auf dem Boden die am vorhergegangenen Abend zurückgebliebenen Spuren ihrer Pferde von denen des Pferdes Don Rafaels zu unterscheiden suchten.

Das war keine leichte Sache, denn der von den Hufen der elf Pferde, die einige Stunden zuvor auf derselben Straße in rasendem Galopp dahingebraust waren, zertretene und zerstampfte Boden bot nur unförmliche Spuren dar. Ein Europäer hätte es niemals unternommen, die einzelnen Spuren eines Pferdes zu suchen, die mit so vielen anderen untermischt waren. Für mexikanische Hirten, Gauchos von Chili, oder für Landleute aus jedem anderen Teil Amerikas war dies nur eine Sache der Geduld.

Weniger als eine halbe Stunde genügte für Pepe Lobos, der die Höhe des Weges untersuchte, das zu finden, was er suchte. Er rief seine Kameraden herbei, ihnen die Spuren zu zeigen, die er gefunden hatte.

Mitten unter den Spuren, aus denen jeder die seines Pferdes heraus erkannte, ließen eine schräge, auf dem Boden ausgehöhlte Linie, ein Grashalm, der auf der grünen Linie, welche den Pfad einfassste, zertreten war, ein in Mannshöhe eines Reiters abgebrochener Zweig den Banditen keinen Zweifel mehr, dass genau an dieser Stelle der Oberst den Weg verlassen und sich in das Dickicht gewendet habe.

Zur selben Zeit durchwatete das von Arroyo zur Verfolgung der beiden Flüchtlinge ausgesandte Kommando die

Furt des Flusses und fasste einige Minuten später auf dem linken Ufer Posten, als es sah, dass vier Reiter auf dem Pfad, der das Gehölz durchschnitt, auf sie zukamen.

Diese vier Reiter waren die, welche nach dem Vorschlag Pepe Lobos' die Spur des Obersten quer durch das Gehölz von der Ostuta bis zur Straße nach Huajapam verfolgen sollten.

Die beiden Gruppen erkannten sich sogleich, aber der Anführer des zuerst Angekommenen, ein alter aus Neu-Mexiko gebürtiger Soldat, der lange Zeit hindurch dort die wilden Indianer bekämpft hatte und alle Kriegslisten kannte, hielt es doch für gut, sich das der Bande von Arroyo gegebene Losungswort nennen zu lassen. Als ihm nun kein Zweifel übrig blieb, ließ er sich durch die neu Angekommenen belehren, wie sie, anstatt sich bei der Hazienda del Valle zu befinden, zu dieser frühen Stunde dazu kämen, die Wälder zu durchstreifen.

»Ah«, sagte er, »ihr sucht den Oberst Tres-Villas! Drei Flüchtlinge statt zwei! Das wird ein lustiger Tag!«

Der alte Wachtmeister billigte die Taktik Pepe Lobos' und bildete ein nettes Kommando von fünf Mann, die in einer entgegengesetzten Richtung in den Wald dringen sollten, während er selbst mit den fünf Mann, die ihm nun noch blieben, es unternahm, in einer allen drei Gruppen entgegengesetzten Richtung vorzurücken.

Von diesem Augenblick an hatten die Banditen einen Anführer und zwar einen, der ebenso gewandt als unerschrocken war, der ihnen genaue Unterweisungen gab und bei ihnen den Mut wieder anfachte, der, wie wir gesehen haben, sie gänzlich verlassen hatte.

Der Befehl wurde aber beibehalten, den Obersten aus der

Ferne zu töten, wenn es zu gefährlich würde, sich ihm zu nähern. Nur die beiden anderen Flüchtlinge sollten nach dem Willen Arroyos lebend eingefangen werden.

Von jetzt an wurde die Lage Don Rafaels gefährlich. Die geringste Gefahr, die er lief, war die, fechtend zu sterben, wenn er nicht durch einen unglücklichen Zufall lebend in die Hände seiner unerbittlichen Feinde fiel.

Als der alte Refino, das war der Name des Kriegers, seine Anordnungen getroffen hatte, erwachte Don Rafael. Seine Augen waren in einem Moment vom Sonnenschein geblendet und er fragte sich noch, wo er sich befände, als er zwei Menschen bemerkte, die sich vorsichtig seinem Baum näherten.

### Kapitel 3 Die Flüchtlinge

Als der Oberst erwachte, fühlte er eine dumpfe Mattigkeit in den Gliedern, dass er erstaunte, in einer solchen Stellung länger als eine halbe Stunde geschlafen zu haben. Er fieberte heftig, vom Baum herabzusteigen, um sich durch Bewegung zu ertüchtigen. Beim Anblick der beiden Individuen, die auf seinen Schlupfwinkel zuschritten, hielt er es für ratsamer, ein wenig zu warten und fürs Erste leise die Knoten seines Gürtels, der ihn festhielt, zu lösen, ohne das verdächtige Benehmen der beiden Ankömmlinge aus den Augen zu lassen.

Diese schlichen, ohne auch nur die Gegenwart eines lebenden Wesens in so großer Nähe zu ahnen, dennoch behutsam vorwärts, blickten bald zur Rechten, bald zur Linken, als ob sie gehofft oder gefürchtet hätten, ein noch un-

sichtbares Detail zu entdecken. Ihr Aufzug war ziemlich wunderlich und besonders sehr wenig geeignet, um durch die Büsche zu schleichen, denn er bestand einfach aus Unterhose und Hemd.

Diese leichte Kleidung schien ganz durchnässt zu sein, obwohl die Nacht sehr trocken gewesen war, und jeder von ihnen trug ein ziemlich großes Paket in der Hand.

*Diese Leute, dachte der Oberst, suchen entweder jemanden oder fürchten, gesucht zu werden. Was aber von beiden?*

Er horchte und spähte noch aufmerksamer.

Ebenso wie an diesem Ort das dichte Laubwerk der Bäume Don Rafael günstig schien, um sich zu verbergen, so war es auch diesen beiden Männern zu behagen, und sie machten dort gleichfalls halt.

»Bleiben wir hier«, nahm der eine das Wort, »so lange, bis wir uns umgezogen haben.«

»Ich bin zufrieden, wir müssen uns beeilen«, entgegnete der andere. »Wir müssen bereits ein tüchtiges Stück der Straße nach Huajapam hinter uns haben.«

Beide setzten sich unter die Zeder, die dem Obersten zum Unterschlupf diente, und fingen schweigend und ohne zögern an, ihre durchnässte Kleidung abzulegen und andere, die sich in den Paketen befand, welche sie unter dem Arm trugen, anzuziehen.

»Also das da ist es, das seine Last Gold wert ist?«, fragte der eine und zeigte bei diesen Worten auf ein anderes Päckchen, das sein Gefährte sorgsam in der Tasche seiner Jacke verbarg.

»Ja. Du wirst sehen, dass du es nicht zu bedauern brauchst, eingewilligt zu haben, mir zu folgen und den Vorteil, den uns dies abwerfen wird, mit mir zu teilen. Die

Hauptsache bleibt immer, wie wir uns hier herauswickeln können, denn man wird sich bald auf unsere Verfolgung machen.«

»Das ist gewiss, man wird uns nicht finden, und wenn wir auf die Vorposten derjenigen meiner Kameraden stoßen sollten, welche die Hazienda del Valle blockieren, so werden sie noch nicht von meiner Flucht unterrichtet sein und ich werde ihnen weiß machen, dass ich den Auftrag habe, dich zu begleiten, um mit dir den Betrag des Lösegelds für einen Gefangenen zu erheben.«

»Und wenn man uns zum Lager zurückführt?«, entgegnete der andere.

»So werden wir dort gehängt. Aber ein wenig früher, ein wenig später, was tut es, ist das nicht die Bestimmung des Menschen?«, antwortete philosophisch Juan el Zapote, denn es war dies der Ex-Wächter des Boten Don Marianos und seiner Tochter, jetzt sein Gefährte auf der Flucht. »Ich fühle mich tüchtig genug, dich herauszuziehen, mein lieber Kamerad.«

»Alle Teufel«, sagte Don Rafael nachdenklich zu sich, »der Schurke da, der denkt, dass es das Schicksal aller Menschen sei, früher oder später einmal gehängt zu werden, scheint seiner Sache so gewiss zu sein, dass es ihn nicht viel kosten würde, auch mich glücklich an den Galgen zu bringen.«

Der Oberst ergriff, noch mit diesem Gedanken beschäftigt, eine der Lianen, die ihn zum Klettern auf den Stamm der Zeder gedient hatte, und sprang mit dem Risiko, einen Teil seiner Kleidung in den Zweigen des Baumes zu lassen, mit einem Satz vor die beiden verblüfften Abenteurer.

Unversehens befand sich nun Don Rafael dem Boten ge-

genüber, der einen Auftrag so zarter Natur an ihn von Gertrudis hatte, dass er gewiss alles für die Kenntnisnahme desselben hingegeben hätte. Leider aber kannten sie einander nicht.

»Pst! Fürchtet nichts, ich biete Euch meinen Schutz an«, sagte der Oberst mit stolzer Ungezwungenheit, »und vor allem nieder mit den Waffen!«

El Zapote hatte bereits seinen langen Dolch gezückt, den er auf jeden Fall in Bereitschaft hielt, um ihn dem ersten Besten mit seiner, einem Mann wie ihm, der nur die herrliche Aussicht auf Strick oder Galgen hat, eigentümlichen Gleichgültigkeit zwischen die Rippen zu stoßen. Don Rafael hatte sich gleich seiner Faust versichert und presste sie mit genügender Kraft, um ihm zu zeigen, dass er ebenso furchterlicher Feind als auch ein mächtiger Beschützer sein könne.

»Wer seid Ihr?«, riefen die beiden Gefährten wie aus einem Mund.

»Ah, das ist sehr indiskret«, erwiderte Don Rafael. »Ich bin ein Mann, der von einem Baum springt. Beweis dafür ist, dass mein Hut sich noch auf demselben befindet.«

Und ohne die Hand Juans loszulassen, langte der Oberst, sich auf die Fußspitzen stellend, seinen Filzhut mit der Spitze seines langen Degens von dem Zweig herab, an dem er hing.

»Ihr flieht vor den Leuten Arroyos, ich auch, und das ist alles, was wir zu wissen nötig haben«, fuhr er dann fort. »Nun seid Ihr zwar zu zweit, ich bin allein, wenn Ihr nicht gemeinschaftliche Sache mit mir machen wollt, steche ich Euch nieder. Tut nun, was Euch beliebt.«

»Zum Teufel! Was für einen tüchtigen Handelsmann Ihr

abgegeben hättet mit diesem Klimpergeld in Geschäftssachen!« entgegnete el Zapote, dem diese freie, ohne alle Winkelzüge angebotene Verbindung gefiel. »Was soll ich für Euch tun?«

»Ihr sollt mich mit Eurem Kumpan hier für Euren Kameraden ausgeben, der wie Ihr den Auftrag hat, den Betrag des Lösegeldes für einen Gefangenen zu erheben, was ja auch in etwa wahr ist, da Ihr beide den Ertrag eines ...«

»Eines sehr einfachen Auftrages«, unterbrach ihn Juan el Zapote, »und wenn Ihr wüsstet ...«

»Ich hege keineswegs die Absicht, auch meinen Teil zu beanspruchen«, fügte Don Rafael lächelnd hinzu. »Es liegt mir wenig daran, zu wissen ...«

»Ihr sollt es gegen Euren Willen wissen, zum Teufel!«, unterbrach ihn Juan, von einer unwiderstehlichen Neigung zur Offenherzigkeit hingerissen. »Unter Freunden, denn wir werden es von jetzt an, ist rücksichtslose Offenheit notwendig.«

»So lasst hören«, sagte der Oberst.

»Nun«, antwortete der wahrheitsliebende el Zapote, »es ist ein ordnungsmäßiger Letzter Wille eines unermesslich reichen Onkels zugunsten eines Neffen, der sich enterbt glaubte, und das wir jetzt dem genannten Verwandten überbringen wollen. Ihr könnt Euch den Verdienst denken, das die Botschaft einbringen wird.«

»Ist das Testament auch nicht falsch?«, fragte der Oberst, durch das verdächtige Aussehen Zapotes misstrauisch gemacht.

»Wir können nicht schreiben«, erwiderte dieser offenherzig. »Wenn Ihr folgen wollt, so machen wir uns alle drei so schnell wie möglich von hier fort. Wir haben schon zu viel

Zeit verloren.«

»Und mein Pferd«, warf der Oberst ein, »was machen wir mit dem?«

»Ah, Ihr habt ein Pferd! Nun, lasst das nur. Es würde Euch nur hinderlich sein.«

»Besonders wenn es ein Pferd ist, wie ich eins kenne«, fügte der Verkünder hinzu, indem er auf den Roncador anspielte, »das ich Gelegenheit hatte, in den Ställen Don Marianos zu Oajaca zu sehen. Dieses Teufelsvieh, denkt Euch ...«

Plötzlich erschallten zu gleicher Zeit vom Ufer des Flusses, von der Straße, die nach Huajapam führt, und von zwei entgegengesetzten Seiten des Waldes Rufe, die den Boten in dem Augenblick unterbrachen, als er Don Rafael die Sonderbarkeit seines eigenen Pferdes erzählen wollte und so ohne Zweifel den Weg angebahnt hätte, der endlich zur völligen Erkennung zwischen dem Obersten und ihm führen musste.

»Teufel!«, sagte el Zapote, »die Sache wird ernster, als ich dachte.«

Die Rufe, welche die Luft erfüllten, drückten die Zuversicht und den Eifer derjenigen aus, die in der Verfolgung begriffen waren, sowie auch den unumstößlichen Entschluss, keinen Pardon zu geben.

Juan starrte einige Sekunden lang den royalistischen Offizier, der den Hut eines freiwilligen Partisanen, die Jacke eines Truppen-Soldaten und die Hose eines Reiterei-Offiziers trug, voller Erstaunen an.

»Ihr seid ein Mann, der von einem Baum herabgesprungen ist, das kann ich nicht leugnen«, nahm er das Wort. »Wenn es kein anderer ist, als Ihr selbst, so befindet sich

hier im Wald ein Royalist, den man auf das Äußerste verfolgt.«

»Ich leugne meinerseits nicht, dass ich der Sache des Königs diene«, antwortete Don Rafael einfach.

»Diese Rufe, deren Bedeutung ich kenne, sagen, dass man sich tot oder lebendig eines Royalisten bemächtigen soll, der sich in irgendeinem Teil des Waldes verborgen hat«, fuhr el Zapote fort. »Haben die, welche Euch verfolgen, Euch schon einmal gesehen?«

»Ich tötete gestern zwei von ihnen fast unter ihren Augen.«

»Dann habe ich keine Hoffnung, Euch mit durchzubringen wie meinen Gevatter hier, der ein gewöhnlicher Gefangener und weder Royalist noch Rebell ist.«

»Wenigstens ist es zweifelhaft.«

»Es ist ganz unmöglich und ich kann Euch nur eine Sache für gewiss versprechen, Euch nämlich nicht zu verraten in dem Fall, wenn wir, mein Gefährte und ich, durchkommen und uns aus dieser fatalen Lage ziehen, und dann noch zu versuchen, Eure Verfolger von Eurer Spur abzulenken, denn ich fange an, dieses Banditenleben satt zu bekommen. Aber unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«, fragte der Oberst.

»Die, uns jetzt zu erlauben, unsere Kameradschaft aufzuheben. Ich kann Euch nicht mehr retten, Ihr seht es selbst ein. Ihr würdet uns nur mit Euch zugrunde richten, ohne dass Ihr den geringsten Vorteil davon hättest, oder uns verhindern, dem die Botschaft zu überbringen, der darauf Ansprüche hat. Andererseits ist Eure Fügung seit diesem Zeitpunkt an die unsrige geknüpft und Euch inmitten der Gefahr ohne Eure Einwilligung verlassen, wäre eine Feigheit,

für die ich von Euch Verzeihung erlangen möchte.«

Es lag in den Worten el Zapotes eine Art Offenherzigkeit, die den Obersten unwillkürlich einnahm.

»Darauf soll's nicht ankommen, mein Freund«, sagte Don Rafael entschlossen. »Ich erlaube Euch, Euer Gelingen zu versuchen, so gut Ihr könnt, und ich wünsche sogar, dass Ihr mit Eurem Testament bis zu dem Neffen gelangen mögt«, fügte er lächelnd hinzu.

Dann sagte er in einem Anflug von Traurigkeit: »Ich habe, wie ich glaube, ebenso wenig Veranlassung, für mein Leben besorgt zu sein, wie Ihr. Ein wenig früher oder ein wenig später, was tut's? Nun«, fuhr er mit einer plötzlichen Rückkehr seiner guten Laune fort, »ich halte eine große Portion darauf, nicht gehängt zu werden.«

»Danke für Eure Erlaubnis, Señor«, erwiderte Juan. »Bevor wir uns trennen, noch ein Wort: Wenn Ihr mir folgen wollt, so klettert wieder auf den Gipfel des Baumes. Niemand wird vermuten, dass Ihr da steckt.«

»Auf keinen Fall, dann würde ich dem von Kläffern verfolgten Jaguar gleichen, ohne mich verteidigen zu können, und ich will, wie die Indianer sagen, vor mir so viel Feinde wie möglich ins Jenseits schicken, um mir die Jagdgründe bahnen zu lassen.«

»Nun, wenn Ihr es noch besser machen wollt«, fuhr el Zapote fort, »geht zur Ostuta. Im Süden dieser Waldung sind an den Ufern des Flusses und in der Nähe der Furt so un durchdringliche Bambusdickichte, dass mein Kumpel und ich dort bis zum Jüngsten Gericht eine Zufluchtsstätte gefunden hätten, wenn uns nicht unsere Geschäftsangelegenheiten gezwungen, uns gleich auf den Weg zu machen. Wenn Ihr die erreichen könnt, seid Ihr gerettet.«

»Ah, das ist vorzuziehen«, sagte der Oberst, »obwohl ich es satthabe, mich nun schon drei Tage lang verbergen zu müssen. Lebt denn wohl! Gute Geschäfte!«

Juan und sein Gefährte schlügen, nachdem sie sich orientiert hatten, die Richtung ein, die sie auf einem ziemlich großen Umweg auf die Straße nach Huajapam führen musste, wo der Überbringer, ohne eine Ahnung zu haben, dass er sich von dem Obersten immer mehr entferne, ihn im royalistischen Lager mit der Einschließung Huajapams beschäftigt zu finden hoffte.

Einige Sekunden später hatte das dichte Gehölz sie den Blicken des Obersten entzogen.

»Meiner Treue, ich ärgere mich, ihn nicht nach seinem Namen gefragt zu haben«, sagte der Getreue Juans zu seinem Gefährten nach Verlauf einer Viertelstunde, in der sie schweigend ihren Weg fortgesetzt hatten. »Er würde uns auch kein Geheimnis aus seinem Stand gemacht haben, denn er schien mir ebenso freimütig wie tapfer zu sein. Seinem ganzen Wesen nach muss er trotz seiner Verkleidung irgendein Offizier der royalistischen Armee sein.«

»Bah«, entgegnete el Zapote, »der Name tut unter solchen Umständen nichts. Es ist ein verlorener Mann und wir hätten nichts davon, wenn wir seinen Namen wüssten.«

»Wer weiß?«

»Ich ärgere mich, dass wir ihm nicht haben nützlich sein können, das ist alles. Jetzt wollen wir an uns denken, das ist die Hauptsache, denn siehst du, mein braver Gaspar, wir sind noch nicht außer Gefahr.«

Die beiden Gefährten setzten ihren Weg fort, so vorsichtig wie möglich durch die Gebüsche schlüpfend, welche die Sonne, die nun schon höher am Himmelszelt heraufgestie-

gen war, mit ihrem glühenden Strahl zu bescheinen anfing.

So verrann eine halbe Stunde, ehe sie wieder die Stimmen derer hörten, die in der Waldung vorrückten und ziemlich dicht nebeneinander gingen. Bald erstarben die Rufe wieder.

Mitten in der Stille, die nun herrschte, hörte Juan deutlich das Knicken der Büsche und zwar in ganz geringer Entfernung vor sich, und indem er in dieser Richtung weiterging, bemerkte er einen Mann, welcher mit Wachsamkeit vorwärtschritt, seinen Karabiner in der Hand, dann zehn Schritte von diesem zu seiner Rechten und zu seiner Linken zwei andere Männer in gleicher Linie, die mit derselben Vorsicht durch die Büsche schllichen.

Alle drei bildeten sich, so gut es gehen wollte, aus jedem Baum einen Wall. Einen von ihnen erkannte Juan.

»He, Perico!«, schrie dieser.

»Wer ruft mich?«, entgegnete der Mann.

»Ich, Juan el Zapote.

»Ah, und durch welchen Zufall?«, fragte Perico.

»Das will ich dir gleich sagen«, erwiderte el Zapote mit bewunderungswürdiger Unverschämtheit. »Erst musst du wissen, dass der Capitano ...«

»Woher kommst du?«, fragte Perico.

»Aus dem Lager von der anderen Seite der Ostuta.«

»Der Hauptmann wusste also, dass wir einen Royalisten in diesem Wald verfolgten?«

»Wieso?«, fragte Juan.

»Denke dir, die ganze Nacht haben wir diesen Wald durchsucht, um den Schurken aufzufinden. Anfangs waren wir zehn, jetzt sind wir nur noch acht, Suarez und Pacheco sind getötet worden, jetzt sind wir aber, nach den Rufen zu

urteilen, die uns geantwortet haben, wenigstens zwanzig.«

In diesem Moment gesellte sich zu den dreien, die Juan angetroffen hatte, noch ein Vierter. Ein glücklicher Zufall fügte es so, dass diese vier Männer gerade diejenigen waren, die Pepe Lobos beauftragt hatte, den der Straße nach Huajapam benachbarten Teil des Waldes abzusuchen, und die daher, weil sie nicht mit dem alten Refino in Berührung gekommen waren, gar nicht wussten, dass auch Juan als Fahnenflüchtiger verfolgt werde.

»Nun«, nahm dieser wieder das Wort, »da ich dir gesagt habe, warum wir uns hier befinden, als Abgesandte einer Gesandtschaft, die der Capitano mir und meinem Gevatter Don Gaspar aufgetragen hat, und da ich große Eile habe ...«

»Der Teufel soll mich holen, wenn du mir etwas von deiner Mission gesagt hast!«, rief Perico.

»Zum Henker! Eine Botschaft so geheim, wie die meine! Vorwärts, auf Wiedersehen! Ich wiederhole es dir, ich habe es sehr eilig.«

»Bevor du weiter gehst«, bemerkte einer der drei Männer, »sage uns, ob Ihr jemandem im Wald begegnet seid.«

»Wem? Dem Royalisten, den Ihr verfolgt?«

»Gewiss, dem tollkühnen Obersten.«

»Ich habe keine Spur von einem zornigen Oberst gesehen«, antwortete Juan.

»Nun, zum Teufel, den Obersten Tres-Villas!«, schrie Perico. »Du spielst den Unwissenden. Hoffst du, ihn allein gefangen zu nehmen und dir die Prämie von fünfhundert Piastern allein zu verdienen?«

»Der Oberst Tres-Villas?«, rief der Bote Gaspar aus.

»Fünfhundert Piaster Prämie?«, fügte Juan hinzu, mit der

Faust in die Haare fahrend, als ob er sich eine Handvoll davon ausreißen wollte.

»Nun ja, zum Teufel, ihn selbst!«, sagte Perico. »Ein langer Kerl mit schwarzem Schnurrbart und einem Filzhut von derselben Farbe. Er trägt Hosen mit goldenen Streifen und die Jacke eines Infanterie-Soldaten.«

»Der Euch zwei Mann getötet hat?«

»Vier, da Suarez und Pacheco nicht wieder zum Vorschein gekommen sind.«

Jetzt war kein Zweifel mehr, dass der Mann, den sie soeben verlassen hatten, ganz derselbe war, den sie suchten, um ihm die Botschaft Gertrudis' zu überbringen. Juan tauschte mit seinem Gesellen einen Blick aus, in welchem sich der Schmerz seiner getäuschten Hoffnung ausdrückte.

Kurze Zeit strauchelte die erst von heute datierte Ehrlichkeit des gewesenen Banditen, die noch auf ziemlich schwachen Füßen stand, doch die stummen Bitten Gaspars und die Erinnerung an seinen abgelegten Eid der Treue trugen in seiner Seele den Sieg über seine getäuschte Habgier davon.

»Ich habe nichts gesehen«, sagte er kurz, »und Ihr lasst mich meine Zeit unnütz vertrödeln. Auf Wiedersehen!«

»Geleite dich Gott!«, sagte Perico.

Gaspar und Juan tauschten ein letztes Lebewohl mit den Gefährten Pericos aus und entfernten sich, zuerst, solange sie noch sichtbar waren, mit langsamem Schritten, dann, als sie sich allein sahen, liefen sie aus Leibeskräften.

Die Hauptsache war nun, sich erst in Sicherheit zu bringen, nachher blieb es ihnen überlassen, so lange sie wollten über eine solche Widerwärtigkeit zu lamentieren.

Als sie sich in dem Teile des Waldes, der an der anderen

Seite der Straße liegt, in Sicherheit glaubten, warf sich Juan in das Moos einer Lichtung mit einem Ausdruck vollkommener Verzweiflung.

»Was sollen wir nun machen?«, stöhnte Gaspar kläglich.

Juan verharrte in einem Schweigen, wie es immer großen Gedanken vorausgeht, dann erhob er sich nach Verlauf einer Minute.

»Ein herrlicher Streich!«, rief er. »Ein seltener Streich! Eine lobenswerte Tat!«

»Bist du einer solchen fähig?«

»Wir sind beide ihrer fähig! Höre, Gevatter, ich bin denen bekannt, die die Hazienda del Valle blockieren, du denen, die sie verteidigen. Lass uns aufbrechen. Sind wir erst einmal da, gibst du mich für einen Diener deines Herrn Don Mariano aus.«

»Das ließe sich machen, lieber Vetter«, warf Gaspar treuerherzig ein, »wenn du nicht ein so verteufeltes Gesicht ...«

»Ich werde es verstehen, das ist meine Sache, du sollst es sehen. Ich fordere eine Belohnung von tausend Piastern, wenn es mir gelingt, den Obersten mit Gefahr meines Lebens aus der Klemme zu ziehen, in der er steckt. Wir nehmen fünfzig Mann mit uns, ich befreie den Oberst, wir empfangen die versprochene Belohnung und noch obendrein den Preis für die Botschaft. Was sagst du dazu? He?«

»Das wäre köstlich, wahrhaftig!«

»Ja, die Tugend, siehst du! Es gibt nichts Einträglicheres.«

»Bis dahin wird der Oberst entweder gefangen genommen oder getötet worden sein.«

»Vielleicht auch nicht. Und dann, wenn er wirklich hat dran glauben müssen, suchen wir den Capitano gefangen zu nehmen. Koste es, was es wolle, ich muss eine Prämie

ergattern.«

»Vielleicht ist es dem Offizier gelungen, das Bambusdi-cicht am Ufer zu erreichen«, entgegnete Gaspar.

»In zwei Stunden können wir mit Verstärkung hierher zurück sein. Beeilen wir uns also die Hazienda zu erreichen.«

Durch diese Hoffnung angefeuert, fassten die beiden Abenteurer wieder Mut und eilten, so schnell ihre Füße sie tragen konnten, zu der Hazienda, die der Leutnant Verae-gui bewachte.

\*\*\*

Kehren wir jetzt zum Oberst Tres-Villas zurück.

Allein geblieben fasste Don Rafael seine Lage mit ruhi-gem Blut ins Auge. Er verheimlichte nicht, dass seine Aus-sichten auf Rettung sehr zweifelhaft waren, und dass er, wenn ihm nicht irgendeine unerwartete Hilfe, auf die er sich aber nicht Rechnung machen konnte, zukam, kaum Hoffnung habe, dem Schicksal, das ihm drohte, zu entge-hen.

Die Sonne strahlte mit Brillanz über das Gehölz, in dem er sich befand und das ihm zum Asyl diente. Ihre fast senk-rechten Strahlen drangen bis in das Herz des Waldes.

Don Rafael bedauerte es schmerzlich, sich dem Schlaf überlassen zu haben, anstatt einen Teil der Nacht dazu an-zuwenden, einen geringen Versuch zu seiner Rettung zu unternehmen. Nicht weniger bedauerte er es, seinen beiden Gefährten, mochte daraus entstehen, was da wolle, seinen Namen verheimlicht zu haben. Vielleicht hätte sie die Hoff-nung auf eine sehr ansehnliche Belohnung vermocht, den

Versuch zu machen, bis zur Hazienda del Valle zu gelangen und den Leutnant Veraegui über die Gefahr, in der sein Vorgesetzter schwebte, zu unterrichten.

Er war weit entfernt, zu vermuten, dass ein Zufall, wie sie die Vorsicht bisweilen geschehen lässt, es übernommen hatte, das für ihn zu tun, was eine zu spät gekommene Überlegung ihm jetzt eingab.

Trotz der Gefahr, in der er sich befand, empfand Don Rafael, der seit langer Zeit nichts gegessen hatte, die Mahnungen des Hungers, die ihm aber nicht schwerfielen, zu befriedigen.

In den Wäldern, die sich unter dem heißen Gürtel Amerikas ausbreiten, tragen eine ungeheure Anzahl von Bäumen freiwillig, ohne jede Kultur, saftreiche Früchte, die dem Menschen als Nahrung dienen.

Sobald diese Überlegungen an seinem Denkvermögen vorübergezogen waren, beschloss der Oberst zu handeln, denn er war nicht der Mann, sich in unnützen Klagen zu ergehen.

Einen Moment war er noch unschlüssig, was er mit seinem Pferd anfangen sollte. Fast war er entschlossen, es aufzugeben, bald jedoch leuchtete ihm der Nutzen, den es ihm verschaffen konnte, indem er sich desselben auf seinen Schleichwegen durch die Wälder als einer lebendigen und beweglichen Wand bediente, hinter der er im Notfall eine Zuflucht vor den Kugeln seiner Verfolger fand, ein. Denn wenn er mit heiler Haut bis zum Saum des Waldes gelangen wollte, blieb ihm noch das Mittel, sich auf seinen Rücken zu schwingen und so den Verfolgungen seiner Feinde zu entgehen, wie er es am Tag vorher gemacht hatte. Er beschloss nun, es aufzusuchen.

Das Gestrüpp, in dem er den Roncador angebunden hatte, war nicht weit von dem Baum entfernt, auf dem er die Nacht zugebracht hatte. Die Stille, die im Wald herrschte, den man ohne die Rufe, welche eine Viertelstunde vorher erschallt waren, für ganz menschenleer hätte hoffen können, ließen ihn die Notwendigkeit einsehen, mit Vorsicht vorzudringen. Das geringste Geräusch eines Strauches konnte seine Gegenwart verraten.

Der Oberst schlich, ängstlich jedes Geräusch vermeidend, vorwärts, als ein schwacher Klang an sein Ohr drang. Er lauschte einige Zeit, ohne dass dasselbe sich merklich genähert hatte. Er setzte seinen Weg wieder fort.

Endlich erreichte er das Unterholz, in dem er sein Pferd wiederfand. Das arme Tier hatte, obwohl von Hunger und Durst fast aufgerieben, nicht den geringsten Versuch gemacht, sich loszureißen. Bei der Annäherung seines Herrn stieß es ein freudiges Gewieher aus, das weithin erschallte.

Ungeachtet dieses Lärms, der ihn verraten und ihm so verhängnisvoll werden konnte, empfand der Oberst ein Gefühl der Freude mit Traurigkeit gemischt, indem er seinen edlen Gefährten in seinen Gefahren streichelte, und eine Zeit lang konnte er sogar die Gewissensbisse über die Rolle, zu der er es verwenden wollte, nicht zurückdrängen.

Dennnoch war dies einer der Fälle, in denen der Instinkt der Selbsterhaltung den Menschen oft veranlasst, das zu tun, was sein Herz missbilligt.

Um seinen Bewegungen in den von Bäumen und Lianen gebildeten Labyrinthen mehr Leichtigkeit zu verleihen, schnallte der Oberst den Sattel ab und ließ seinem Pferd nur den Zaum, um es mit der Hand führen zu können. Er ging dann entschlossen vorwärts, sich nach der Sonne rich-

tend, um den südlichen Punkt des Gehölzes zu erreichen, der an die Furt der Ostuta grenzte.

Es schien ihm gut, dem Rat Juans zu folgen. Er dachte, dass, wenn es ihm tatsächlich gelänge, sich den Rest des Tages über in dem Bambusgebüsch am Fluss zu verbergen, es leicht sein würde, während der Nacht die Hauptstraße von Oajaca zu gewinnen und dann die Hazienda del Valle zu erreichen.

Unterwegs warf Don Rafael noch die Säbelscheide und seinen Gürtel weg, die ihm eher hinderlich als förderlich waren, und setzte dann, in einer Hand die blanke Klinge, in der anderen den Zügel seines Pferdes, seinen Weg so geräuschlos wie nur möglich fort, fest entschlossen, sich seiner Pistolen nur im äußersten Notfall zu bedienen.

Derweil nahte der Zeitpunkt, wo er gezwungen werden sollte, einen Umweg zu machen, denn bei der herrschenden tiefen Stille hörte er in der Richtung, die er eingeschlagen hatte, menschliche Stimmen, die sich anriefen und antworteten und einander aufforderten, in derselben Linie vorzurücken und ihre Entfernung beizubehalten, um einen größeren Kreis zu bilden.

Einzeln hätte ihm keiner seiner Verfolger mehr ernstliche Besorgnis eingeflößt, als ein vereinzelter Jäger einem Löwen, der sich vor der Übermacht seiner Feinde verborgen hat. Er wusste wohl, dass die ganze Meute der Banditen Arroyos sich auf einmal auf ihn stürzen würde und dass er dann unfehlbar unterliegen musste.

Der Oberst verzichtete auf seinen verzweifelten Gedanken, den er einen Augenblick lang gefasst hatte, seinen Gegnern die Spitze zu bieten und den, der sich ihm zunächst befinden würde, ohne das geringste Geräusch nie-

derzuhauen.

Er dachte mit Recht, dass ein entschlossener Mann in einem so dichten Wald, wie der war, in dem er sich befand, einige Vorteile über seine Feinde habe, die genötigt sind, sich durch Rufe gegenseitig zu benachrichtigen, um zusammen vorzugehen und ihre Entfernung beizubehalten.

Während sie den Ort, an dem sie sich befanden, anzeigen, konnte er ihnen, indem er kein Zeichen seines Daseins von sich gab, seinen Zufluchtsort verheimlichen.

Die Stimmen näherten sich kontinuierlich und Don Rafael horchte mit Beklemmung, ob sich nicht auch Stimmen von einer entgegengesetzten Seite vernehmen ließen. Es war zu befürchten, den einen nicht entfliehen zu können, ohne in den Hinterhalt der anderen zu fallen.

Der Oberst kannte kaum die Zahl seiner Feinde. So groß sie auch sein mochte, setzte er doch voraus, dass der um ihn gezogene Sperrgürtel weniger eng sein könne, um doch noch eine Lücke zu finden, durch die er wie ein Vogel ent schlüpfte, der durch eine Masche des Netzes, das der Vogelsteller ausgebreitet hat, entweicht.

Während so Don Rafael wie ein Mensch, dessen Leben von der Feinheit seines Gehörs abhängt, horchte, vernahm er einige Schritte vor sich das laute, tönende Picken eines Grünspechts an einem abgestorbenen Baum. Dieses Geräusch vernimmt man häufig in den unermesslichen Wäldern Amerikas. Der scheue Vogel ist, um seine Nahrung zu suchen, fortwährend nach Würmern auf der Jagd, die sich hinter der Rinde der abgestorbenen oder ungesunden Bäume aufhalten und die er aus ihrem Schlupfwinkel lockt, indem er mit verdoppelten Schlägen seines Schnabels auf den Stamm hämmert.

Dieses Geräusch, das der Oberst hörte, kam ihm wie die Stimme eines Freundes vor, die ihm sagte, dass auf der Seite, von der sie herkam, kein menschliches Wesen die Einsamkeit des Waldes störe.

Don Rafael wandte sich nun, von dem taktmäßigen Klopfen des Vogels geleitet, in diese Richtung. Er war noch eine ziemliche Strecke von dem Baum entfernt, auf dem der Grünspecht saß, als dieser, durch seine Gegenwart erschreckt, schwirrend davonflog.

Der Flüchtling blieb stehen und lauschte. Zu seiner unaußprechlichen Freude hörte er die Stimmen seiner Feinde ganz aus der Ferne zu sich herübertönen, er war an ihnen vorübergegangen, und wenn sie nicht wieder zurückkamen, was kaum anzunehmen war, so suchten sie ihn im Herzen des Waldes, woher er eben kam.

Um sie noch mehr zu täuschen und seine Sicherheit zu erhöhen, erinnerte er sich einer indianischen Kriegslist. Er raffte zweidürre Zweige auf und ahmte, indem er sie gegeneinander schlug, täuschend das taktmäßige Picken des Grünspechts nach.

Da es ihm jetzt freistand, die Richtung wieder einzuschlagen, die er zu verlassen gezwungen worden war, eilte Don Rafael schnellen Schrittes zur Furt der Ostuta, ohne die Vorsicht zu versäumen, von Zeit zu Zeit seine erwähnte List zu wiederholen.

Nach etwa einer Stunde hielt der Obrist an, um einige wilde Früchte zu pflücken, was er sich bis jetzt aus Furcht, kostbare Zeit zu seiner Rettung unnütz zu vergeuden, noch nicht vergönnt hatte. Während er so seinen Hunger und Durst mit einer Anzahl Früchte wenigstens für den Moment befriedigte, lauschte er mit Entzücken auf das tau-

sendfache Summen der Insekten, das kaum die Totenstille, die um ihn herrschte, unterbrach.

Der Mittag war schon vorüber und die Sonne begann ihre Strahlen in schrägerer Richtung der Erde zu senden, als Don Rafael sich erhob und seinen Weg weiter fortsetzte. Bald sah er durch die letzten Bäume des Waldes den ruhigen Spiegel der Ostuta, die geräuschlos zwischen hohem Bambusgebüsch, die an ihren Ufern wuchsen, dahinfloss.

Der Wind bewegte leise die schlanken Rohre und die beweglichen Blätter dieser grünen Dickichte, in denen sich am Tag die Kaimane im Schlamm des Flusses wälzten, die Kühle der Nacht erwartend. Und hier sollte auch Don Rafael sich ein Asyl bis zu der Zeit suchen, in dem die Dunkelheit ihm gestattete, seinen Weg wieder anzutreten.

Der Oberst dachte keineswegs daran, die Rückkehr seiner Verfolger im Wald abzuwarten. Einmal am Ufer des Flusses angelangt, suchte er sich Rechenschaft abzulegen, was darin vorging.

Die gelbliche Farbe der Ufergewässer, die kleinen Schaumwirbel, die der Fluss bildete, indem er in seinem Lauf zahlreiche Wasserpflanzen umschmeichelte, deren Blumen und breite Blätter sich behaglich auf seiner Oberfläche wiegten. Die wellenförmigen Aufstauungen seiner Strudel, die an einigen hier und da verstreut liegenden kleinen und großen Steinen stattfanden, alles dieses belehrte Don Rafael, dass er wohl nahe der Furt sei, wohin ihn zwei Jahre früher seine Verfolgungen auf Arroyo so oft geführt und von der Juan heute Morgen gesprochen hatte.

Durch die langen Ruten des gigantischen Bambus vollständig geschützt, konnte er von Weitem das Zelt des Banditenchefs erkennen und seine Reiter auf dem entge-

gengesetzten Flussufer hin sprengen sehen. Bei diesem Anblick erwachten seine wilden Leidenschaften und er streckte mit drohender Gebärde seine geballte Faust zu dem Ort hinaus, wo der Guerillero, welcher der Gegenstand seines glühenden Hasses war, sein Lager aufgeschlagen hatte.

Plötzlich hörte er Rufe und Pferdegetrappel aus dem Wald zu sich herübertönen. Es waren die Leute Arroyos, die in das Lager zurückkehrten und zwar im höchsten Grad missmutig, anstatt des Obersten und der beiden anderen Flüchtlinge nur Suarez und Pacheco zwar ganz verblüfft, aber wohl und munter gefunden zu haben.

Es war keine Minute zu verlieren und Don Rafael zog sich, mit der Hand die Bambusstängel auseinanderbiegend, in das verworrene Dickicht des feuchten Schilfes, das sich sogleich wieder über seinem Kopf schloss. Als kurz darauf die Reiter im Galopp in geringer Entfernung an seinem Versteck vorübersprengten, bewegte der Wind ruhig die grünen Kolben des Bambus, ohne auch dem schärfsten Auge die Gegenwart des Flüchtlings, den sie unter ihrem undurchdringlichen Mantel verbargen, zu verraten.

Don Rafael hörte bald darauf die Pferde der Banditen den Fluss durchwaten, dann erstarb jedes Geräusch und machte tiefer Stille Platz.

Jetzt verstrich in tödlicher Langeweile eine Stunde nach der anderen mit bleiernem Schritt bis zu dem Augenblick, in dem die Sonne wie zu einem letzten Lebewohl ihre langen Strahlen blitzend wie feurige Schwerter auf das Schilf des Flusses warf. Nachdem das Wasser einige Momente hindurch die letzten Lichtstrahlen des scheidenden Tagesgestirns reflektierten, verfinsterte sich der Fluss und sein Spiegel warf die Herrlichkeit der Myriaden Sterne, die am

Himmelsgewölbe strahlten, zurück.

## Kapitel 4

### Don Cornelio glaubt seinen Kopf verloren zu haben

Wenn der Leser mit einem Interesse den Irrfahrten des Hauptmanns Don Cornelio Lantejas gefolgt ist, so wird er sich zuerst nach zwei Dingen fragen, und zwar erstens, ob es wirklich der Kopf Don Cornelios war, der nach der Aussage Gaspachos am Tor der Hazienda del Valle zur Schau ausgestellt, und dann zweitens, wenn es nur der Kopf eines ebenso Genannten, was aus ihm seit seiner Abreise aus dem Lager des Generals Morelos vor Huajapam geworden war.

Wir haben unterlassen, die Anwesenheit Don Cornelios an den Ufern der Ostuta gleichzeitig mit der Don Rafaels, Don Marianos und seiner Tochter anzuführen, und zwar aus dem Grund, weil er, indem er einige Stunden nach den angeführten Personen aufgebrochen war, nicht gut denselben Weg in einer kürzeren Zeit, als sie hatte zurücklegen können.

Der Nachmittag desselben Tages, an dem Don Rafael auf so merkwürdige Weise den Nachstellungen seiner Verfolger entgangen war, und zwar ungefähr um dieselbe Zeit, als dieser eine Zuflucht in dem Bambusdickicht gefunden hatte, kam der Ex-Student der Theologie in Begleitung Costals und Claras auf einem entgegengesetzten Weg an und hielt in geringer Entfernung von der Hazienda del Valle.

Während ihre abgezäumten Pferde grasten, entfernte sich

Costal kurz, um Erkundigungen einzuziehen, was in der Umgegend passiere. Clara seinerseits röstete einige noch grüne Maisähren und einige Stücke an der Sonne getrockneten Fleisches, das er aus seinem Reisesack genommen hatte, über einem Feuer. Der Hauptmann war dabei, dem Schwarzen eine gute Regel zu geben, auf die er ganz besonderes Gewicht zu legen schien.

»Hört, Carla«, sagte er, »wir sind mit einer Mission beauftragt, welche die allergrößte Vorsicht erfordert. Ich lasse die ziemlich Gefährliche, dem Hauptmann Arroyo die Drohungen des Generals auszurichten, ganz aus dem Spiel und deute nur die an, uns in Oajaca einzuschmuggeln. Dort machen die Spanier nicht mehr Federlesens mit einem Insurgentenkopf, als mit einer Ähre, wie Ihr sie da röstet. Legt daher, darum bitte ich Euch, diese hässliche Gewohnheit ab, mich bei meinem Namen Lantejas zu nennen, der mir bis jetzt nur zu viel Unglück auf den Hals gezogen hat. Unter dem Namen Lantejas bin ich gerichtet und ich bin von jetzt ab für Euch und Costal nur noch Don Lucas Alacuesta. Dieser letztere Name ist mein Name mütterlicherseits und er hat eben soviel Wert wie jeder andere.«

»Gut, Capitano«, entgegnete Clara, »ich werde Eure Befehle nicht vergessen, selbst wenn ich den Kopf unter dem Beil des Henkers hätte.«

»Ich rechne darauf. Jetzt könnt Ihr mir, während wir die Rückkehr Costals erwarten, einige Stücke Rostbraten vorlegen, der mir gerade gut zu sein scheint, denn ich sterbe vor Hunger.«

»Ich auch«, fügte der Schwarze hinzu.

Clara breitete nun vor dem Hauptmann eine Steppdecke, die gewöhnlich unter den Sattel gelegt wurde, als Tisch-

tuch aus und legte, in die Blätter der Maisähren gewickelt, Stücke eines Rostbratens vor, die das Mittagsessen Don Cornelios ausmachen sollten.

Nachdem dies geschehen war, setzte sich der Dunkelhäutige mit gekreuzten Beinen zur Seite der halb ausgebrannten Holzscheite nieder, aus deren Mitte er mit einem Eifer, welcher der Portion Costals verhängnisvoll zu werden drohte, den Restbestand des Fleisches, der sich noch vorfand, mit seinem Messer herausfischte.

»Wenn Ihr so im Zug bleibt«, sagte der Hauptmann, »hat Euer Kamerad wenig zu speisen.«

»Costal wird vor Morgen nichts essen«, entgegnete Clara ernst.

»Das glaube ich sehr gern, er wird nichts mehr finden«, sagte Don Cornelio.

»Deshalb nicht, Señor Capitano, wir haben heute den dritten Tag nach der Sommersonnenwende und zugleich Vollmond. Das ist der Grund, weshalb Costal nichts essen wird. Er will sich durch Fasten darauf vorbereiten, mit seinen Göttern zu sprechen.«

»Unglücklicher Narr, der du an die Heidenfabeln Costals glaubst!«, rief Lantejas.

»Ich habe gelernt, daran zu glauben«, erwiderte der Neger. »Der Gott der Christen wohnt im Himmel, die Götter Costals im See Ostuta. Jlaloc, der Gott der Berge, wohnt auf dem Gipfel des Monapostiac und Matlacueze, seine Gemahlin, die Göttin dieser Gewässer, badet sich in dem See, der den bezauberten Berg umgibt. Der Vollmond nach der Sommersonnenwende ist die Mondperiode, in der sie alle beide dem Abkömmling der Kaziken von Tehuantepec erscheinen, der das fünfzigste Jahr überschritten hat. Diesen

Abend werden Costal und ich hingehen, sie zu beschwören.«

Als der Hauptmann den Mund öffnete, um den Versuch zu machen, Clara auf vernünftigere Gedanken zu bringen, kam Costal, der Zapoteke, der letzte Nachkomme des Kaziken von Tehuantepec, zurück.

»Nun, Costal«, fragte er, »sind unsere Erkundigungen richtig und hat Arroyo wirklich sein Lager an den Ufern der Ostuta aufgeschlagen?«

»Das ist die lautere Wahrheit«, erwiederte der Indianer. »Jemand aus meiner Bekanntschaft und meinem Volk hat mir gesagt, dass Bocadro und er die Furt des Flusses sperren. Ihr könnt also diesen Abend ihm Eure Botschaft überbringen, dann werdet Ihr uns, mir nämlich und Clara, die Erlaubnis geben, die Nacht am Ufer des heiligen Sees zubringen zu dürfen.

»Hm! So nahe sind sie?«, fragte der Hauptmann gedehnt und mit einem gewissen Gefühl der Unbehaglichkeit, das ihn plötzlich behinderte, seine Mittagsmahlzeit zu vollenden.

»Ja und begieriger als jemals, der eine nach Blut, der andere nach Beute«, entgegnete Costal in einem Ton, der wenig geeignet war, Don Cornelio zu beruhigen.

*Zum Teufel mit der Mission!*, fluchte er zu sich im Grund seines Herzens, laut sprach er: »Wir müssen uns also nach der Furt der Ostuta wenden?«

»Wenn es Euer Gnaden beliebt.«

»Wir haben noch Zeit. Ich hege den Wunsch, mich hier einige Stunden auszuruhen. Was habt Ihr von Eurem früheren Herrn Don Mariano Silva gehört?«

»Er hat schon seit langer Zeit die Hazienda las Palmas

verlassen und sich nach Oajaca zurückgezogen. Die Hacienda del Valle hält aber noch eine spanische Garnison besetzt.«

»So sind wir also auf allen Seiten von Feinden umgeben!«, rief der Hauptmann.

»Arroyo und Bocadro können doch keine Feinde sein für einen Offizier, der ihnen Depeschen vom großen Morelos überbringt«, sagte Costal. »Dann sind aber Euer Gnaden, Clara und ich keineswegs die Leute, die sich von Banditen einschüchtern lassen.«

»Das ist richtig - gewiss - inzwischen, mir wäre es lieber - Ah! Wer ist der Reiter, der mit dem Karabiner in der Hand auf uns zu sprengt?«

»Wenn man vom Diener auf den Herrn schließen kann und dieser Reiter in irgendjemandes Dienst steht, muss dieser jemand einer der größten Schurken sein, die ich kenne.«

Mit diesen Worten streckte Costal die Hand nach seinem alten Karabiner aus, den wir schon kennen und der unter fünf Malen nur ein Mal versagte.

Der Reiter, der durch sein Aussehen ein so schlechtes Urteil über seinen Herrn hervorgerufen hatte, war in der Tat kein anderer als Gaspacho, derselbe, der Arroyo die Neuigkeiten der Hacienda del Valle berichten kam.

Der Schurke benahm sich wie im Feindesland und wandte sich an den Hauptmann, den er in seiner Eigenschaft als Weißen für den allein beachtenswerten Mann von den dreien hielt.

»Sagt, Freundchen!«, redete er ihn an, ohne es der Mühe wertzuhalten, die Hand an den Hut zu legen.

»Freund!«, rief Costal, dem die Physiognomie plötzlich noch mehr missfiel, als seine rücksichtslose Anrede, »ein

Hauptmann der Armee des Generals Morelos ist nicht der Freund eines solchen Kerls wie du.«

»Was sagt dieses unvernünftige Vieh von einem Indianer?«, erwiderte Gaspacho mit einer Miene der tiefsten Verachtung.

Die vor Zorn flammenden Augen Costals verkündeten Gaspacho eine schreckliche Strafe, als Don Cornelio sich eifrig ins Mittel legte.

»Was wollt Ihr?«, fragte er den Soldaten Arroyos.

»Ich will wissen«, antwortete der Reiter, »um meinem Freund Perico, der die Ebene nach allen Richtungen hin durchsucht, eine Gefälligkeit zu erweisen, ob Ihr nicht irgendwo den Schurken Juan el Zapote in Begleitung seines Gevatters Gaspar gesehen habt?«

»Ich habe weder Juan el Zapote noch seinen Gevatter gesehen.«

»Dann wird Perico, der sie vorbeigelassen hat, anstatt sie festzuhalten, ein schlimmes Viertelstündchen durchzumachen haben, wenn er vor dem Hauptmann Arroyo erscheint.«

»Ah, Ihr steht in seinen Diensten?«

»Ich habe die Ehre.«

»Ihr könnt mir dann auch sagen, und ich bitte Euch darum, wo ich ihn treffen kann«, sagte Don Cornelio.

»Wer weiß? An den Ufern der Furt der Ostuta vielleicht, und wenn er da nicht ist, so ist er anderswo, vielleicht in der Hazienda San Carlos zum Beispiel.«

»Gehört die Hazienda nicht den Spaniern?«, warf der Hauptmann ein.

»Dann irre ich mich vielleicht«, erwiderte Gaspacho ironisch. »Jedenfalls aber, wenn Ihr den Hauptmann sehen

wollt, was mich übrigens Wunder nimmt, müsst Ihr die Furt passieren und dann mit dem zufrieden sein, was Euch zustößt. Ei! Ihr habt ja da einen prächtigen gestickten Dolman (Husarenjacke), meiner Treu, ausgezeichnet! Er ist ein wenig zu weit für Euch, für mich würde er gerade passend sein.«

Mit diesen Worten gab der Bandit seinem Pferd die Sporen und sprengte davon, indem er den Hauptmann in dem unangenehmen Eindruck, den seine zweideutigen Antworten und seine Bewunderung für den Dolman hervorgerufen hatten, zurückließ.

»Mir scheint es, dass wir uns hier in einer eben nicht beneidenswerten Lage befinden, mein lieber Costal«, sagte Don Cornelio. »Ihr seht selbst, wie viel Notiz der Schurke von einem Offizier Morelos' zu nehmen scheint. Sein Dienstherr wird noch weniger davon nehmen. Dann aber, um die Furt zu durchwaten, müssen wir dicht an der Hazienda del Valle vorüber. Wir werden deshalb vorsichtig sein und die Nacht abwarten, ehe wir unseren Steg weiter fortsetzen können.

»Die Vorsicht ist noch nie ein schlechter Lotse des Mutes gewesen«, erwiederte Costal mit salbungsvollem Ton. »Wir tun, was Ihr wünscht, und gehen mit der größten Vorsicht weiter, damit wir weder in die Hände der Spanier fallen, was mich auch einen Tag in meinem Leben verlieren lassen würde, der sich mir nie wieder bietet, noch in die dieser Marodeure Arroyos, ohne vielleicht zu ihm selbst gelangen zu können. Verlasst Euch auf meine Führung. Ihr wisst, dass ich Euch niemals lange in einer üblen Lage gelassen habe.«

»Ihr seid meine Vorsehung!«, rief der Hauptmann. »Ich

werde das nie leugnen.«

»Schon gut, schon gut! Das, was ich für Euch getan habe, ist kaum der Rede wert. Wir würden bald gut tun, bis zur Nacht zu schlafen, wenigstens Clara und ich, denn sobald es Abend geworden ist, werden wir beide kein Auge mehr schließen.«

»Ich bin Eurer Ansicht«, fügte Clara hinzu.

Da die Sonne noch sehr heiß brannte, so streckten sich der Indianer und der Schwarze einige Schritte von einem benachbarten Bach unter dem dürftigen Dach einer Gruppe Palmen nieder und beide fielen mit der Gleichgültigkeit gegen die Gefahr, die ein abenteuerliches Leben verleiht, in einen tiefen Schlaf, in dem es Clara gelang, im Traum die Sirene zu fangen, die ihm nun den Fundort unerschöpflicher Perlenbänke anzeigen.

Den Hauptmann Lantejas dagegen hielt seine Besorgnis wegen der Zukunft wach, indessen ahmte er dem Beispiel seiner Reisegefährten nach, obwohl nicht ohne manchen erfolglosen Versuch.

Während diese schlummern, kehren wir zu Don Mariano und seiner Tochter zurück.

\*\*\*

Es geschah keineswegs ohne einen langen und heftigen Kampf zwischen ihrer Liebe und ihrem Stolz und nicht ohne verzweifelte Anstrengungen, aus ihrem Herzen eine Liebe zu reißen, die darin unumschränkt herrschte, als Gertrudis sich entschlossen hatte, Don Rafael das Zeichen zu senden, bei welchem er geschworen hatte, ohne Zögern zu gehorchen und sollte er auch den Arm erhoben haben, um

seinem tödlichsten Feind den Todesstoß zu versehen.

Wir wissen, dass ihr Aufbruch von Oajaca gleich nach dem Abgang des Boten stattgefunden hatte.

Als sie dem glühenden Wunsch, der sie beseelte, nachgegeben hatte, dem nämlich, noch einmal Don Rafael wiederzusehen, und geschähe es auch nur, um aus seinem Mund zu vernehmen, dass er sie nicht mehr liebe, war sie dennoch weit davon entfernt, ein solches Geständnis von ihm zu fürchten. Ihre erste Regung war daher die einer herzlichen Freude. Das Leben schien für sie von Neuem zu beginnen. Sie war erstaunt, solange gegen sich selbst gekämpft zu haben. Voller Vertrauen zweifelte sie nicht, dass Don Rafael ebenso viel Freude empfinden würde, ihre Botschaft zu erhalten, als sie empfand, sie ihm zu übersenden. Deshalb hatte sie in Gaspar, um sich seiner Treue zu versichern, die Hoffnung rege gemacht, dass der Oberst Tres-Villas ihn reichlich belohnen würde. In den kritischen Umständen, in denen sich der Bote befand, war es ein Glück, dass sie ihm eine glänzende Belohnung in Aussicht gestellt hatte, denn wenn diese Botschaft ihre Bestimmung endlich erreichen sollte, so konnte es allein nur vermöge dieses mächtigen Beweggrundes geschehen.

Dennoch war die Freude Gertrudis' nur von kurzer Dauer. Bald traten an die Stelle der Gewissheit Zweifel und Misstrauen. Zwischen ihr und Don Rafael waltete unzweifelhaft mehr als ein von den gebieterischen Umständen erzeugtes Missverständnis ob.

Sie glaubte sich nicht mehr geliebt, die fernen Beweise des Andenkens waren ihr jetzt nur ein Spiel des Zufalls, und wenn der Oberst sie aus seinem Herzen verbannt hatte, so war es nur darum geschehen, weil er eine andere liebte.

So von schmerzlichen Gedanken gebeugt, mit von der schwarzen Eifersucht zerrissenem Herzen trat sie ihre Reise an. Die Gefahren aller Art, denen ihr Bote in einem von Bürgerkriegen zerfleischten Land ausgesetzt war, und die Ungewissheit seiner Rückkehr vermehrten noch ihre Unruhe. Der Kummer zehrte sie auf und ihr Herz brach. Ihre bleichen Wangen verkündeten, wie schrecklich die Qualen waren, welche sie erduldete.

Don Mariano sah mit außerordentlichem Schmerz das Leben seiner Tochter stufenweise erkranken. Die Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen erkennend, die er bis jetzt gemacht hatte, um ihre Liebe dadurch, dass er ihr Don Rafael gleich treulos gegen Geliebte und Vaterland darstellte, versuchte er nun das, was er gesagt hatte, zu mildern. Aus einem strengen Kläger, der er ehemals gewesen war, wurde er der wohlwollende Verteidiger des Obersten. Der Adel und die Offenheit seines Charakters sollten nun von ihm jeden Verdacht der Treulosigkeit fernhalten. Sein Schweigen erklärte sich auf ganz natürliche Weise durch das Zusammentreffen mehrerer von seinem Willen unabhängiger Umstände und durch die Hindernisse, welche die politischen Ereignisse unüberwindlich gemacht hätten.

Gertrudis lächelte schmerzlich bei den Worten ihres Vaters. Ihr Herz blieb darum um nichts weniger verbittert.

So verbrachten sie die ersten drei Tage ihrer Reise von Oajaca zu den Ufern der Ostuta, ohne Abenteuer zwar, aber nicht ohne das beunruhigende Gerücht über die Raubzüge und Mordtaten des blutdürstigen Arroyo, die ihnen unterwegs zu Ohren kamen, sie in beständiger Aufregung erhielten. Am dritten Tag ihrer Reise hatten sie gegen Abend den Ort erreicht, wo wir sie haben haltmachen se-

hen, in der Nähe der Furt der Ostuta. Während der Nacht hatte Don Mariano, durch verwirrte, unbestimmte Töne, die er im Wald hörte, beunruhigt und auch von der Furcht ergriffen, dass einige Gefahr bei dem Übergang über den Fluss zu besorgen sei, einen seiner Leute abgeschickt, auf dessen Erfahrung und Mut er volles Vertrauen setzte, um die Ufer der Ostuta zu untersuchen.

Zwei Stunden später war der Diener mit der Nachricht zurückgekehrt, dass auf der einen Seite der Furt zahlreiche Feuer leuchteten. Das waren, wovon sie schon aus ihrer Reise unbestimmte Gerüchte gehört hatten, die Lagerfeuer Arroyos und seiner Banditen. Der Diener fügte hinzu, dass er glaube, bei seiner Rückkehr von jemandem verfolgt worden zu sein. Nach diesem Bericht nun hatte man sich beeilt, das Feuer auszulöschen, das man angezündet hatte, und machte, wie wir gesehen haben, Anstalten zum schleunigen Aufbruch.

Derweil sie längs des Flusses hinzogen und den See, den er bildet, umgingen, machte der Diener Don Marianos sich anheischig, jenseits desselben Sees eine andere Furt zu finden, die sie durchwaten könnten, um auf einem ganz anderen Weg die Hazienda San Carlos zu erreichen. Freilich war dies mit den Umwegen, die gemacht werden mussten, ein Reisetag mehr. Man hatte dabei die Wahrscheinlichkeit, den Händen der Banditen Arroyos zu entgehen.

So wandten sich nun die Reisenden zum See Ostuta. Der Weg war lang und mühselig.

Die Unmut Gertrudis', die Vorsicht, die man infolge der schlechten Wege anwenden musste, auf denen die Maultiere, welche die Sänfte trugen, sich kaum mit ihrer Last halten konnten. Alles trug dazu bei, die Reise der Flüchtlinge

zu verzögern. Es war ungefähr zehn Uhr abends, als die Reisenden endlich an einen Ort gelangten, wo der See sein trübes und wehmütiges Wasser vor ihren Augen ausbreitete.

Von allen gefürchteten oder verehrten Orten, denen die Indianer ehedem einen Kult gewidmet hatten, gab es keinen, welcher der Gegenstand von mehr alten Traditionen gewesen wäre, als der See Ostuta und der Berg, der sich mitten in seinem Wasser erhebt. Der Berg führt den Namen Monapostiac oder der verzauberte Hügel, dessen düsterer und eigenartiger Anblick den Beschauer mit einer Panik erfüllt, dessen er sich nicht erwehren kann.

Der Augenblick ist bald gekommen, die Einzelheiten dieses schreckenerregenden Ortes näher zu beschreiben, zu dem die Notwendigkeit und die Sorge für die Sicherheit Mariano Silvas und seiner Tochter sie geführt hatte. Wir begnügen uns zu sagen, dass der Hain, welcher den See umgibt, den Reisenden ein undurchdringliches Asyl darbot, aus dem man nicht daran denken durfte, vor Tagesanbruch aufzubrechen, um die Furt aufzusuchen, deren Vorhandensein der Diener angedeutet hatte.

\*\*\*

Wenden wir uns jetzt wieder zu dem Ort zurück, an dem der Hauptmann Don Cornelio, Costal und Clara ihr Mittagsschlafchen ungefähr mit Untergang der Sonne beendeten.

Noch herrschte das kurze Zwielicht, das den Tropengenden eigen ist, als die drei Reisegefährten sich in den Sattel schwangen, um die Furt des Flusses zu erreichen. Das

Schwierige dabei blieb, die Hazienda del Valle zu passieren, ohne von den Schildwachen bemerkt zu werden.

»Versuchen wir während der Nacht vorbeizuschlüpfen, so erregen wir mehr Verdacht, als am Tag«, sagte Costal.  
»Clara kann vorangehen. Wird er von einer Schildwache angehalten, so kann er für einen Kaufmann und seine Dienen freie Passage verlangen. Bemerkt er niemand, so verfolgen wir unseren Weg ohne alle Umstände.«

Diese Ansicht fand der Hauptmann nach seinem Geschmack und als sie eine Viertelstunde danach vor der langen und geraden Allee aus Eschenbäumen, an deren Ende sich die Hazienda erhob, angelangt waren, blieben Costal und Don Cornelio zurück, obwohl sie ohne Furcht hätten weiterschreiten können, da sie ganz öde war. Um unterdessen jeder Überraschung zu entgehen und vorzüglich, um jeden Argwohn von sich fernzuhalten, betrat der Schwarze allein die Allee.

Scheinbar war hier alles, wie auch im Gebäude, still und leer, genau wie vor zwei Jahren, als Don Rafael dort nur Verwüstung und Tod fand. Kaum hatte der Farbige hundert Schritte gemacht, als hinter der Schießscharte der Ringmauer sich ein Soldat zeigte. Clara ging geradewegs auf das Tor zu.

Die Entfernung war zu bedeutend, um die Worte, die zwischen beiden gewechselt wurden, zu verstehen, aber Don Cornelio und Costal bemerkten, dass der Soldat ihm einen Gegenstand zeigte, der ihnen bis jetzt noch unsichtbar war.

Dieser Gegenstand schien den höchsten Grad von Lustigkeit bei dem dunklen Menschen zu erzeugen, und der Soldat war schon verschwunden, nachdem er ihm ohne Zwei-

fel die Erlaubnis, um die er ihn angegangen war, bewilligt hatte, als Clara immer noch fortfuhr, sich seiner ausgelassenen Freude hinzugeben. Das schien dem Hauptmann eine höchst günstige Vorbedeutung, dennoch zögerte er, ihm zu folgen, bis der Schwarze endlich ein Zeichen machte, zu ihm zu kommen. Die beiden Gefährten beeilten sich nun, der Aufforderung Claras Folge zu leisten, der ihnen unter schallendem Gelächter mit dem Finger einen Gegenstand zeigte, der seine Lustigkeit in so hohem Grade erregt hatte.

Der Hauptmann erblickte ihn sogleich, glaubte sich aber gröblich getäuscht zu haben. Und in der Tat war das Schauspiel, welches sich seinen Augen darbot, keineswegs geeignet, die Ausbrüche der ausgelassenen Freude Claras zu rechtfertigen.

Anstatt der Köpfe von Wölfen oder anderen schädlichen Tieren, die man zuweilen an die Tür einer Hazienda nagelt, waren hier drei Menschenköpfe, die noch nicht ausgedörrt waren, sondern eben erst frisch abgeschnitten zu sein schienen, angebracht. Don Cornelio, der glaubte, dass sie der Schwarze ohne Zweifel nicht bemerkt hatte, zeigte sie ihm mit entsetzter Miene.

Clara lachte nun aus vollem Halse.

»Elender«, rief Don Cornelio, »ist denn dieses Schauspiel geeignet, eine solche Heiterkeit zu erregen?«

»Hm!«, machte dieser, ohne sich stören zu lassen, »wenigstens muss man lachen.«

Dann fügte er ganz leise hinzu, um nicht von der spanischen Schildwache verstanden zu werden:

»Das ist ja Euer Kopf!«

»Mein Kopf!«, erwiderte der Ex-Student erbleichend.

Da er denselben bei näherer Untersuchung noch auf sei-

nen Schultern sitzen fand, glaubte er, der Schwarze rede ungereimtes Zeug.

»Wenigstens hat man es mir soeben gesagt«, entgegnete Clara mit einem Luftsprung. »Seht, wenn Ihr lesen könnt.«

Der Hauptmann konnte wirklich trotz der zunehmenden Dunkelheit folgende große Umschrift um einen der Köpfe lesen: *Dies ist der Kopf des Insurgenten Lantejas.*

Der Leser erinnert sich, dass Gaspacho seinem Hauptmann Arroyo angezeigt hatte, dass einer seiner Leutnants, welcher denselben Namen wie der Hauptmann trug, getötet worden und dass sein Kopf den Blicken der Vorübergehenden ausgestellt sei.

Don Cornelio wendete die Augen von dem scheußlichen Schauspiel ab und beeilte sich von Neuem, seinen unglücklichen Namen Lantejas verwünschend, freies Feld zu gewinnen. In dem Ausmaß, wie die Entfernung zwischen der Hazienda und ihm zunahm, in demselben Umfang verringerte sich sein Schreck, und endlich lächelte er traurig über diesen unglücklichen Namensvetter, während Clara sich noch immer nichts Komisches denken konnte.

Indessen war die Nacht angebrochen und die tiefe Stille, in der die Reisenden ihren Weg fortsetzten, verbunden mit der Aussicht, in weniger als einer Stunde dem blutdürstigen Arroyo gegenüberzustehen, bestürmte die Seele des Hauptmanns mit düsteren Gefühlen.

Hätte ihn die Furcht nicht abgehalten, dass Costal die beängstigenden Gefühle, die ihn bestürmten, argwöhnen könnte, so würde er seine Zusammenkunft mit dem so sehr gefürchteten Freischärler gern bis zum nächsten Tag verschoben haben. Der Indianer und der Schwarze beobachteten eine so unbekümmerte Haltung, dass er sich schämte,

weniger mutig als seine beiden Gefährten in diesem Abenteuer zu erscheinen. Die Ereignisse sollten übrigens bald genug seinem Schwanken ein Ziel setzen. Am Ende eines Fußweges, auf dem sie sich befanden, breitete sich der Fluss vor den Augen der drei Reiter aus.

Ein so belebtes Schauspiel die Furt der Ostuta am Morgen selbst dargeboten hatte, eben so still und verlassen war sie jetzt am Abend.

Von dem Lager Arroyos waren weiter keine Spuren mehr vorhanden als die Überreste der Ballen, die auf dem von den Hufen der Pferde aufgescharrten Erdboden umherlagen.

»Wenn ich die Wahrheit aus den Worten des Schurken, der Euren Dolman so nach seinem Geschmack fand, habe enträtseln können«, sagte Costal, »so sind wir jetzt auf dem Weg, der uns zu dem Mann führt, den wir suchen. Er muss mit seiner Bande in der Hazienda San Carlos sein, obwohl der Schurke, von dem ich spreche, sich das Ansehen gab, als wollte er daraus ein Geheimnis machen.«

»Und wenn nun die Hazienda San Carlos eine spanische Besatzung hat?«, warf der Hauptmann ein.

»Gehen wir zuerst durch die Furt, dann werde ich, indessen Ihr mich mit Clara erwartet, eine weiter ausgedehnte Erkundung vornehmen.«

Der Vorschlag Costals wurde angenommen, die drei Reiter setzten durch die Furt und der Indianer schickte sich an, Nachforschungen einzuziehen.

»Seid ja vorsichtig, Costal«, sagte der Hauptmann, »die Gefahr bedroht uns von allen Seiten.«

»Costal und mich vielleicht, das bestreite ich nicht, der Hauptmann hat nicht das Geringste zu fürchten, nament-

lich jetzt, wo man ihm den Kopf abgeschnitten hat«, fügte der Schwarze hinzu.

Costal sprengte im scharfen Trab fort und der Hauptmann und Clara blieben zurück.

Bald darauf ließen hinter ihnen sich Tritte von Pferden im Wasser vernehmen und zwei Reiter kamen auf sie zu. Der eine von ihnen trug ein großes in Leinwand eingeschlagenes Bündel, das er hinter sich geschnallt hatte. Ein kurzer Gruß wurde mit den Reitern gewechselt, die weiter ritten, als der Hauptmanno, in der Hoffnung, von ihnen einige Nachrichten zu erhalten, ihnen zurief: »Ist die Hazienda San Carlos weit von hier?«

»Etwa eine Viertelstunde«, antwortete eine Stimme.

»Werden wir da freundlich aufgenommen werden?«

»Das ist so«, erwiderte der andere Reiter in einem Ton, dessen Ironie der Hauptmann trotz der Entfernung nicht erkennen konnte.

Dann rief jener mit starker Stimme vier Worte in das Schweigen der Nacht hinein, von denen Lantejas nur die beiden letzten Worte verstand: »Mejico é independencia (Mexiko und Freiheit)!

»Nicht wahr, er hat zuerst: Viva (es lebe)! gerufen?«, fragte der Hauptmann.

»Er hat: Muera (nieder)! gerufen«, entgegnete der Schwarze.

»Ihr täuscht Euch.«

»Ich bleibe dabei, dass er Muera! gerufen hat.«

Der Hauptmann blieb, da er nicht gewagt hatte, ganz bestimmt zu fragen, ob San Carlos sich in den Händen der Spanier befindet oder nicht, darüber noch so im Unklaren wie vorher.

Die Zeit verrann und Costal kehrte nicht zurück.

»Ich werde in dieselbe Richtung mich auf den Weg machen und sehen, ob ich ihm nicht begegne«, sagte der Schwarze.

Der Hauptmann war über das verlängerte Ausbleiben Costals beunruhigt und gab daher zu, dass Clara sich entfernte. Er band ihm aber auf die Seele, so schnell wie möglich zurückzukommen, wenn er den Indianer, auf dessen Gewandtheit und erprobten Mut er zählte, um sich im Notfall selbst aus der Verlegenheit ziehen zu können, binnen einer Viertelstunde nicht gefunden hätte.

Don Cornelio begann die Minuten zu zählen, die seit dem Zeitpunkt, als die letzten Hufschläge von Claras Pferd in der Ferne erstarben, vergangen waren. Die Viertelstunde war vollständig vorüber, der Schwarze kam nicht zurück. Dem Hauptmann wurde es unbehaglich in der Einsamkeit, die ihn umgab. Um sich die Zeit bis zur Rückkehr seines zweiten Kundschafters zu verkürzen, ritt er langsam auf dem Weg entlang, den derselbe eingeschlagen hatte.

Eine zweite Viertelstunde verfloss gleich der ersten und der Hauptmann wollte diesmal, viel ernstlicher beunruhigt, anhalten, als es ihm schien, durch die Gipfel der Bäume Lichter kommen und gehen zu sehen, deren matte Strahlen er bei der Biegung der Straße plötzlich entdeckt hatte. Das Terrain stieg einige Schritte vor Don Cornelio steil an. Nachdem er auf der Erhöhung angelangt war, erkannte er auf dem Grund eines Tales umfangreiche Gebäude, deren Fenster so hell erleuchtet waren, dass das Innere in vollen Flammen zu stehen schien. Auf dem flachen Dach des Gebäudes bewegten sich Fackeln und Lichter hin und her und von ihnen stammten die Lichtstrahlen, die dem Haupt-

mann von Weitem aufgefallen waren.

Es lag etwas ganz Besonderes in diesen Lichtern, die man, sozusagen, in der Luft sich hin und her bewegen sah, und die in ihrem Zusammenhang mit den feurigen Flammen, welche, wie man durch die Glasfenster bemerken konnte, in verschiedenen Farben brannten, indem sie bald vom dunklen bis zum hellsten Blau oder zum verschiedenartigsten Violett übergingen und in jedem Moment ihre Farben wechselten, einen so sonderbaren Anblick darboten, dass Don Cornelio wie angewurzelt stehen blieb.

Die abergläubischen Ansichten, mit denen der Indianer ihn während der ganzen Reise unterhalten hatte, tauchten plötzlich in seinem Gedächtnis wieder auf, und auch der blitzende Bannstrahl, den der Bischof von Oajaca gegen die Insurgenten geschleudert hatte, die sein berühmter Hirtenbrief als Geister der Finsternis darstellte, fand in seiner von ihm so emsig genährten Einbildungskraft vollkommen Glauben. Der Schrecken des Hauptmanns änderte jedoch plötzlich seine Natur.

Die so merkwürdig gefärbten Flammenzungen, die er hinter den Fenstern hatte abwechselnd sich bald vergrößern und wieder abnehmen sehen, ohne dass sie sich einen Ausweg nach außen bahnten, wie dies bei einer gewöhnlichen Feuerbrunst geschehen wäre, ließen ihn einen Augenblick fürchten, an den Ort der Verdammten geraten zu sein.

Das Schweigen, das bei dem Anblick der Schreckensszene um ihn herrschte, bestärkte noch die Vermutungen Don Cornelios, als er plötzlich durch die Baumstämme hindurch ein weißes Gespenst über die Ebene huschen und fast in derselben Sekunde verschwinden sah.

Der Hauptmann schlug, um für jeden Fall gerüstet zu

sein, ein Kreuz und blieb unbeweglich im Sattel, ungewiss, ob er fliehen und sich an die Ufer der Ostuta zurückgeben sollte oder nicht.

## Kapitel 5

### Der Oberst der Obersten

Der Tag war für Arroyo nicht glücklich gewesen. Es schien, dass die plötzliche Rückkehr seines unversöhnlichen Gegners, des Obersten Tres-Villas, das Signal zu einer Reihenfolge von Unglücksfällen und vereitelter Hoffnungen, die mit rasender Schnelle an diesem Tag aufeinandergefolgt waren, gegeben hatte.

Zehn Mann seiner Bande waren infolge des Ausfalles der Belagerten aus del Valle umgekommen, Don Rafael hatte zwei andere getötet und war allen Nachstellungen entgangen, Gaspar und Juan waren nicht wieder aufgegriffen worden.

Die blutdürstige Laune des Guerilleros wuchs bei diesen widrigen Zufällen. Um seinem Zorn einige Erleichterungen zu verschaffen, hatte er beschlossen, sich ohne weiteres Zögern der Hazienda San Carlos zu bemächtigen. Außer den Ratschlägen Bocadros, die in seiner Seele Wurzel gefasst und darin Wünsche rege gemacht hatten, die er schleunig befriedigen wollte, leitete ihn auch noch der Gedanke, dass die Hazienda für ihn bei einer neuen auch nur oberflächlichen Befestigung eine uneinnehmbare Zufluchtsstätte werden konnte.

Arroyo kannte freilich kaum den Widerstand, den er dort hätte finden können, war doch fest entschlossen, wenn er

sich San Carlos bemächtigt hätte, mit allen seinen vereinigten Kräften einen wütenden Sturm auf die Hazienda del Valle zu unternehmen. Deshalb hatte er das Kommando, welches sie blockierte, davon zurückgezogen und war an der Spitze seiner ganzen Schar, die ungefähr hundertdreißig Mann stark war, nach San Carlos aufgebrochen.

Dadurch wurde es erklärlich, wie der Hauptmann Lantekas sich, ohne in die Hände der Banditen Arroyos zu fallen, del Valle hatte nähern und die Furt erreichen können, die von den Guerillero verlassen war.

So zahlreich auch die Dienerschaft Don Fernando Lacarras war, so hatte er doch nicht daran gedacht, der Forderung, die an ihn gestellt wurde, die Tore seiner Besitzung zu öffnen, den geringsten Widerstand entgegenzusetzen. Der junge Spanier, der bisher in der strengsten Neutralität gelebt hatte und im ganzen Land wegen seiner Sympathie für die Insurrektion bekannt war, hoffte mit einer beträchtlichen Lieferung an Lebensmitteln oder vielleicht auch an Bargeld davonzukommen. Obwohl er nichts von den Anschlägen Arroyos gegen Doña Marianita wusste, so hatte er es doch für klug gehalten, um sie dem begehrlichen Blick der Banditen zu entziehen, sie in einem der abgelegenen Zimmer der Hazienda zu verstecken, wo sie niemand auffinden konnte, wenigstens so lange, bis nicht das ganze Haus durchsucht und geplündert wurde.

Mit dieser Vorsicht verband er noch die, dem Hauptmann zu sagen, dass sie verreist sei. Zum Unglück für ihn hatten sich die Dinge anders gestaltet und er sah sich von den beiden Gefährten zu gleicher Zeit bestürmt, von denen der eine seine Frau, der andere aber keineswegs bloß ein Lösegeld, sondern gleich das ganze Haus und alle Reichtümer,

die es enthielt, und die das Gerücht noch ins Unendliche vergrößert hatte, wie dies gewöhnlich geschieht, begehrte.

Gerade in demselben Augenblick, als der junge Spanier vergeblich versuchte, seine Frau und seine Schätze der doppelten Begierde der beiden Banditen zu entziehen, geschah es, dass der Anblick der sonderbaren Flammen, die durch die Fenster der Hazienda weithin leuchteten, einen abergläubischen Schrecken in der Seele Don Cornelios hervorrief.

Noch war er damit beschäftigt, sich zu fragen, was das für unheildrohende Lichter und wer dieses weiße Gespenst sein könnte, das sich seinen Augen einen Moment dargeboten hatte, als die Fackeln plötzlich von der Terrasse der Hazienda verschwanden. Zugleich stürzten vier oder fünf Reiter im Galopp aus dem Tor hervor, das geöffnet wurde. Die Reiter stießen ein wildes Geschrei aus. Einer von ihnen hatte ihn gewiss bemerkt, denn ein Blitz fuhr plötzlich aus seiner Hand, darauf folgte ein Knall und Don Cornelio hörte eine Kugel an seinem Kopf vorübersausen.

Bis jetzt war der Hauptmann noch unschlüssig gewesen, ob er fliehen oder ob er auf jede Gefahr hin die Ankunft seiner Gefährten abwarten sollte. Von dem Augenblick an aber wusste er, was er zu tun hatte.

Seit seinen schrecklichen Erlebnissen, die infolge des Geizes seines Vaters eingetreten waren, hatte Don Cornelio einen unbeschreiblichen Abscheu gegen mittelmäßige Pferde. Er war deshalb vorsichtig und hatte sich bei seinem Aufbruch mit einem herrlichen Tier versehen. Da er sich auf dessen Schnelligkeit verlassen konnte, gab er ihm die Sporen und jagte zu der den Reitern entgegengesetzten Richtung, die ihn jetzt unter wütendem Geschrei verfolg-

ten.

Costal und Clara vergessend, floh der Hauptmann wie der Wind und hätte ohne Zweifel die Verfolgung nutzlos gemacht, wenn sein Pferd nicht in der Dunkelheit über eine hervorstehende Wurzel eines dicken Baumes gestolpert und dann gestürzt wäre.

Der Fall war so plötzlich und heftig, dass Don Cornelio über den Kopf seines Pferdes hinweggeschleudert wurde und nur der Weichheit des Bodens es zu verdanken hatte, dass er sich nicht alle Knochen zerbrach. Unglücklicherweise konnte er sich nicht schnell genug aufraffen, sodass einer der ihn verfolgenden Reiter Zeit gewann, ihm das Lasso um den Leib zu werfen.

Wessen Gefangener war nun der Hauptmann? Das war der Punkt, den er nicht kannte, weil er nicht wusste, in wessen Besitz die Hazienda San Carlos war. Als er sich wieder aufrichten konnte, hörte er eine Stimme die ihn in Verlegenheit setzende Frage an sich richten: »Spanien oder Unabhängigkeit?«

In dem einen Augenblick, welcher verging, ehe Don Cornelio auf die Frage eine bestimmte Antwort gab, hatten die drei anderen Reiter ihren Kameraden, der dem Hauptmann das Lasso um den Leib geworfen hatte, erreicht, während der Fünfte sich damit beschäftigte, das flüchtig gewordene Pferd des Hauptmanns wieder einzufangen. Ein drohender Kreis bildete sich nun um Don Cornelio. Was das Aussehen derer anbetrifft, die ihn bildeten, so gehörte es wenigstens zu den Verdächtigen und Bedenklichen.

»Spanien oder Unabhängigkeit?«, wiederholte der eine.

So ungestüm aufgefordert, seine Farben zu enthüllen, unterließ es auch der Hauptmann, der immer noch nicht

wusste, zu welcher Partei die Unbekannten gehörten, auf diese neue Frage eine Antwort zu geben.

»Gut«, sagte der eine seiner Wächter, »dieser ist hier ohne Zweifel der Kamerad der beiden anderen, wir wollen ihn auch zur Hazienda transportieren wie sie.«

Bei diesen Worten wurde Don Cornelio, da ihn seine Bande am Gehen hinderte, ohne weitere Umstände in die Arme eines anderen geschoben.

»Seht«, rief dieser plötzlich aus, die Hautfarbe seines Gefangenen erkennend, »das ist ein Weißer!«

»Weiß, rot und schwarz, es fehlt uns nur noch ein Mestize in unserer Sammlung«, fügte ein Dritter hinzu.

Auf diese Weise erfuhr der Hauptmann, dass Costal und Clara, seine beiden Gefährten, in einen Hinterhalt gefallen und gefangen genommen waren wie er.

Noch wusste er immer noch nicht, ob er es mit Royalisten oder mit Insurgenten zu tun hatte, und beschloss, sich darüber Gewissheit zu verschaffen.

»Was wollt Ihr von mir?«, fragte er mit zitternder Stimme.

»Sehr wenig«, antwortete einer der Reiter, »deinen Kopf an die Stelle dessen von Lantejas nageln.«

»Zum Teufel!«, rief Don Cornelio, »ich bin der Insurgent Lantejas, ein Abgesandter des Generals Morelos.«

Wildes Hohngelächter begleitete diese Erklärung.

»Hol mich der Teufel!«, sagte der fünfte Reiter, indem er sich seinen Kameraden wieder anschloss. »Ich habe das verdammt Vieh nicht ganz ohne Mühe wieder erwischt; glücklicherweise lohnt es der Mühe.«

Der Ton dieser Stimme war dem Hauptmann nicht unbekannt und er hoffte einen Augenblick auf eine günstige Wendung seines Schicksals, aber er musste fast sogleich auf

diese Hoffnung verzichten.

»Gott sei gelobt!«, rief der Reiter, »da ist ja mein Dolman.«

Don Cornelio erkannte den Schurken wieder, der am Morgen seinen gestickten Dolman so sehr nach seinem Geschmack gefunden hatte, mit einem Wort: den Gaspacho.

»Welch glückliches Wiedersehen! Dieser Dolman ist zu groß für Euch, mein Freund«, hob der Bandit von Neuem an.

Bei diesen Worten zog Gaspacho seinen abgenutzten Wams aus, und diese Gebärde war bezeichnend genug, dass der Hauptmann sich nicht täuschen konnte.

»Ich begnüge mich damit, so wie er ist«, stammelte der Hauptmann.

Gaspacho zog ihm, ohne dass er sich zu widersetzen wagte, den Dolman von den Schultern.

»In der Tat, wenn man keinen Kopf mehr hat, ist auch ein Hut sehr überflüssig«, sagte ein anderer.

Der Hut des Hauptmanns folgte seinem Dolman, und als diese beiden Gegenstände ihren Platz auf dem Kopf und den Schultern zweier Banditen gefunden hatten, wurde er, da er nichts mehr besaß, was ihre Habgier reizen konnte, von seinen Banden befreit und erhielt die Weisung, seinen Plünderern zu folgen. Dies tat er gehorsam, indem er daran dachte, dass die Gegenwart Gaspachos ein Zeichen sei, welches seine Wächter als Mitglieder der Bande Arroyos kenntlich mache.

»Werde ich den Hauptmann zu sehen bekommen?«, fragte er.

»Welchen Hauptmann?«

»Arroyo!«

»Ah so! Verlangt es Euch so sehr danach?«, erwiderte Gaspacho. »Das nimmt mich Wunder! Aber ja, Ihr werdet ihn nur zu früh zu sehen bekommen.«

Die Banditen ritten zu der Hazienda, der Hauptmann in ihrer Mitte, auf einem anderen Weg, als auf dem sie das erste Mal gekommen waren.

Bei der Annäherung an das Gebäude sah Don Cornelio noch hinter den Fenstern den sonderbaren Glanz leuchten, dessen Natur er sich nicht hatte erklären können.

In der Tat war der Schein befremdend, denn eine innere Feuersbrunst hätte schon lange die Scheiben zersprengt und die Hazienda in einen Aschenhaufen verwandelt.

Eine Viertelstunde Weges genügte, um sie an Ort und Stelle zu bringen.

Das Tor war von Neuem verschlossen. Einer der Reiter, die den Hauptmann eskortierten, schlug mit dem Griff seines Säbels daran, indem er durch das Schlüsselloch ein Lösungswort flüsterte, das Cornelio nicht verstand.

Er begriff nur, dass der Augenblick gekommen sei, wo er wohl oder übel sich seines Auftrages gegen Arroyo entledigen musste. Wie es oft zu geschehen pflegt, dass einem die ferne Gefahr schrecklicher erscheint, als die, in der man sich befindet, fühlte er sich von einem Teil seiner Beängstigungen befreit.

Die Tür drehte sich in ihren massiven Angeln, um die Reitertruppe einzulassen, in deren Mitte Don Cornelio zuerst in eine finstere Vorhalle und dann in einen geräumigen Hof gelangte.

Verstreute Feuer, wie in einem Lager, brannten in dem Hof und um dieselben lagerte eine Anzahl von ungefähr hundert Männern von abstoßendem Äußerem. An der Mau-

er entlang standen vollständig gesattelte Pferde, denen man nur den Zaum abgenommen hatte, um sie desto bequemer ihre Ration Mais, der in hölzernen Trögen aufgeschüttet war, fressen zu lassen. Überall erleuchtete der Glanz des aufflackernden oder des ersterbenden Feuers Gruppen zusammengestellter Karabiner, Lanzen oder Degen, und Don Cornelio konnte sich beim Anblick dieser Galgenphysiognomien in ihrem schrecklichen und doch wieder malerischen Anzug eines Schauers nicht erwehren.

Der größte Teil hielt es gar nicht erst der Mühe wert, sich bei der Ankunft eines neuen Gefangenen umzudrehen. Nur einer von ihnen erhob sich nachlässig auf den Ellenbogen und fragte Gaspacho, weshalb man sie zu dieser Stunde der Nacht ausgesandt habe, die Ebene zu durchsuchen.

»Man behauptete«, erwiderte Gaspacho, »dass die Herrin dieses Hauses, von der ihr Mann behauptet, sie sei abwesend, aus dem Fenster entschlüpft sei. Wir haben sie gesucht, würden jedoch mit leeren Händen zurückgekommen sein, wenn wir nicht diesen Spion des Vizekönigs zu seinem Glück begegnet wären, der sich für unseren Kameraden Lantejas ausgibt.«

»Wie, zu seinem Glück?«

»Freilich! Da man ihn in das Paradies schicken wird, für den Hauptmann und seine Frau zu beten.«

»Ah, das ist in der Tat recht komisch.«

Der Mann legte sich wieder zurück.

Die Gefährten Gaspachos gesellten sich zu den im Hof lagernden Soldaten. Don Cornelio stieg allein mit dem Ersternen die Stufen einer breiten Steintreppe hinauf. An einer Tür angelangt, hinter der man verworrenen Lärm, mit Schmerzensgeschrei untermischt, hörte, öffnete der Bandit

dieselbe und stieß Don Cornelio ohne Umstände in die Mitte eines ungeheuren Saales, dessen glühende Atmosphäre ihn beinahe erstickte.

Zwei oder drei eiserne Fackelbehälter, die an der Wand befestigt und mit Harzfackeln versehen waren, verbreiteten nur ein mattes Licht, denn der rötliche Schein, der von ihnen ausging, erbleichte vor der blendenden Flamme eines brennenden Branntweinfasses. Die Hitze, der Blutgeruch und die Ausdünstung des brennenden Alkohols, dessen Flamme außerhalb des Gebäudes den sonderbaren Schein erzeugte, der hinter den Scheiben glänzte, vermischt sich in diesem Saal in schrecklicher Weise.

Dies war es aber keineswegs, was dem Hauptmann am meisten auffiel, nachdem sich seine Augen erst ein wenig an den Glanz des brennenden Branntweins gewöhnt hatten.

Durch ein Spalier von Zuschauern, die das größte Vergnügen bei dem Schauspiel, das vor ihren Augen aufgeführt wurde, zu empfinden schienen, erblickte der Hauptmann seinen Unglücklichen, der gänzlich entkleidet auf eine gegen die Mauer gelehnte Leiter gebunden war. Ein Mann mit einem wilden Gesicht, dessen entflammte Züge der violette Schein der Branntweinflamme färbte, schlug aus Leibeskräften mit einer Peitsche aus Rindsleder, die aus mehreren Riemen bestand, auf den Rücken des Dulders los und wischte von Zeit zu Zeit das Blut an der Mauer ab, das bis auf seine Hände spritzte. Man wäre, versucht gewesen, zu glauben, dass diese grausame Pein schon seit langer Zeit stattfand oder bereits an mehreren Opfern vorgenommen worden war.

Zur Seite dieses Mannes, den Lantejas für seinen Hen-

kersknecht von Profession hielt, schien ein Weib von fast noch scheußlicherem Anblick, als jener Elende selbst, ihn durch ihr Geschrei aufzufordern, seine Grausamkeit zu verdoppeln, und Gott weiß es, ob der Unmensch noch einer Aufforderung benötigt war.

Da Gaspacho sah, dass man ihn nicht bemerkte, so rief er nach Verlauf einiger Minuten:

»Herr Hauptmann, ich bringe Euch den Gefährten des Schwarzen und des Indianers.«

Zum großen Staunen Cornelios antwortete der, den er für einen Henkersknecht gehalten hatte, auf den Titel Hauptmann.

»Es ist gut, ich werde sogleich bei ihm sein, wenn dieser Schakal erst gebeichtet haben wird, wo seine Schätze und sein Weib sind.«

Von Neuem pfiff die Peitsche durch die Luft und fiel auf den Rücken des Delinquenten nieder, ohne dass dieser einen anderen Laut als ein dumpfes Seufzen hören ließ.

Der Leser hat gewiss ohne Mühe aus den Worten Arroyos erraten, dass das Opfer seiner Barbarei niemand anders als der Schwiegersohn des Don Mariano Silva, Don Fernando Lacarra, war.

Tatsächlich war es der junge Mann, der sich eher von den Peitschenhieben töten ließ, als dass er den Ort verriet, wo er seine Frau und seine Schätze verborgen hatte. Nicht etwa, weil er auf die Letzteren ebenso viel gehalten hätte, wie auf seine Lebensgefährtin, sondern weil beide ein und derselbe Ort barg.

Nachdem Gaspacho den Hauptmann von der Ankunft Don Cornelios benachrichtigt hatte, verließ er den Saal, unempfindlich gegen das abscheuliche Schauspiel, um sich

mit seinen Kameraden zu vereinigen, welche unten im Hof biwakierten.

Der Hauptmann war so vom Schrecken überwältigt, dass seine zitternden Beine ihn fast nicht mehr aufrecht hielten.

Außer dem tiefen Mitgefühl, welches ihm das schreckliche Los Don Fernandos einflößte, dachte er, dass Costal, sein unerschrockener Verteidiger, ohne Zweifel tot sei, ebenso Clara, und dass er seinerseits demselben Schicksal entgegen gehe.

Während eine Flut trüber Gedanken seine Seele bestürmte, nahte sich ihm ein Mann, den er bis dahin, von dem ungewohnten Licht geblendet, noch gar nicht bemerkt hatte, mit schiegendem und grausamem Blick, gleich dem eines Schakals, in den krummen Windungen dieses wilden Tieres.

Obwohl sein Anblick kein beruhigender war, schien er dennoch weniger unheilverkündend, als der seiner wilden Gefährten, und Don Cornelio sah ihn fast mit Freude aus sich zukommen.

Doch sollte diese Freude nur von sehr kurzer Dauer sein.

Als der Mann mit dem schiegenden Auge bei ihm war, sagte er in schmeichlerischem Ton: »Mein guter Freund, Euer Kostüm scheint mir sehr leicht, um Euch Leuten von Stand vorzustellen.«

Lantejas hatte in der Tat, dank der Fürsorge der Banditen, weiter nichts behalten, als sein Hemd und seine durch ihre Brutalitäten ziemlich arg zugerichteten Kniehosen. Obwohl der heuchlerische Ton dieses Mannes anfing, ihm ebenso viel Schrecken einzuflößen, als der empörende Anblick des anderen Anführers, so fühlte er doch, dass die Zeit zu kostbar sei, um länger zu zittern, ohne seine Erklärung abzuge-

ben.

»Herr Capitano ...«, begann er.

Der Anführer mit dem Schakalsgesicht unterbrach ihn.

»Nennt mich Herr Oberst der Obersten, dies ist ein Titel, auf den ich um so mehr Recht habe, da ich ihn mir aus eigener Machtvollkommenheit zugelegt und niemand das Recht hat, ihn mir zu verweigern.«

»Herr Oberst der Obersten«, begann der Hauptmann darauf, »wenn Eure Leute nicht Sorge getragen hätten, mich auszuplündern und mir meinen gestickten Dolman und meinen mit goldenen Borten besetzten Hut zu nehmen, so hättet Ihr mich weniger leicht gekleidet gefunden, doch darum handelt es sich jetzt nicht, ich habe ernstere Beschwerde zu führen.«

»Teufel, mein Freund, ein gestickter Dolman und ein goldbetresster Hut, das ist wichtig. Die Sachen müssen sich wiederfinden. Das sind zwei Dinge, die mir gerade fehlen.«

»Ich habe mich über eine unverzeihliche Gewalttätigkeit zu beklagen. Ich heiße Lantejas und diene der Junta von Zittacuaro, unter den Befehlen des berühmten Morelos, und ich bin Capitano, als welchen mich mein Auftrag ausweist ...«

Ein plötzlicher und schrecklicher Gedanke unterbrach Don Cornelio. Zum ersten Mal erinnerte er sich seines Auftrages, seiner Depeschen und seiner Beglaubigungsbriebe, und alles dieses befand sich im Futter seines Dolmans, der ihm genommen war.

»Ihr nennt Euch Lantejas, mein guter Freund!«, rief der Oberst der Obersten entzückt aus. »Das ist ein herrliches Zusammentreffen« Der Hauptmann atmete leichter. »Das ist ein prächtiges Zusammentreffen - für uns, und Ihr könnt

Euch sogleich davon überzeugen.«

Dieses Gespräch hatte an einem mit einer leinenen Decke behangenen Tisch stattgefunden, die der Banditenchef jetzt aufhob. Don Cornelio schauderte beim Anblick der drei auf diesem Tisch ausgestellten Köpfe.

»Hier, mein Freund, ist der Kopf unseres Freundes Lantejas, den unsere Leute soeben mit den zwei anderen vom Tor der Hazienda del Valle herabgenommen haben. Begreift Ihr nun, wie glücklich es sich für uns trifft, an die Stelle des Kopfes des Insurgenten Lantejas den des Royalisten Lantejas aufstecken zu können?«

»Aber das ist ein Missverständnis!«, rief der Hauptmann, indem er sich mit dem Rücken der Hand den kalten Schweiß abwischte, der von seiner Stirn rann. »Ich habe die Ehre, der Sache der Unabhängigkeit zu dienen.«

»Bah! So pfeift jeder, mein guter Freund, und ohne handgreifliche Beweise ...«

»Die Beweise sind im Futter des Dolmans, den man mir gestohlen hat.«

»Wer hat den Dolman gestohlen?«, fragte der Chef.

»Gaspacho«, erwiderte der Hauptmann, vom Namen dessen, der ihn genommen hatte, in Kenntnis gesehen.

»Das ist ein schreckliches Unglück!«, rief der Oberst der Obersten. »Gaspacho hat soeben den Befehl erhalten, in aller Eile nach Las Cruces abzugeben, wer weiß, ob er in acht Tagen zurück sein wird. Bis dahin werdet Ihr Euren Kopf und ich meinen Dolman los sein, der mir so gut gepasst haben würde, denn wir haben denselben Wuchs. Geht, mein guter Freund, ich verliere dabei mehr als Ihr!«

Ein fürchterlicher Schrei ertönte in dem geräumigen Saal. Es war der Letzte des Unglücklichen, den man so grausam

marterte, er konnte die Schmerzen nicht mehr ertragen und sank in Ohnmacht. Zugleich verbreitete das brennende Branntweinfass einen letzten blendenden Schein, dann erlosch die Flamme. Bei dem roten Schein der Fackeln, die noch fortbrannten, sah der Hauptmann nur unbestimmte Schatten, denen von ebenso vielen Teufeln ähnlich, als Anwesende da waren. Mitten in einer von dem verbrannten Alkohol erhitzten Atmosphäre und unter den Schatten erblickte er den des wilden Hauptmanns, der zu seiner Seite schritt, wie ein Jaguar, der seine blutigen Lippen leckt, und eine raue Stimme ließ sich vernehmen.

»Bringt den Spion her«, herrschte er, »unterdessen wird der andere wohl wieder zu sich kommen.«

»Hier ist er, Companero«, erwiderte Bocadro, und beide schritten aufeinander zu, indem sie sich beim Namen riefen.

»Vorwärts, mein guter Freund, jetzt ist die Reihe an Euch. Die Peitsche wird Euch natürlich zum Geständnis bringen, dass Ihr ein Spion des Vizekönigs seid, und infolgedessen ist es noch natürlicher, dass man Euch einen Kopf kürzer machen wird. Ich rate Euch daher gleich, es von vornherein einzustehen.« Während Bocadro diese entsetzliche Sprache führte, starrte Arroyo mit einem durch das teuflische Vergnügen, das er sich soeben verschafft hatte, erhitztem Gesicht und mit funkelnden Augen den Hauptmann an.

»Gesicht sogleich«, sagte er, »damit das ein Ende nimmt. Ich bin müde.«

»Señor Arroyo«, rief Don Cornelio, »ich bin Hauptmann und von Morelos abgesandt, um Euch zu sagen ...«

Der Hauptmann wagte nicht, den Teil seiner Botschaft, der auf die strenge Drohung Bezug hatte, auszusprechen,

die er den beiden blutdürstigen Banditen überbringen sollte

»Die Beweise?«, fragte Arroyo.

»Man hat mir meine Papiere gestohlen.«

»Desto schlimmer für Euch. Heda, Frau«, fuhr der Chef fort, »komm hierher. Du kannst es übernehmen, diesen Spion mit der Peitsche das Geständnis der frevelhaften Absichten, die ihn hierher führten, zu entlocken.«

»Sogleich«, erwiderte das Scheusal, das Don Cornelio bei seinem Eintritt bemerkt hatte und das die Frau Arroyos war. »Der Schakal kommt zu sich und beichtet.«

»Bringe ihn hierher«, befahl der Guerillero.

Man beeilte sich, seinen Befehl auszuführen und band das unglückliche Schlachtopfer los, das man zu tragen genötigt war, denn er konnte sich nicht aus den Beinen halten. Es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, dessen edles Gesicht ein grausamer Schmerz entstellte.

»Wo sind deine Schätze?«, fragte das entmenschte Weib.

»Wo ist deine Frau?«, brüllte der Mann.

Bei diesen Worten schleuderte seine scheußliche Ehehälfte einen Blick eifersüchtigen Hasses auf ihn, worauf er fortfuhr: »Die Frau wird mir von ihrem Vater reiches Lösegeld einbringen und deshalb will ich sie.«

Der junge Mann bezeichnete in fast unartikulierten Lauten ein versteckt gelegenes Zimmer der Hazienda, das bisher den Nachforschungen der Fackelträger, welche die Terrasse und den Korridor durchstöberten, entgangen war. Man bekümmerte sich nun nicht mehr um den Hauptmann, sondern alles stürzte zu dem bezeichneten Zimmer. Einige Augenblicke darauf war Bocadro zurückgekehrt und kündigte den Fund eines Fasses mit Piastern an, aber

die Frau war verschwunden.

Bei dieser Nachricht zuckte ein Blitz unendlicher Freude über das krampfhaft verzerrte Gesicht des jungen Mannes, der sich um seine Schätze wenig zu kümmern schien, wenn nur seine Frau den Brutalitäten der Banditen entging. Die Aufregung machte ihn von Neuem ohnmächtig.

Cornelio erinnerte sich des weißen Gespenstes, das er durch die Bäume hindurch hatte fliehen sehen, und zweifelte nicht, dass dies die Beute sei, der man vergebens nachspüre. Seit einigen Augenblicken ging indessen mit ihm eine Veränderung vor. Verwirrten die starken Ausdünstungen des Branntweins, die den Saal erfüllten, ihm, der niemals in seinem Leben geistige Getränke genossen hatte, oder der beißende Geruch der Harzfackeln den Kopf? Wir wissen es nicht. Er fühlte sich plötzlich von einem Funken des Feuers belebt, das ihm sonst die flammenden Augen Galeanas mitzuteilen pflegten, wenn er an seiner Seite und unter der Ägide seiner furchtbaren Lanze kämpfte.

»Señor Arroyo!«, rief Don Cornelio mit einer Stimme, deren Klang ihn selbst in Erstaunen setzte. »Ihr, der Ihr Euch den Oberst der Obersten nennen lasst, Ihr werdet den Gesandten Morelos' respektieren, der den Auftrag hat, Euch zu sagen, dass, wenn Ihr fortfahrt, durch unnütze Grausamkeiten die heilige Sache, für die wir als Christen ohne Furcht und nicht als Räuber kämpfen, zu entehren, er Euch in vier Teile zerhauen lassen wird, die an den vier Himmelsgegenden ausgestellt werden sollen.«

Bei dieser fürchterlichen und beleidigenden Drohung funkelten die Augen Arroyos vor Zorn und Mut. Bocadro aber zitterte und erbleichte beim Namen Morelos'.

Der Hauptmann, zwar von seiner eigenen Kühnheit er-

schreckt, jedoch von dem festen Vorsatz beseelt, so viel wie möglich davon zu profitieren, ehe sie ihm verging, fuhr fort:

»Lasst den Schwarzen und den Indianer hierherkommen, die Ihr ebenfalls gefangen genommen habt, und wenn sie mich nicht als Don Cornelio Lantejas anerkennen, willige ich ein ...«

Arroyo stürzte auf den Hauptmann zu und brüllte ihn mit vor Wut erstickter Stimme an:

»Verderben über dich, wenn deine Zunge gelogen hat! Ich reiße sie heraus, um die Wange eines Lügners damit zu ohrfeigen.«

Der Hauptmann schwebte mit seinem Mut in unbekannten Regionen, er antwortete auf diese Drohung nur mit einem stolzen Lächeln.

Eine Minute später trat Clara in den Saal.

»Wer ist dieser Mann, schwarzer Hund?«, brüllte der wütende Arroyo.

Der Schwarze lächelte über die Schlauheit, mit der er zu Werke gehen würde, und fletschte seine weißen Zähne mit dumm zufriedener Miene.

»Zum Teufel, es ist der Señor Don Lucas Alacuesta«, erwiderte er.

Arroyo brach in ein wahrhaftes Freudengebrüll aus, als Clara, der diesmal, zu pünktlich den Befehlen des Hauptmanns gefolgt war, den Namen ausgesprochen hatte, welchen Don Cornelio anstelle des für ihn immer verhängnisvollen ›Lantejas‹ angenommen hatte.

»Ich führe aber noch einen anderen Namen«, sagte er, ohne den Stolz in seiner Haltung zu verlieren.

»Don Cornelio Lantejas«, sagte Clara bestätigend.

»Die Beweise! Die Beweise!«, schrie der Guerillero, im Saal auf und ab gehend wie ein Tiger im Käfig beim Anblick des Zuschauers, den er nicht zerfleischen kann. »Ich will sie auf der Stelle!«

Ein heftiger Lärm ließ sich vor der Tür hören und durch verworrenes Geschrei ertönte die Donnerstimme Costals, die Tür öffnete sich und der Indianer stürzte bis in die Mitte des Saals, ein blutiges Messer in der Hand, während er sich ein Kleidungsstück, dessen Form man nicht unterscheiden konnte, wie eine Art Schild um den linken Arm gewickelt hatte.

Costal wandte sich, um seinen Gegnern die Stirn zu bieten, diese aber blieben unbeweglich vor ihrem Chef stehen und einer von ihnen meldete, dass der Indianer soeben einen der ihren erdolcht habe.

»Ich habe es getan, um wieder zu meinem Eigentum zu gelangen«, entgegnete Costal, »oder zu dem des Hauptmanns Lantejas, hier ist es.«

Mit diesen Worten wickelte er von seinem Arm den Dolman ab, dessen Verlust die Behauptungen Don Cornelios wenigstens zweifelhaft gemacht hatte, und dieser empfing diese unerwartete Gunst des Schicksals mit einer Freude, die man ihm wohl gönnen konnte.

»Hier sind meine Beweise!«, rief er und beeilte sich, seine Depesche aus einem klaffenden Riss seines Dolmans herauszuziehen, den der Dolch Costals gemacht hatte, ehe er den Körper Gaspachos erreichten. Der Dolch war durch die Depeschen hindurchgedrungen und sie waren noch ganz frisch von dem Blut des Räubers besudelt, aber sie trugen zu viele Beweise der Identität des Hauptmanns und der Wahrheit seiner Behauptungen, als dass man sie hätte

misskennen können.

Die Namen Galeana und Morelos sprachen für ihn in der Höhle der Banditen, wie der Hauch Gottes für Daniel in der Löwengrube.

Die beiden wilden Guerillero verbeugten sich vor diesen gefürchteten und geachteten Namen.

»Zieht in Frieden«, sagte Arroyo. »Ich rate Euch, rühmt Euch niemals gegen irgendjemand, mir gegenüber die anmaßende Sprache geführt zu haben, die Euer Mund hier ausgesprochen hat. Was den General Morelos angeht, so sagt ihm nur, dass jeder kämpft, wie ihn seine Natur treibt, und dass ich trotz seiner Drohung die meine nicht werde ändern können.«

»Ihr könnt doch mit diesem Dolman nichts mehr anfangen«, fügte Bocadro hinzu. »Ich werde aber ein Mittel finden, ihn ausbessern zu lassen.«

Arroyo schleuderte einen Blick der tiefsten Verachtung auf seinen Gefährten und gab nach diesem Abschied, der den Charakter der beiden Banditen unverhüllt zur Schau treten ließ, den Befehl, den drei Gefangenen die Waffen und Pferde, die man ihnen abgenommen hatte, zurückzugeben. Dann fügte er hinzu: »Sechs Reiter sollen aufsitzen und die Flüchtige aufsuchen. Mein Pferd soll ebenfalls gesattelt werden, denn ich will selbst dabei sein. Auch Bocadro kann uns begleiten.

Bocadro rührte keine Lippe, nicht so aber die Frau Arroyos.

»Was hast du mit dieser Landstreicherin zu schaffen?«, fragte sie in gereiztem Ton. »Haben wir nicht das Fass mit den Piastern?«

»Ich habe dir schon gesagt, weshalb ich sie haben muss«,

entgegnete Arroyo mit vor Zorn und Begierde flammenden Augen. »Um ein Lösegeld von ihrem Vater zu erpressen. Du bleibst hier, den Schatz zu bewachen. Ich werde gehen«, fügte er mit einem grässlichen Fluch hinzu, »und du wirst es gut heißen, wenn nicht ...«

Der Bandit zog den Dolch mit einer so drohenden Gebärde, dass das Weib es nicht wagte, sich seinem Willen zu widersetzen.

Unterdessen beeilten sich Don Cornelio und seine beiden Gefährten, die Hazienda zu verlassen, um den See Ostuta zu erreichen, denn es war zehn Uhr abends und der Mond ging um Mitternacht auf.

Was den unglücklichen Don Fernando betrifft, so dachte niemand daran, ihm die Sorgfalt zu widmen, die sein entsetzlicher Zustand erheischte.

Kehren wir jetzt, ehe wir Don Cornelio zu dem geheimnisvollen See und dem bezauberten Hügel geleiten, zu Gaspar, dem Boten Gertrudis', seinem Gevatter Juan und dem Obersten Tres-Villas, den wir im Bambusdickicht des Flusses verlassen haben, zurück.

## Kapitel 6

### Juan el Zapote fühlt seine Tugend straucheln

Wir haben schon erwähnt, dass Calderas und Don Rafael die Hazienda del Valle derartig befestigt hatten, dass sie fähig war, allen Kräften der Insurgenten in der ganzen Provinz zu widerstehen. Außer den drei Feldgeschützen, die der Gouverneur von Oajaca geliefert hatte, hatte Don Rafael das spanische Gouvernement vermocht, den Sold für die Mannschaft der Garnison, deren Zahl sich auf ungefähr

Hundert belief, zu übernehmen und ihn als kommandierenden Offizier anzuerkennen.

Diese für den Schatz des Vizekönigs wenig fühlbare Ausgabe würde die Mittel Don Rafaels überstiegen haben. Sein obwohl nicht unbeträchtliches Vermögen würde, wie man sich leicht denken kann, nicht ausgereicht haben, den Unterhalt und die Equipierung seiner Soldaten durch fast zwei Jahre hindurch zu bestreiten.

Der Sold an und für sich war sehr geringfügig, aber die Gebühren, die für den Zoll des zwischen Puebla und Oaca stattfindenden Handels erhoben wurden und die der Kommandant der Hacienda einnahm, verdoppelten ihn fast, und daher kam es, dass die Garnison sich nie weder über die Dauer noch über die Anstrengungen eines so reichlich vergoltenen Dienstes beklagte.

Der Leutnant Veraegui, ein tapferer, unternehmender und tätiger Mann, der den Befehl während der Abwesenheit des Obersten führte, hatte sich seit langer Zeit damit begnügt, sich in der Verteidigung zu halten, bis zu dem Augenblick, wo er erfahren und auch Don Rafael benachrichtigt hatte, dass die Guerilla Arroyos in die Provinz zurückgekehrt seien. Er hatte sich vorgenommen, sie wo möglich aufzureiben.

Da er jedoch sehr interessiert und wenig skrupulös war, abgesehen von seiner Tapferkeit, hatte er sich keineswegs beeilt, seinen Plan zur Ausführung zu bringen. In seiner Absicht lag es, Arroyo sich bereichern zu lassen, um zugleich Ehre und Vorteil aus der Niederlage des Guerillero zu ziehen. In seiner Eigenschaft als Spanier kümmerte es ihn wenig, dass die Kreolen gebrandschatzt wurden, wenn nur die Früchte des Raubes Arroyos seine Beute vergrößern

konnten. Seine Soldaten teilten vollkommen seine Ansichten und dies erklärt, warum sie sich bis jetzt auf den einen Ausfall beschränkten, bei dem sie ungefähr zehn Banditen gefangen genommen oder getötet hatten.

Der Leutnant Veraegui befand sich noch in dieser Stimmung philosophischer Neutralität, als er an demselben Morgen des Tages, an dem Don Rafael sich bemühte, den Verfolgungen der Leute Arroyos zu entgehen, durch einen Boten des Gouverneurs von Oajaca den Befehl erhielt, so schnell wie möglich mit den Banditen ein Ende zu machen, welche die Provinz verheerten. Zugleich wurde ihm angezeigt, dass eine Verstärkung von sechzig Mann Milizen der Provinz an demselben Abend eintreffen würden.

Der Katalanier tobte zwar ein wenig beim Empfang dieses Briefes, der ihn zwang, seine Beute zu verringern, da er die Ausführung seiner Pläne beschleunigen musste. Er dachte keinen Augenblick daran, sich zu widersetzen. Nur wurde seine Laune, die schon aus natürlichen Gründen nicht die Beste in Betreff der Insurgenten war, dadurch nicht gemildert und weissagte nicht Gutes für diejenigen, die das Unglück haben würden, in seine Hände zu fallen.

Wenn man nun noch bedenkt, dass das Eintreffen dieses Befehls, so schnell wie möglich mit der Bande Arroyos ein Ende zu machen, mit der Nachricht des bevorstehenden Marsches Morelos' nach Oajaca, der Aufhebung der Belagerung von Huajapam und der vollständigen Auflösung des Belagerungsheeres zusammenhang, kann man leicht begreifen, wie sehr sich der katalanische Leutnant seine Menschlichkeit vorwarf, die er sich gegen die vier Banditen hatte zuschulden kommen lassen, welche er in einem Anfall christlicher Barmherzigkeit, nicht wie ihre drei Gefährten

an den Beinen, sondern am Hals hatte aufhängen lassen.

Ungefähr eine Stunde, nachdem der Hauptmann Lantejas die für seinen Namen so verhängnisvolle Hazienda del Valle passiert hatte, und nur einige Minuten, nachdem unter dem Schutz der Dunkelheit der Nacht die am Tor aufgehängten Köpfe auf Befehl Arroyos weggenommen worden waren, näherten sich zwei Gestalten dem mit Schießscharten versehenen Haus Don Rafaels.

Die beiden Gestalten waren der Bote Gaspar und sein Gevatter Juan el Zapote, welche die Dunkelheit abgewartet hatten, um sich bis zur Hazienda zu schleichen, aus Furcht, in die Hände der Guerillero zu fallen, die sie blockierten.

Beide hatten sich bis zum Untergang der Sonne versteckt gehalten und waren deshalb um so weniger Gefahr gelau-  
fen, von den Leuten Arroyos aufgegriffen zu werden, da diese, wie wir wissen, zurückberufen worden waren, um alle ihre Kräfte gegen San Carlos zu konzentrieren.

»Ich sehe niemandem in unserer Nähe, meiner Treu! Alles ist hier leer«, sagte Juan, als beide den Eingang der langen Eschenallee, die zur Hazienda führte, erreicht hatten. »Al-  
ler Wahrscheinlichkeit nach haben meine ehemaligen Ka-  
meraden die Belagerung aufgehoben. Warum?«

»Das soll uns wenig kümmern«, erwiderte Gaspar. Die Hauptsache ist, dass wir unter diesen Bäumen in Sicherheit sind, und in einer Minute werden wir die Hazienda er-  
reicht haben.«

»Das ist nicht einerlei. Ich lege mir gern Rechenschaft ab von den Dingen dieser Welt.«

»Bah! Machen wir, dass wir fortkommen«, sagte Gaspar.

»Langsam, Gevatter. Wir müssen vorsichtig sein. Wenn die Tugend auch einträglich ist, so muss man sie dennoch

mit Einsicht ausüben, und mein Äußerer, so militärisch es auch ist, könnte leicht der Schildwache verdächtig erscheinen. Ein Flintenschuss ist so leicht abgefeuert!«

»Die Wahrheit ist, mein lieber Juan, dass du eine verteufelte Visage hast, die du versuchen solltest, abzulegen.«

»Das ist die schlechte Gesellschaft, die mich angesteckt hat. Ich habe so viel Unglück gehabt.«

»Nun, ich will allein gehen und mich den Schildwachen zu erkennen geben. Dann werde ich dich als einen Don Rafael Tres-Villas sehr ergebenen Mann vorstellen, der sich erbietet, ihn zu befreien.«

»So ist's recht, vorausgesetzt, dass der Oberst noch lebt.«

»Wer da?«, rief die dröhnende Stimme der Schildwache.

»Gut Freund!«, erwiederte Gaspar, allein vorgehend, während sein Gefährte durch ein übertriebenes Misstrauen in seine militärische Physiognomie sich instinktmäßig, obwohl es Nacht war, hinter dem Stamm einer der dicken Eschen versteckte.

»Schert Euch zum Teufel!«, erwiederte die Schildwache.

»Ich überbringe dringende Nachrichten vom Obersten Tres-Villas«, sagte Gaspar.

»Und wir wollen sie dem Leutnant Veraegui mitteilen«, fügte Juan hinzu, ohne sich zu zeigen.

»Ah! Und wie viel seid Ihr?«

»Zwei«, erwiederte Gaspar.

»Dann kommt ohne Furcht näher.«

Die beiden Männer schritten durch die Eschenallee, hinter der sich das Tor der Hazienda öffnete, und Juan konnte nun, als der Einzige unter seinen ehemaligen Waffengefährten, welche unlängst noch dieselbe blockiert hatten, das Innere der Festung sehen.

Erdsäcke, hinter den Ringmauern aufgestapelt, bildeten einen Wall von zehn Fuß Dicke, der zugleich hoch genug war, dass die Belagerten, auf diesem Gegenwall stehend, vollständig vor dem Feuer ihrer Angreifer geschützt mit ihnen kämpfen konnten. Mauerzinnen, die weiter nichts als Verlängerungen der Pfeiler der Ringmauer waren, trugen mit dazu bei, der Hazienda del Valle das Aussehen eines festen Platzes zu verleihen.

Eine einzige Kanone war auf den inneren Wall hinauf geschafft worden. Die beiden anderen standen, bis zur Mündung geladen, auf ihren Lafetten hinter dem massiven Tor, bereit, jeden Augenblick, in welchem es entweder den Belagerern gelungen war, das Tor von außen zu brechen, oder in welchem man von innen plötzlich die Flügel aufriss, einen doppelten Strom von Kartätschen auszuspeien, die in der ganzen Länge der Allee alles zu Boden schmettern mussten. Außerdem waren noch am Tor Schießscharten angebracht, um jede unberufene Annäherung zu verhindern, und diese waren auf alle vier Seiten der Ringmauer ausgedehnt.

Der Leutnant Veraegui war gerade mit seinem Unterleutnant in einem Zimmer des Erdgeschosses mit Kartenspiel beschäftigt. Auf einem Tisch an seiner Seite stand eine große Flasche Branntwein, weiß und stark wie Alkohol, daneben zwei Gläser und nicht weit davon lag ein Bündel Havanna-Zigarren.

Juan el Zapote konnte sich eines geheimen unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, das ihn beschlich, als ein forschender Blick aus den von dichten Brauen beschatteten Augen des Leutnants, dessen Haar und langer Schnurrbart bereits anfingen, grau zu werden, auf ihn fiel und ihn durchboh-

ren zu wollen schien.

Der Katalonier verdankte seine Charge rein seinem persönlichen Verdienst. Er war derb und grob, von untersetzter Figur und von einem Körperbau, der eher dazu geschaffen schien, eine Rüstung als eine Uniform zu tragen.

Nach der Musterung Juans schweiften die grauen Augen des Leutnants zu Gaspar hin, dessen Gesicht er sich sogleich wieder erinnerte.

»Ah, Ihr seid's!«, sagte er, sich an Letzteren wendend. »Ihr habt den Oberst gesehen und bringt mir Nachricht von ihm? Gehört er zu denen, die der Niederlage von Huajapam entronnen sind?«

»Ich weiß nicht, wovon Ihr sprecht. Alles, was ich zu sagen weiß, ist, dass er vor einigen Stunden im Wald auf dem Wege zwischen Huajapam und der Ostuta von den Banditen Arroyos umstellt war.«

»Und Ihr kommt erst jetzt nach Verlauf mehrerer Stunden zu mir, da doch eine Stunde genügt hätte, von dort bis hierher zu gelangen, und unterrichtet mich von der Gefahr, in der mein Oberst schwiebt?«, fuhr der alte Leutnant voll Misstrauen und Zorn auf.

»Ich wurde nebst meinem Gevatter hier ebenfalls von den Banditen verfolgt und wir haben nicht eher entwischen können.«

»Ah! Ich verzeihe Euch, wie auch Eurem Gevatter, den ich übrigens eher für einen Freund als für einen Feind Arroyos gehalten haben würde. Wo zum Teufel habe ich denn Euer Gesicht schon gesehen, mein Lieber?«

»Ich bin viel in der Welt herumgereist«, erwiderte Juan, »und es ist daher nicht zu verwundern ...«

»Hat der Oberst Euch ersucht, zu mir zu gehen?«, unter-

brach ihn Veraegui.

»Ich bin ihm begegnet, ohne ihn zu kennen. Ich habe es leider zu spät erfahren, dass er es war.«

»Das wird unbegreiflich«, erwiderte der Katalonier, dessen Augen sich noch mehr mit Misstrauen füllten.

Gaspar erzählte nun dem Leutnant, wie in dem Moment, als er mit seinem Gevatter floh, der Oberst von einem Baum vor ihnen auf die Erde gesprungen sei und wie sie sich getrennt hätten, ohne ihn zu erkennen. Bis dahin ging alles gut, aber der Erzähler hatte sich auf ein für Juan gefährliches Gebiet verirrt. Es blieb noch übrig, zu erklären, wie dieser von seinen ehemaligen Kameraden erfahren hatte, dass der Mann, dem sie begegnet, Don Rafael selbst gewesen sei.

Gaspar stockte und die misstrauischen Blicke des Leutnant schweiften von einem zum anderen. Juan kam seinem Gevatter entschlossen zu Hilfe.

»Mein Gefährte«, fiel er ein, »wagt nicht, aus Rücksicht für mich, die ganze Wahrheit zu enthüllen und ich werde sie an seiner Stelle sagen. Das ist der Hergang: Mein Gevatter war, als er von hier fortritt, um den Señor Don Rafael vor Huajapam aufzusuchen, den Kundschaftern Arroyos in die Hände gefallen, in dessen Zelt gebracht worden und schwebte in großer Gefahr, sein Leben einzubüßen, wenn in Rücksicht auf unsere Gevatterschaft und aus Freundschaft für ihn ich nicht eingewilligt hätte, ihn mit Gefahr meines eigenen Lebens zu retten.

»Ihr wart also im Lager Arroyos?«, schrie der Leutnant.

»Man sieht manchmal ein Lamm unter Wölfen«, erwiderete Juan im Ton tiefer Zerknirschung.

»Ja, namentlich wenn das Lamm dem Wolf täuschend

ähnlich steht.«

»Für jede Sünde gibt es Verzeihung. Ich war ein verirrtes Lamm und das ist alles.«

»Hm, ein heulendes Lamm mit Klauen und scharfen Zähnen! Aber fahrt fort.«

»Ich habe immer die Tugend geliebt«, entgegnete Juan, »und in meiner Eigenschaft als tugendhafter Mann war ich unter den Banditen durchaus nicht in meiner Sphäre, als mir mein Gevatter die Gelegenheit bot, auf eine tugendhafte Weise zu entfliehen.«

Das große Wort Tugend, welches Juan auf so prahlereische Weise erst als Substantiv und dann als Adjektivum und zuletzt als Adverbium gebraucht hatte, schien in seinem Mund so übel klingend, dass der Katalonier ausrief: »Zum Henker, dieser Tugendakt musste sehr einträglich sein!«

»Nichts ist einträglicher als die Rechtschaffenheit, das ist mein Grundsatz. Die Hauptsache bleibt immer, dass, wenn ich nicht unter Arroyo gedient hätte, meine früheren Kameraden mir nicht gesagt haben würden, dass der Flüchtling, den wir nicht kannten, kein anderer als Don Rafael war. Ich wäre nicht zu Euch gekommen, um Euch von der Gefahr, in welcher der Oberst sich befindet, zu unterrichten und mein Gevatter wäre gehängt oder erschossen worden.«

»Das alles ist wahr, wie das Evangelium«, sagte Gaspar.

»Außerdem«, fügte Juan hinzu, »wenn es dem Obersten gelungen sein sollte, sich zu retten, wie ich hoffe, so wird er es nur der Anweisung zu danken haben, die ich ihm gab, ein Versteck in den Bambusgebüschen der Ostuta zu suchen.«

»Wo?«, fragte Veraegui.

Juan beschrieb nun auf das Genaueste den angegebenen

Ort. Dann fügte er hinzu: »Übrigens werde ich die Ehre beanspruchen, Euch selbst dorthin zu führen.«

»Ihr und Euer Gevatter werdet als Geißeln bis zur Rückkunft des Obersten hierbleiben. Ich traue dem Charakter der Lämmer nicht, die zu lange Umgang mit den Wölfen gehabt haben. Wenn der Oberst lebt, bleibt Ihr beide am Leben, wenn er tot ist ... Bringt die beiden Leute fort und bewacht sie scharf«, sagte der Leutnant, ohne seinen Satz zu vollenden.

»Was, ich auch?« rief der ehrliche Gaspar mit einem für seinen Gevatter wenig schmeichelhaften Erstaunen.

»Um so schlimmer für Euch! Man muss sich immer des Sprichworts erinnern: Es ist besser, allein zu gehen, als in schlechter Gesellschaft.«

Die Soldaten führten Gaspar und Juan el Zapote ab, der trotz seines Grundsatzes ziemlich verstimmt war, seinen ersten Tugendakt so schlecht belohnt zu sehen.

Der Leutnant stürzte ein volles Glas seines Branntweins hinunter.

»Bei den Wunden Christi!«, rief er, »ich werde diese Nacht ein Ende mit den Banditen Arroyos machen und den Schakalen und Geiern einen Fraß verschaffen, der auf vierzehn Tage ausreichen soll.«

Auf seinen Befehl warf der Unterleutnant die Karten weg und stürzte in den Hof der Hazienda, um eine Truppe aus dreißig Mann auszusuchen, die dem Obersten mit verhängten Zügeln zu Hilfe eilen und die Ufer des Flusses durchsuchen sollten.

In diesem Augenblick wechselte das Korps der Milizen der Provinz das Lösungs- und Erkennungswort mit der Schildwache aus, die auf dem Wall stand. Der Gouverneur

hielt sein Wort.

Dieser neue Zwischenfall verzögerte den Abmarsch des Detachements, und während Veraegui seine Maßregeln zu einem allgemeinen Angriff trifft, indem er nicht mehr als die durchaus nötige Anzahl von Leuten zur Bewachung der Hazienda zurücklässt, wollen wir mit kurzen Worten sagen, wie es Don Rafael ergangen war.

Von dem Dickicht aus, in dem der Oberst ein Asyl gefunden hatte, konnte er zwischen den Bambusstengeln hindurch alle Bewegungen im Lager Arroyos beobachten. Er sah das Lager abbrechen und die Guerillero die Zugänge des Flusses verlassen.

Nun verließ der Oberst, als die Nacht gänzlich hereingebrochen war und die Sterne am Himmel glänzten, seinen Zufluchtsort, aufmerksam um sich blickend. So weit sich der Fluss ausdehnte, herrschte die tiefste Stille. Bald aber wurde dieses Schweigen durch drei Männer, die durch die Furt ritten, unterbrochen, später von zwei anderen Reitern, die denselben Weg einschlugen. Die Ersteren waren der Hauptmann Lantejas und seine beiden Gefährten, die anderen die beiden Banditen, die dem Hauptmann Arroyo die Köpfe seiner drei Soldaten brachten, die sie vom Tor der Hazienda del Valle abgenommen hatten.

Die erste Sorge des Obersten war, als er sich allein sah, zu der Stelle des Waldes zurückzukehren, wo er Roncador zuletzt angebunden hatte.

Wie sein Herr so war auch das Pferd den Nachforschungen der Leute Arroyos glücklich entgangen, aber das arme Tier war durch Ermüdung und vorzüglich durch Durst so abgemattet, dass der Oberst erst zum Ufer des Flusses zurückkehren musste, um es zu tränken.

Dies riet ihm auch die Vorsicht, denn die Ostuta war verlassen, das wusste Don Rafael, er wusste nicht, ob die Zugänge zur Hazienda del Valle noch bewacht würden.

Während das abgezäumte Pferd eine reichliche Nahrung in den saftigen Gräsern an den Ufern des Flusses fand, bemerkte Don Rafael, der sich von Neuem hinter das Schilf gekauert hatte, einen Mann, welcher sich anschickte, die Furt des Flusses zu Fuß zu durchwaten, um das andere Ufer zu erreichen.

Der Mann war allein und Don Rafael nahm sich vor, ihn, wer er auch immer sein mochte, nicht vorüber zulassen, sondern ihn auszuforschen. Als der Fußgänger den Fuß ans Land setzte, schritt der Oberst mit dem blanken Degen in der Faust auf ihn zu und befahl ihm zu warten, indem er ihn versicherte, dass er nichts zu fürchten habe.

Dessen ungeachtet schien der Mann sehr erschreckt über diese Aufforderung und in der Tat hatten die plötzliche Gegenwart des Obersten, sein langer Degen sowie seine zerriissen und kotigen Kleider eben nichts sehr Beruhigendes an sich.

»Herr Gott!«, schrie er. »Lasst einen Diener vorüber, der Hilfe für seine Herrschaft sucht.«

»Wer ist Deine Herrschaft?«, fragte Don Rafael mit sanfter Stimme.

»Die Besitzer der Hazienda San Carlos.«

»Don Fernando Lacarra und Doña Marianita Silva?«

»Ihr kennt sie?«

»Sind sie in Gefahr?«

»Leider ja!«, rief der Diener. »Ihr Haus ist ausgeplündert und ich habe das Schmerzensgeschrei meines armen Herrn unter den Peitschenhieben Arroyos ...«

»Was, immer dieser Elende?«, unterbrach ihn Don Rafael heftig.

»Er ist es immer, wenn es irgendein Verbrechen zu verüben gilt.«

»Und Eure Herrin Doña Marianita?«

»Um ihm die Entdeckung des Ortes zu entreißen, wo sie verborgen war, wandte der Räuber die Peitsche an meinem Herrn an. Allein glücklicherweise ist es mir gelungen, seine Brutalität zuschanden zu machen, indem ich der Doña zur Flucht durch das Fenster des Zimmers verhalf, wo sie versteckt war. Dann bin ich nach ihr entflohen und will nun Hilfe von der Hazienda del Valle holen, deren großmütige Verteidiger nicht gestatten werden, dass man ungestraft die Gesetze des Krieges verletzt.

»Sind die Zugänge dahin unbesetzt?«, fragte der Oberst.

»Ohne Zweifel. Die ganze Truppe der Banditen ist in San Carlos konzentriert.«

»Nun, kommt mit mir!«, rief Don Rafael. »Ich verspreche Euch eine ebenso schnelle wie blutige Rache!«

Ohne sich weiter auszusprechen, warf der Oberst seinem Pferd den Zaum über, schwang sich in den Sattel und half dem Diener, sich hinter ihm aufzusetzen. Dann sprenghen sie pfeilschnell zu der Hazienda del Valle.

»Wohin wird Eure Herrin geflohen sein?«, fragte Don Rafael nach Verlauf einiger Minuten des Stillschweigens.

»In meiner Verwirrung habe ich nicht daran gedacht, sie zu der Hazienda zu weisen, wohin wir uns jetzt begeben. Ich habe ihr den Rat erteilt, in den bei San Carlos liegenden Wäldern einen Zufluchtsort zu suchen. Aber das Wichtigste ist, dass sie den Klauen Arroyos hat entfliehen können. Arme junge Frau! Sie war diesen Morgen noch so glück-

lich!«, fügte der Diener mit einem Seufzer hinzu. »Sie erwartete im Laufe dieses unglückseligen Tages ihren Vater und ihre Schwester, die sie seit beinahe einem Jahr nicht gesehen hat.«

Der Oberst konnte sich eines Zitterns, das ihm durch den ganzen Körper lief, nicht erwehren.

»Wisst Ihr es genau, dass Don Mariano und Doña Gertrudis kommen sollten?«, fragte er mit einer gewissen Beklemmung.

»Ein Brief setzte wenigstens ihre Ankunft auf heute fest. Wenn sie nur nicht in die Hände der Blutmenschen gefallen sind! Dabei muss man noch bedenken, dass dieser Arroyo ein ehemaliger Diener des Vaters meiner unglücklichen Herrin ist.«

»Hoffen wir!«, sagte der Oberst mit Anstrengung.

»Vielleicht auch hat die Schwäche der Doña Gertrudis einen Aufenthalt auf der Reise von zwei oder drei Tagen nötig gemacht. Wenn das wäre, könnte sie nicht genug von Glück sagen.«

»Was sagt Ihr? Doña Gertrudis wäre krank?«

»Ei was!«, erwiderte der Diener Don Fernandos. »Ihr scheint sie doch zu kennen und wisst nicht, dass sie nur noch ein bloßer Schatten ist und dass ein geheimer Kummer sie verzehrt? ... Aber warum zittert Ihr so?«, fügte er hinzu, indem er an seinem Arm, den er um den Leib des Obersten geschlungen hatte, die nervösen Zuckungen fühlte, die diesen durchbebten.

»Es ist nichts«, antwortete Don Rafael hastig. »Sagt mir, kennt man die Ursache dieses geheimen Kummens?«

»Wer sollte ihn nicht kennen? Doña Gertrudis liebte einen jungen Offizier über alle Maßen, dass sie, wie man sich er-

zählt, sich keinen Augenblick besann, das Gelübde abzulegen, sich ihr herrliches Haar abzuschneiden, wenn der, den sie liebte, einer großen Gefahr entging. Das Opfer ist vollbracht worden und nun, da er vielleicht nur ihren Gebeten das Leben verdankt, hat er sie vergessen, während sie seiner noch immer gedenkt und ...«

»Nun!« rief der Oberst mit zitternder Stimme.

»Nun, das junge Mädchen stirbt langsam deswegen hin, das ist alles. ... Ach, Herr Kavalier, Ihr seid krank, ich sage es Euch«, fuhr der Diener fort. »Ich fühle Euer Herz unter meinem Arm hämmern, als ob es aus der Brust springen wollte. Mäßigt doch den Lauf Eures Pferdes.«

»Es ist wahr, ich erstickte«, erwiederte Don Rafael mit gepresster Stimme. »Ich leide an Herz zerspringen.«

Der Oberst wankte auf dem Pferd und sein Gefährte war genötigt, ihn zu unterstützen, damit er nicht fiel.

»Dank, mein Freund, Dank!«, sagte Don Rafael mit schwacher Stimme, dessen herkulische Kraft unter dem Gewicht seiner Gemütsbewegung erschlaffte. »Ich fühle mich besser ... fahrt in Eurer Erzählung fort ... sie interessiert mich. Hatte denn dieser Mann ... zu Doña Gertrudis gesagt, dass er sie ... nicht mehr liebe? Liebte er eine, andre?«

»Ich weiß nicht.«

»Konnte sie es ihn nicht wissen lassen ... durch eine verabredete Botschaft ... dass er zu ihr zurückkommen solle, und wäre er auch am Ende der Welt? Vielleicht wäre dann ...«

Don Rafael wagte nicht weiter zu sprechen, denn eine lange niedergehaltene Hoffnung fing an, sein Herz mit so großer Gewalt zu erfüllen, dass er fürchtete, sie plötzlich

zerstört zu sehen.

»Ihr fragt mich mehr, als ich von der Angelegenheit weiß. Ich habe Euch bereits alles gesagt, was mir darüber zu Ohren gekommen ist.«

Der Oberst unterdrückte einen Seufzer und drang nicht weiter in ihn. Inzwischen strengte der Roncador unter dem Druck seiner Schenkel alle Kraft an und jagte trotz der doppelten Last im vollen Galopp zur Hazienda del Valle.

»Kennt Ihr den Namen des Offiziers, den Doña Gertrudis liebt?«, fragte er nach einigen Minuten.

»Ich kenne ihn nicht, aber ich an seiner Stelle, ich ließe nicht ein so schönes Mädchen, wie das Gerücht sagt, denn ich habe sie nie gesehen, vor Liebe sterben.« Dies waren die letzten Äußerungen, welche die beiden Reiter über diesen Gegenstand wechselten. Einige Augenblicke später erreichten sie den Eingang zur Eschenallee, wo die Stimme der Schildwache sie anhielt.

Don Rafael rief: »Sagt dem Leutnant Veraegui, dass der Oberst Tres-Villas angekommen ist.«

Gleich darauf erklang das Schmettern der Trompeten im Innern der Hazienda zum Zeichen der Freude über die Rückkehr des Kommandanten, während der Diener Don Fernandos vom Pferd sprang und sich tausendmal entschuldigte, den Rang seines Gefährten verkannt zu haben.

»Ich bin vielleicht derjenige, der Euch verpflichtet ist«, erwiderte der Obrist, »denn ich werde Euch eine wichtige Botschaft anvertrauen.«

Der Diener verbeugte sich, und während der Leutnant Veraegui mit zwei Unterleutnants und Soldaten, welche Fackeln trugen, näher kamen, um den Befehlshaber der Garnison zu bewillkommen, hielt er ehrfurchtvoll den

Zügel des Pferdes.

Indem er die Hazienda betrat, vermutete er nicht die glühenden Wünsche, die der Bote Doña Gertrudis' und sein Gevatter für seine Rettung hegten.

## Kapitel 7

### Der hochwürdige Hauptmann

Der mexikanische Unabhängigkeitskrieg bildet einen merkwürdigen Abschnitt in der Zeitgeschichte. Auf beiden Seiten schlug man sich im Namen der gefährdeten Religion, ohne dass indessen auf einer Seite eine religiöse Meinungsverschiedenheit bestanden hätte, von der jede die Heilige Jungfrau als Generalissimus anerkannte und wo Priester sich zu Divisionsgeneralen unter ihren Befehlen machten.

In vielen Städten hatte man schon, sei es zugunsten der Insurrektion, sei es gegen sie, Regimenter von Mönchen aller Orden gebildet. Der Bischof Bergosa unterließ nicht, diesem Beispiel auch in Oajaca nachzueifern. Um die geringe Zahl der Truppen, welche in der Hauptstadt ihre Garnison hatten, zu verstärken, hatte er ein Korps Kirchenmiliz, das ausschließlich aus Priestern bestand, errichtet. Doch der Gouverneur Bonavia, derselbe, der die Belagerung von Huajapam geleitet hatte, erlangte, da er dieser Kirchenmiliz wenig zutraute, vom Bischof die Erlaubnis, sie mit einigen Regimentern militärisch geschulter Arbeiterbataillone unter der Bedingung verstärken zu dürfen, dass die Offiziere nur aus den Priestern und Mönchen gewählt würden. Ein solches Milizkommando schickte Bonavia diesen Abend auch dem Leutnant Veraegui. Die Truppe war im Hof auf-

gestellt, als Don Rafael dort eintraf, von seinem Leutnant, seinen Unterleutnants und den Soldaten, welche die Pechfackeln trugen, begleitet.

Der Oberst, obwohl ein strenger Katholik, war, vor allem doch Soldat und teilte das Misstrauen Bonavias gegen diese Priestersoldaten. Er musste sich Zwang antun, um den Chef des Bataillons schicklich zu empfangen, der auf ihn zuschritt.

Dies war ein großer, magerer Dominikaner in halb schwarzer, halb weißer Kutte. Auf den Schultern trug er dicke Quasten und um den Leib einen Gürtel, in dem sein Degen und zwei Pistolen steckten.

Was den Obersten am unangenehmsten berührte, obwohl er schon an dergleichen Wunderlichkeiten gewöhnt, war ein zur Kokarde dienender Schmuck, der den weiten schwarzen Hut des Dominikaners zieme.

»Zum Teufel, was tragt Ihr denn für eine Kokarde, hochwürdiger Capitano?«, fragte ihn Don Rafael etwas unwirsch, als der Mönch ihm vorgestellt worden war.

»Dies hier?«, entgegnete Fray Thomas de la Cruz - das war der Name des Dominikaners -, indem er seinen Hut abnahm, um den Zierrat besser beim Schein der Fackeln sehen zu lassen. »Das sind ganz einfach die Ohren eines indianischen Schufts, dem ich unterwegs die Ehre erwiesen habe, auf ihn Jagd zu machen.«

»Auf die Weise glaubt Ihr diese Unglücklichen zu Eurer Partei zu bekehren?«

»Dieser hier«, erwiderte der Mönch mit einem wohlgefälligen Lächeln, »dieser wenigstens wird seine Ohren der guten Sache geliehen haben.«

Ein Blitz, der Verachtung und Zorn auf den Dominikaner

schleudernd, flammte in den Augen Don Rafaels auf. Er hielt den Ausbruch zurück und begnügte sich, mit strengem Ton zu dem Mönch zu sagen: »Ihr seid ohne Zweifel bereit, aufzubrechen?«

»So lauten die Befehle des Gouverneurs«, antwortete Fray Thomas brummend.

»So lauten die meinen, hochwürdiger Capitano, und ich bitte Euch nicht zu vergessen, dass Ihr hier nur meinen Befehlen zu gehorchen habt«, warf ihm der Oberst ein.

Der Dominikaner fühlte, dass er hier keineswegs der Stärkere war, verbeugte sich, ohne zu antworten.

»Wir waren gerade im Begriff, uns zur Verfolgung der Banditen Arroyos auf den Weg zu machen«, sagte der Katalonier.

»Wisst Ihr, wo sie sind?«

»Die Spur Arroyos ist immer leicht zu finden.«

»Ich weiß ihn, ich«, erwiderte der Oberst. »Dieser brave Diener, der den Zügel meines Pferdes hält, kommt, Eure Hilfe anzuflehen, um seine von den Räubern fürchterlich misshandelte Herrschaft zu rächen. Jetzt haben wir Gelegenheit, sie in der Hacienda San Carlos zu überrumpeln. Leutnant Veraegui, verseht Euch mit so vielen Stricken, wie Ihr auftreiben könnt. Hebt ein Geschütz von seinen Lafetten und legt es auf den Rücken eines Maultieres, wir werden dessen bedürfen, um das Tor zu beschießen.

»Und was werden wir mit den Stricken anfangen?«, fragte der Leutnant mit verschmitztem Lächeln.

»Wir werden diese Räuber bis auf den letzten Mann aufknüpfen, mein lieber Veraegui.«

»Dieses Mal aber bei den Beinen, denn wahrhaftig, wenn ich an meine törichte Nachsicht denke ...«

»Ihr habt also einige laufen lassen?«, unterbrach ihn der Oberst.

»Ich war zu gut zu vier von ihnen, die ich gestern gefangen genommen hatte, ich habe sie gleich am Hals aufgehängt. Unter anderen, mein Oberst, befinden sich hier noch zwei Schelme, die behaupten, mit Euch sprechen zu müssen.«

»Ich werde sie später anhören«, entgegnete Don Rafael, weit davon entfernt, zu vermuten, dass er den zu hören sich weigerte, der ihm das Glück brachte. »Ich habe schon zu viel Zeit verloren, während die unglücklichen Besitzer der Hazienda San Carlos mit Angst jede Minute zählen. Ich werde nicht einmal meine Kleidung wechseln. Legt auf mein Pferd den erstbesten Sattel und dann vorwärts!«

»Blast zum Satteln!«, rief der Leutnant.

Die Trompeten schmetterten von Neuem in der Hazienda, und während man die Befehle des Obersten ausführte, entfernte sich dieser unter der Vorgabe, einen Augenblick allein sein zu wollen. Er richtete seine Schritte in den Garten und wandte sich dann zu der Stelle, wo er vor zwei Jahren den Leichnam seines Vaters bestattet hatte.

Noch war seine Seele von den Entdeckungen, die ihm der Diener Don Fernandos anvertraut hatte, stürmisch bewegt, und er hatte einen Augenblick zur Sammlung und zum Gebet nötig. Der Tod seines Vaters war ein für ihn doppelt verhängnisvolles Ereignis gewesen. Die Zeit hatte die erste Bitterkeit seines Schmerzes gelindert, aber es wäre weder ihm noch der angestrengten Tätigkeit, in die er sich gestürzt hatte, möglich geworden, die hoffnungslose Liebe aus seinem Herzen zu reißen, die an seinem Mark zehrte. Gertrudis teilte noch diese Liebe. Sie starb langsam an ihr

hin, so hatte man ihm wenigstens gesagt, und in der schmerzlich süßen Freude, welche diese Nachricht in ihm erregt hatte, stand er auf dem Punkt, zu vergessen, dass sein Vater noch nicht gerächt sei, wie er sich geschworen hatte. Einer seiner Mörder befand sich nur wenige Schritte von ihm, und dennoch empfand er weiter nichts, als das unsinnige, unwiderstehliche Verlangen, sich zuerst auf die Straße von Oajaca zu begeben und mit Gertrudis zu vereinigen, um ihr zu sagen, dass er nicht mehr ohne sie leben könne.

Deshalb suchte Don Rafael am Grab seines Vaters die nötige Kraft, um nicht den Eid zu brechen, den er bei seinem Haupt geschworen hatte.

Gaspar und sein Gevatter Juan el Zapote hatte man unterdessen ohne alle Umstände in eine abgelegene Kammer geworfen, dann die Tür verschlossen und eine Schildwache, das Gewehr im Arm, vor dieselbe gestellt, um sie zu bewachen.

Es ist wahrscheinlich, dass sich die Melancholie der beiden Gefangenen trotz des so traurigen und überhaupt so unvorhergesehenen Fehlschlagens ihrer Hoffnungen gelegt hätte, wenn sie sich nur gegenseitig hätten betrachten und das offen zutage liegende Erstaunen, das sich auf ihren Gesichtern ausprägt hätten sehen können. Die tiefe Finsternis, in der sie sich gegenwärtig befanden, raubte ihnen auch diesen letzten Trost.

Beide verharrten daher eine Zeit lang in tiefem Stillschweigen. Endlich brach Juan, der philosophischer als sein Kumpel war, dasselbe zuerst.

»Gevatter des Teufels«, rief er, »siehst du jetzt ein, dass es ebenso schädlich ist, zu viel zu sprechen, als sich zu wenig

zu kratzen?«

»Ist es denn meine Schuld«, entgegnete Gaspar erbittert, »wenn deine militärische Physiognomie, wie du es nennst, ihre gewöhnliche Wirkung hervorgebracht hat? Ich habe es dir wohl gesagt, du solltest versuchen, sie am Tor der Hazienda zu lassen.«

»Konntest du es denn nicht vermeiden, dich in deine endlose Geschichte zu verwickeln, die dem verdammten Katalonier Verdacht eingeflößt hat?«

»Dein Gesicht ist dabei sehr im Spiel, bei allen Teufeln!«

»Ich habe ein militärisches Aussehen und verheimliche das nicht, und deine Einfalt hat das Übrige zuwege gebracht. Du hast den Obersten gesehen, und dann wieder gesehen, ohne ihn zu erkennen. Wozu hattest du das einfältige Geschwätz nötig? Konntest du nicht die Sache anders erzählen und ganz einfach sagen, dass der Oberst sich in der größten Gefahr befindet, dass wir so und so viel Mann getötet haben, um ihn der Verfolgung zu entziehen und, dass er uns schließlich schickt, um ihm schleunigst Hilfe herbeizuholen. Dann würde man uns hoch aufgenommen und bewirtet haben, so ist deine Dummheit daran Schuld, dass wir jetzt noch, nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden, nüchtern sind, eingeschlossen, ohne Licht und dass ich, wenn der Oberst tot ist, nicht allein die Belohnung meiner Tugend verliere, sondern noch den Strick in Aussicht habe.«

»Und ich?«

»Du! Das kümmert mich nicht und ich begreife nicht, was mich zurückhält, dir so viele Faustschläge zu versetzen, wie du Worte zu viel gesagt hast.«

»Ich bleibe dabei, zu behaupten, dass deine Physiognomie

...«

Der Klang vieler Trompeten, der die Ankunft der Abteilung Provinzialsilizen, die unter dem Kommando des hochwürdigen Fray Thomas de Cruz stand, ankündigte, unterbrach Gaspar und brachte glücklicherweise eine Ablenkung des Zorns Juans hervor, ohne die es wahrscheinlich war, dass die beiden Gefährten, um ihre Lage noch unangenehmer zu machen, sich tüchtig durchgeblätzt hätten.

»Was ist das, mein Freund?«, rief Juan der Schildwache durch das Schlüsselloch zu, deren abgemessene Schritte im Korridor dumpf erschallten.

»Es ist die Ankunft eines Bataillons Milizen«, erwiderte der Soldat.

»Ah! Ich hoffte, es wäre ein Zeichen der Ankunft des Obersten. Ihr wisst doch, dass Ihr uns dann sogleich in Freiheit setzen müsst?«

»Ich weiß es.«

Die beiden Gefährten versanken dann wieder eine Zeitlang in Stillschweigen, welches zuweilen nur durch gegenseitige Vorwürfe unterbrochen wurde, bis plötzlich die Trompeten von Neuem und stärker erklangen.

Juan kehrte zu dem Schlüsselloch zurück.

»Ah! Jetzt ist es unser vielgeliebter Oberst, davon bin ich fest überzeugt, mein Herz sagt es mir«, sprach er mit zärtlicher Stimme. »Nicht wahr, mein Braver?«

»Ich weiß es noch nicht«, antwortete die Schildwache, »Ihr fangt an, mich unausstehlich zu belästigen. Wenn er es ist, werde ich es euch sagen.«

Die Bewegung, die sich in der Hazienda kundgab, drang auch bis zum Korridor, und Juan hörte die Schildwache auf demselben mit seinen Kameraden einige Worte wechseln,

ohne dass dieselbe ihren angenommen Schritt unterbrach.

»Mein Herz hat richtig prophezeit, nicht wahr?«, flüsterte Juan von Neuem durch das Schlüsselloch.

»Ja, es ist der Oberst«, erwiderte der Wächter.

»Ah! Mein Herz täuscht mich niemals! Gaspar, hörst du? Es ist der tapfere Herr Oberst! Wir werden sogleich auf freien Füßen sein und mit Lobeserhebungen und Quadrupeeln überhäuft werden. Ach, Gevatter, es ist doch eine herrliche Sache um die Tugend! Das ist mein Grundsatz!

Einige Augenblicke lang gab sich Juan ganz den Ausbrüchen einer tollen Freude hin. Nach und nach legte sich seine Ausgelassenheit und seine Freude wurde stillerer Natur, dann wurde er unruhig. Die Ungewissheit steigerte sich bis zur Unruhe, und danach schllichen sich Zweifel und Entmutigung in sein Herz, denn die Zeit verrann und niemand kam, sie in Freiheit zu setzen.

»Nun, mein Freund, da es der Oberst ist, so öffnet uns doch«, sagte Juan mit flehender Stimme.

»Geduld«, antwortete die Schildwache, »ich habe noch keinen Befehl dazu.«

Der melancholische el Zapote, weit davon entfernt, Geduld zu fassen, verlor sie vollständig und erfüllte die Luft mit solchem Geseufze, dass die Schildwache, die sich vergebens bemühte, ihn zu trösten, endlich der Sache müde wurde und versprach, ihn laufen zu lassen, wenn der Oberst, wie es schien, sich wieder entfernen sollte, ohne sie anzuhören, da derselbe unversehrt war.

Der Augenblick ließ nichts mehr lange auf sich warten, in welchem nach dem Versprechen des Soldaten die beiden Abenteurer ihre Freiheit wieder erhalten sollten, denn es war alles zum Abmarsch der Truppen angeordnet und der

Oberst befand sich an der Spitze.

Ein Maultier trug die Lafette eines der kleinen Feldstücke, während der Kanonenlauf quer über dem Saumsattel eines zweiten Lasttieres befestigt war. Vierzig Mann, die aus den tapfersten Soldaten der Hazienda del Valle ausgelesen waren, bildeten mit den sechzig Leuten des Provinzialbataillons eine Schar von hundert Kämpfern, wovon ungefähr die Hälfte aus Infanterie bestand. Um die verlorene Zeit wieder aufzuholen, nahm jeder Reiter einen Infanteristen hinter sich aufs Pferd.

Auf ein gegebenes Signal drehten sich die Torflügel knarrend in ihren Angeln. Schweigend, mit größter Eile, machte sich das Kommando auf den Marsch.

Ungefähr zehn Späher bildeten den Vortrab, dann kamen an der Spitze der Schar der Oberst Don Rafael und der Lieutenant Veraegui, der mit wenigen Worten seinem Kommandanten Rechenschaft von dem ablegte, was sich während seiner Zeit zugetragen hatte. Don Rafael, von seinen Gedanken vollständig in Anspruch genommen, schenkte ihm nur eine sehr zerstreute Aufmerksamkeit. Als der Lieutenant seinen Bericht beendet hatte, empfing er die Befehle des Obersten.

So gelangte man zur Furt der Ostuta, die schleunigst durchritten wurde. Dann machte man so lange Halt, wie nötig war, um dem Nachtrab Zeit zu gönnen, sich wieder mit dem Hauptkorps zu vereinigen.

Von nun an ritt man noch vorsichtiger weiter und Don Rafael gab Befehl, den Diener Don Fernandos zu ihm zu schicken.

Als der Reiter, der denselben auf der Croupe seines Pferdes hatte, herankam, sagte der Oberst: »Könnt Ihr, da Ihr

die Wege besser als irgendjemand anders kennen müsst, uns nicht auf einem Schleichweg zur Hazienda führen. Wenn ein solcher existiert, ist er für die Kanone passierbar, die wir bei uns haben? Ihr seht, dass das von Wichtigkeit ist.«

Der Diener versicherte, dass er die ganze Truppe auf einem Seitenpfad bis dicht vor die Hazienda führen wolle, ohne dass ihre Annäherung von den Banditen in derselben zu bemerken sei, aber die Kanone könne nicht gut gefahren werden.

»So begebt Euch denn an die Spitze des Vortrubes«, fügte der Oberst hinzu. »Wir müssen die Banditen so viel wie möglich zu überraschen versuchen und werden unsere Kanone erst zusammensetzen, wenn Ihr es für gut befindet.«

Der Diener gehorchte und begab sich an die Spitze der Vorhut. Der Weg, den er einschlug, führte am Fuß der Höhen vorüber, auf deren Gipfel der Hauptmann Lantejas wenige Stunden vorher die Hazienda und die Flammen bemerkte hatte, die hinter den Glasfenstern brannten.

Ein tiefes Schweigen herrschte und kein Zeichen deutete darauf hin, dass die Ankunft der Truppe bemerkt worden war, als der Führer seinen Posten an der Spitze der Kolonne verließ und sich Don Rafael näherte.

»Hier«, sagte er, »ist nicht das geringste Hindernis für die Kanone.«

Man machte Halt, die Kanone wurde auf die Lafette gelegt und dann der Marsch ebenso still wieder fortgesetzt, in drei verschiedenen Abteilungen, da man sich in der Ebene befand, aus deren Mitte die Hazienda San Carlos hervorragte. Der Oberst behielt sich das Kommando der ersten Abteilung vor, die sich geraden Weges auf das Eingangstor

stürzen sollte, Veraegui und Fray Thomas de la Cruz erhielten die beiden anderen, um die Hazienda rechts und links zu umzingeln.

Jede dieser beiden letzten Abteilungen war mit Handgranaten versehen, um sie im Notfall über die Mauern oder an jeden Ort der Hazienda hinzuwerfen, wo die Banditen es versuchen könnten, sich zu verschanzen, wenn die Kanonenkugeln das Eingangstor zerstört haben würden.

Deshalb war auch das Geschütz bei der Abteilung, die der Oberst befehligte, der in seinem tödlichen Hass gegen Arroyo sich den Angriffsposen und die Ehre, zuerst mit dem Degen in der Faust einzudringen, vorbehalten hatte. Diese Anstalten, unter denen die drei Abteilungen in gleichem Schritt vorrückten, entgingen den auf der Terrasse der Hazienda aufgestellten Posten solange, wie die Dunkelheit, die Entfernung und die Bäume auf der Ebene ihnen die Annäherung der Feinde verbarg. Bald hörten die Spanier Alarmschüsse, welche die Garnison zur gemeinsamen Verteidigung aufriefen.

Die Spanier hielten es nicht der Mühe wert, darauf zu antworten, und rückten im Geschwindschritt, während die Wachen ihre Gewehre auf sie abfeuerten, bis zu dem Augenblick vor, wo die von Don Rafael befehlige Abteilung plötzlich ihre Reihen öffnete und die Kanone demaskierte, deren erste Kugel sogleich einen Flügel des Eingangstores niederriss.

Zu gleicher Zeit funkelten die angezündeten Granaten in der Dunkelheit und fielen in den Hof, wo die Insurgenten in Verwirrung sich aufzustellen versuchten.

Einige der Granaten konnten ersticken werden, die anderen zersprangen mit gewaltigem Lärm unter den Beinen der

Pferde, die nun, von Schrecken ergriffen, ihren Reitern durchgingen, sie unter ihre Hufe traten und die allgemeine Verwirrung noch vermehrten, in der das Geschrei der Verwundeten und die Verwünschungen der Banditen mit dem fortduernden Geknalle neuer, in die Höhe geworfener Granaten, die in den Hof niederfielen, sich mischte. Ein schrecklicher Donner ging einer zweiten Kanonenkugel voraus, die durch die Öffnung des Tores drang und in die zusammengedrängten Reihen der Banditen eine furchtbare Lücke riss.

»Noch einmal, noch einmal!«, rief Don Rafael, »auch der zweite Torflügel muss zusammengeschossen werden.«

Zwei Reiter wurden mit dem Auftrag abgeordnet, Fray Thomas und dem Leutnant Veraegui den Befehl zu überbringen, vor der Hazienda einen Halbkreis zu formieren, dessen offene Enden sich bis an seine Abteilung erstrecken sollten.

Die Schnelligkeit, mit der die Artilleristen ihr Geschütz wieder bedienten, war so groß, dass die beiden Reiter kaum soviel Zeit hatten, sich zu entfernen, als ein dritter Schuss durch die Luft donnerte und auch der andere Torflügel aus den Angeln gerissen zur Erde stürzte.

Von Neuem fielen nun auch wieder brennende Granaten in den Hof, wo die Insurgenten, von ihren Führern verlassen, nicht wussten, wozu sie sich entschließen sollten.

Der Leser wird sich erinnern, dass Arroyo in Begleitung Bocadros sich an die Verfolgung der Herrin der Hazienda San Carlos gemacht hatte und nicht mehr vor Ort war.

Ohne bestimmten Befehl wussten die Insurgenten nicht, welche Mittel sie zu ihrer Verteidigung wählen sollten. Die untergeordneten Befehlshaber, durch die Verantwortlich-

keit, der sie sich unterzogen, beunruhigt, gaben widersprechende Befehle. Die einen, und zwar die Mehrzahl, ergriff ein unbesiegbarer Schrecken. Da sie ohne Kenntnis über die Stärke ihrer Angreifer waren, so flüchteten sie, um den Granaten und Kanonenkugeln zu entgehen, in die höher gelegenen Stockwerke.

Die anderen, entschlossen, ihr Leben teuer zu verkaufen und sich Bahn zu brechen, um ihre Chefs wieder zu erreichen, kletterten über die Trümmer des Tores. Aber vor ihnen öffnete sich ein Halbkreis von Bajonetten, Lanzen und Karabinern, die immer enger zusammenrückten, um sie zu erdrücken.

»Wo ist der Hund Arroyo?«, rief der Oberst, indem er mit gezücktem Degen die Insurgenten, die sich vergebens bemühten, den sie umgebenden Kreis zu durchbrechen, angriff. Ohne die Antwort abzuwarten, spaltete er dem einen den Schädel und streckte einen anderen durch einen Stich seines langen Dragonersäbels leblos nieder. »Nicht ein Einziger dieser Banditen will antworten!«, fügte der Oberst hinzu, indem er seine schreckliche Arbeit fortsetzte. »Weder Gefangene noch Schonung, meine Braven! Haut sie nieder! Haut sie nieder!«

»Ich werde die nur bei den Beinen aufhängen lassen, die sich ergeben«, rief der Katalonier mit lauter Stimme.

In Folge dieser menschenfreundlichen Äußerung ergab sich kein einziger Insurgent, und bald gab es vor dem Tor und im Hof der Hazienda nur noch einen Hügel von Leichen, die unempfindlich für die Barmherzigkeit Veraeguis blieben.

Doch fand sich weder Arroyo noch Bocadro unter den Toten, welche die Sieger gewissenhaft durchsuchten.

»Wo steckt denn der hochwürdige Hauptmann Fray Thomas de la Cruz?«, fragte der Leutnant, indem er sich dem Obersten näherte, der selbst die auf seinen Befehl angestellten Nachsuchungen unter den Toten, die entweder haufenweise übereinander geschichtet oder zerstreut dalagen, überwachte.

»Mit Eurer Erlaubnis, mein Oberst, ich glaube, hier ist er«, sagte einer der Soldaten, seine Fackel einem in einer langen, halb schwarzen, halb weißen Kutte eingehüllten Körper nähernd.

In der Tat war es der unglückliche Hauptmann, dem eine Flintenkugel, nach einer gerechten Vergeltung aller irdischen Dinge, ein Ohr weggerissen hatte, woran er wohl nicht gestorben wäre, wenn nicht ein Teil seines Schädels sich zugleich mit demselben entfernt hätte.

»Möge Gott seine Seele in Gnaden aufnehmen«, sagte der Leutnant, »obwohl er, um ihm einen seiner letzten Scherze zu entlehnern, gestorben ist, während er sein Ohr einer schlechten Sache lieh.«

Nachdem er mit diesen wenigen Worten die Leichenrede für den Dominikaner gehalten hatte, warf Veraegui einen trüben Blick auf die vor ihm liegenden Leichname, unter denen sich, wie man jetzt bestimmt wusste, weder Arroyo noch sein Gefährte befanden.

Die Royalisten glaubten nun, dass die beiden Chefs sich in eins der Gebäude der Hazienda zurückgezogen hätten, wo es gefährlicher war, sie zu verfolgen.

»Vorwärts!«, rief Don Rafael und rüttelte den Katalonier, der noch immer in seinen Betrachtungen versunken war, am Arm. »Wir müssen mit diesen Räubern, namentlich aber mit ihren Chefs, ein Ende machen. Es ist jetzt nicht die

Zeit, sich seinem Mitleid hinzugeben.«

»Leider dachte ich eben daran«, erwiderte Veraegui mit einem Seufzer des Bedauerns, »dass dieser Vorrat an neuen Stricken uns zu nichts dienen wird, denn die hier sind tot, und was die anderen anbelangt, so werden wir sie in ihrer Räuberhöhle verbrennen müssen. Das ist betrübend.«

»Tut das um Gotteswillen nicht, Herr Oberst«, sagte der Diener Don Fernandos mit flehender Stimme, »ist denn nicht mein armer Herr in der Gewalt dieser Banditen und muss er denn nicht, wenn er noch am Leben ist, wie sie verbrennen? Und sind nicht außerdem alle seine Leute Gefangene wie er?«

»In der Tat«, entgegnete Don Rafael, von Mitleid bewegt, »wir dürfen weder daran denken, den Opfern und den Henkern ein gleiches Schicksal zu bereiten, noch diesen Elenden Verzeihung angedeihen zu lassen. Die Vipern in ihrem Nest verfolgen, würde uns dem Verlust vieler Leute aussetzen.

»Das ist in der Tat misslich«, sagte der Leutnant. »Ich sehe nur einen Weg, von ihnen die Herausgabe ihrer Gefangenen zu erlangen, und zwar den, ihnen eine Amnestie anzubieten. Ich meine damit, sie auf die gewöhnliche Weise zu hängen. Ei, mein Gott, ja, sie ohne Weiteres am Hals aufhängen. Die Schurken gewinnen dabei noch.«

»Es ist aber zweifelhaft, ob Euer Anerbieten sie verführen wird, mein lieber Leutnant«, sagte Don Rafael.

»Indessen ...«

»Wenn ich wagen dürfte, meine Meinung auszusprechen«, unterbrach ihn der Diener, »so würde ich ein Auskunftsmittel vorschlagen, das sie vielleicht annehmen würden.«

»Sprich, mein Freund«, sagte der Oberst.

»Wir wollen einmal Euer Auskunftsmittel näher ansehen, das besser sein soll, als das, welches ich vorgeschlagen habe«, fügte Veraegui in einem Ton herablassender Milde hinzu.

»Die Frau Arroyos befindet sich unter den Elenden« fuhr der treue Diener Don Fernandos fort, »und wenn sie auch nicht mehr wert ist, als der größte Schurke unter ihnen, so ist sie doch immer eine Frau. Man könnte ihr nun in dieser Weise Gnade anbieten, wenn sie einwilligt, uns meinen armen Herrn zuzuführen.«

»Das ist ein armseliges Mittel, was den Teufel nichts taugt«, rief der Katalonier, »dann müsste man für jeden deiner Kameraden einen Banditen amnestieren.«

Das vorgeschlagene Auskunftsmittel war in Wirklichkeit unausführbar, denn die Dienerschaft Don Fernandos, die gleich ihm gefangen war, war so zahlreich, dass die ganze Bande, die der Gouverneur mit Stumpf und Stiel auszurotten befohlen hatte, dann verschont geblieben wäre. Der Diener konnte auf diesen Einwand nichts erwidern.

Um die Menschlichkeit mit seiner Pflicht und seinen Racheschwur gegen Arroyo mit seinem Wunsch, das Blut seiner Soldaten zu schonen, zu vereinbaren, zeigte sich Don Rafael nur das eine Mittel, die Belagerten durch Hunger zur Übergabe zu zwingen. Es war klar, dass den Insurgenten, wenn sie in der Hazienda dicht umzingelt wurden, nur noch die Wahl blieb, entweder einen verzweifelten Ausfall zu machen oder die unnützen Esser wegzuschicken. In dem einen wie in dem anderen Fall war die Aussicht vorhanden, Don Fernando und die seinen unversehrt aus den Händen der Belagerten hervorgehen zu sehen.

Bis Sonnenaufgang entstand keine Schwierigkeit, diesen Entschluss zur Ausführung zu bringen, und Don Rafael gab demzufolge seine Befehle. Als alle Maßregeln getroffen waren, um niemand während der Dunkelheit entwischen zu lassen, erinnerte sich der Oberst daran, dass die Schwester Gertrudis' ohne Zweifel noch ohne Führer und Beschützer in der Gegend umherirre. Er beschloss, sich selbst mit einem halben Dutzend seiner am besten berittenen Leute zur Nachforschung auf den Weg zu machen.

Der katalonische Leutnant blieb, mit dem Kommando vertraut, zurück.

Kaum war der Oberst eine halbe Stunde fort, als die ausgestellten Schildwachen zwei Männer anmeldeten, die atemlos herbeigestürzt kamen.

»Was wollt Ihr?«, fragte sie der Leutnant, vor den man sie führte. »Ei, das sind ja die beiden Schlingel aus der Nacht«, fügte er, sie erkennend, hinzu. »Wer hat euch denn in Freiheit gesetzt?«

»Unser Wächter«, erwiderte Juan el Zapote, »der, von unserer Anhänglichkeit an den Obersten Tres-Villas gerührt, uns gestattet hat, ihn aufzusuchen, denn wir werden ihn nun doch endlich sprechen können.«

Bei diesen Worten wischte sich Juan, vielleicht, um seine militärische Physiognomie zu verbergen, vielleicht auch, weil er in Schweiß gebadet war, fortwährend das Gesicht mit seinem Taschentuch.

»Der Oberst ist nicht gegenwärtig, sagte Veraegui.

»Fort! Alle Teufel, das ist also unser Los!«, rief Juan verstört, »und wo ist er?«

»Ungefähr eine halbe Stunde von hier, in diese Richtung.«

Dann drehte der Leutnant, nachdem er ihnen mit dem

Finger die noch in tiefe Finsternis gehüllte Seite der Ebene bezeichnet hatte, wohin sich Don Rafael gewandt, den beiden entmutigten Boten den Rücken zu. Diese, zu glücklich, dem fürchterlichen Katalonier entronnen zu sein, hatten nicht nötig, sich erst lange zu beraten, sondern setzten mit Eifer die Verfolgung des Obersten fort, den ein beharrlicher Zufall ihrer Verbundenheit fortwährend zu entziehen schien.

## **Kapitel 8** **Der verzauberte Hügel**

Die Gestirne zeigen ungefähr zehn Uhr an. Der klare Himmel überwölbt einen bedeutenden Teil einer Ebene, die bald bewaldet, bald ganz kahl und sumpfig, oder auch mit dürftigen, den Dünen ähnlichen Hügeln durchzogen ist. Ein See, oder vielmehr ein ungeheurer Teich, nimmt vom Ganzen den Mittelpunkt ein. Dies ist der See Ostuta.

Der See bietet den trüben und trostlosen Anblick dar, den nach den Aussagen der Reisenden das tote Meer gewähren soll, seitdem der Zorn Gottes verfluchte.

Seine trüben und dunklen Wasser spiegeln keinen Stern zurück, sie peitschen, von einem Windstoß, der klagenden Stimmen gleicht, in Bewegung gesetzt, traurig ein sumpfiges Ufer, das mit Schilf, mitdürren Stendeln und verwelkten Rohrkolben bedeckt ist.

Im Norden bildet eine Hügelkette, die sich in das Unabsehbare verliert, die Grenze des Sees, im Süden dagegen ein dichter Wald. Im Osten dehnt sich die Ebene aus, in der die Gewässer rinnen, die dem See das Wasser zuführen,

während im Westen ein dichter Vorhang von Zedern mit dunklem Blätterdach seine Gipfel in dichtem Nebel verbirgt.

In der Mitte des Sees erhebt sich ein Hügel, dessen schwarz-grüne Masse mehr einer ungeheuren Klippe als einer Insel gleicht. Dicke Dämpfe, die aus dem Wasser aufsteigen und welche die Nachtkälte noch mehr verdichtet, bilden einen Wolkenschleier um seinen Gipfel. Nach den zahllosen Spalten, die seine Seiten durchziehen, zu urteilen, könnte man versucht sein, zu glauben, dass das Ganze nur verworrender Haufen von Schutt und Lavatrümmern sei, den vor grauen Jahren ein Vulkan ausgespien habe. Bei Nacht verleiht der schräg auf die übereinander gelagerten Schichten, woraus der Hügel besteht, fallende Mondstrahl ihnen eine entfernte Ähnlichkeit mit den Schuppen, die den scheußlichen Panzer des Alligators bedecken. Zugleich hört man auch das ungeheure Reptil sich in dem sumpfigen Schlamm an dem verlassenen Ufer des Sees herumwälzen und das Rohr unter dem zermalmenden Gewicht seines Körpers brechen.

Der traurige Anblick des Sees, die trübe, dunkle Färbung der Landschaft, welche ihn von allen Seiten umgibt, dieses ewige Stillschweigen, das rings umher herrscht, alles stößt an diesem Ort ein peinliches Gefühl an und rechtfertigt vollkommen die Wahl, welche die alten indianischen Opferpriester trafen, hierher die Wohnungen ihrer blutdürstigen Götter zu verlegen. Und so gewaltig ist die Macht der Tradition, dass auch noch in unseren Tagen der See Ostuta und der Monapostiac, der verzauberte Hügel, ihren alten Ruf bewahren und für die unwissende Bevölkerung der Umgegend ein Ort schrankenloser und abergläu-

bischer Furcht sind.

Sicher, in dieser Einsamkeit einen guten Zufluchtsort zum Schutz gegen jede Gefahr zu finden, hatte der Diener Don Marianos, der als Führer diente, hier während der Nacht haltmachen lassen. Die Reisenden schlügen am Saum des Waldes, der den See im Süden begrenzt, ihre Lagerstätte auf.

Um aus dem Geist seiner Tochter die trüben Gedanken, die ihn beugten, zu verscheuchen, hatte Don Mariano befohlen, ihre Sänfte am freundlichsten Teil des Waldes niederzusetzen. Er wählte selbst den Ort aus, und zwar mit einer Sorgfalt, die gewiss von keiner anderen, selbst von der Don Rafaels nicht hätte übertroffen werden können.

In der Mitte einer Gruppe dicker Bäume aller Gattungen war eine schmale Lichtung, ein herrliches, von der Hand der Natur geschaffenes Boudoir, wozu das weiche und duftende Moos die Teppiche bildete. Tausende und Abertausende von Lianen, die sich bis zu den Gipfeln der höchsten Palmen hinaufschlängelten und deren Blätter und Blumen sich in graziösen Windungen um sich selbst ringelten, bildeten die Behänge. Eine herrliche, prachtvolle Decke spannte sich über den Bäumen aus, ein Stückchen des mit unzähligen Sternen übersäten Himmelzeltes, das sich durch den freien Raum der kleinen Lichtung zeigte.

Dort hatte man die Sänfte niedergesetzt, und in dem Moment, wo wir Gertrudis wiedertreffen, schlief sie einen kurzen und leisen Schlaf unter der Decke ihrer Sänfte, deren halb geöffnete Vorhänge ihr bleiches und schönes Antlitz auf den Spitzen ihres Kopfkissens sehen ließen.

Die Natur hatte fast schon die freiwillig an ihrem Haar ausgeübte Schmach wieder ausgeglichen, das Leben schien

in ihrem Busen erschöpft zu sein. Gertrudis war in ihrem Schlummer das Bild der weißen Passionsblumen, die um sie herum sich entfalteten. Aber sie war nur das Bild der vom Stängel gerissenen Blume, auf dem, sie kurze Zeit vorher Leben und Kraft geschöpft hatte.

Don Mariano warf auf sie einen Blick voller Zärtlichkeit und machte vergebliche Anstrengungen, um den Gedanken an die genannte Ähnlichkeit von sich abzuwehren, der sein Herz zerriss. Er konnte sich nicht verhehlen, dass die zarte Blume, sobald sie gepflückt ist, unwiderruflich dem Tod geweiht ist.

In einiger Entfernung von Don Mariano und seiner Tochter, dem See etwas näher, saßen drei seiner Diener und hielten Wache, indem sie versuchten, sich mit Plaudern die Länge einer schlaflosen Nacht zu verkürzen. Der vierte Diener hatte sich entfernt, um die Furt zu suchen, die er aufzufinden sich anheischig gemacht hatte. Seine Kameraden erwarteten seine Rückkehr.

Durch die letzten, am Saum des Gehölzes stehenden Bäume erblickte man das schwarze und traurige Schattenbild des verzauberden Hügels.

In welchem Land man sich auch befinden mag, verfehlt alles, was gewissermaßen über die gewöhnlichen Gesetze der Natur gestellt erscheint, nicht einen gewaltigen Eindruck auf die Einbildungskraft wenig oder gar nicht gebildete Leute zu machen. Die Diener Don Marianos waren weit davon entfernt, eine Ausnahme von dieser Regel zu bilden.

»Ich habe erzählen hören«, sagte der eine von ihnen, »dass die trüben und schlammigen Gewässer dieses Sees ehemals, vor langer, langer Zeit, von sonderbarer, unüber-

trefflicher Klarheit gewesen sind und dass sie erst seit der Zeit, wo er dem Teufel geweiht wurde, ihre Beschaffenheit geändert haben.«

»Dem Teufel!«, unterbrach ihn ein anderer. »Warum hat denn Castrillo diesen verfluchten Ort zu einem Ruheplatz ausgesucht?«

»Weil die Banditen Arroyos nicht wagen werden, sich hierher zu verlaufen. Das ist ohne Zweifel der Grund«, entgegnete ein Dritter.

»Gerade deshalb«, begann der Erste wieder, der mehr als seine Kameraden zu wissen schien. »Man sagt, dass sich auf diesem grünen Berg schreckliche Dinge zugetragen haben sollen, und dass nur deshalb, um die Dinge, die noch vorfallen werden, den Augen der Menschen zu verhüllen, der Gott der alten Indianer, welcher niemand anders als der Satan selbst ist, diesen Nebelschleier um seinen Gipfel ausgebreitet hat.«

»Wenn man hier nun auch keine Gefahr von Menschen zu befürchten hat, existieren darum nicht andere, vor denen ein Christ schaudern muss? Was hat sich denn auf dem Gipfel dieses Hügels zugetragen, dessen Form und Farbe himmelweit von denen verschieden ist, die ich bisher gesehen habe.«

»Erstlich«, erwiderte derjenige, der das Gespräch begonnen hatte, »opferten dort die indianischen Priester an gewissen Tagen des Jahres eine so große Menge von Menschen, denen sie das Herz ausrissen, dass das Blut häufig in den Spalten des Felsens hineinfloss wie Regenwasser bei einem Platzregen. Dann noch erzählt man sich, dass einer dieser Unglücklichen, dem man das Herz ausgerissen hatte - aber was soll ich euch erst erschrecken, und mich mit ...

Meiner Treue, die Geschichte ist zu grausig.«

»Erzähle nur!«, riefen seine Kameraden, unwillkürlich schaudernd, denn in demselben Augenblick erklang ein fremdartiger Ton vom Schilf her. »Habt Ihr das Geräusch gehört?«

»Ja, es ist ein Kaiman, der mit seinen Kinnbacken gegeneinander klappte. Nun, da Ihr es wünscht«, fuhr der Erzähler fort, »so hört. Es scheint, dass man eines Tages eben damit beschäftigt war, einem dieser Unglücklichen die Brust zu öffnen. In dem Moment, wo der Opferpriester ihm das Herz ausriß, sprang das Schlachtopfer auf, riss es aus den Händen des bestürzten Priesters und versuchte, es wieder in die Brust zu stecken, aber seine Hand zitterte, sein Herz entglitt ihm und rollte in den See. Das Opfer stieß einen furchtbaren Schrei aus und stürzte sich in das Wasser, um es zu erhaschen. Ein solcher Mann durfte nicht sterben, wie ihr es euch wohl denken könnt, und nun irrt dieser Indianer seit - ungefähr fünfhundert Jahren an diesen trostlosen Ufern mit weit klaffender Brust umher und sucht vergeblich sein Herz, das er an seine alte Stelle anlegen will. Wie man mir gesagt, ist es kaum ein Jahr her, dass man ihn im See hat untertauchen sehen.«

Der Diener schwieg, und seine schaudernden Zuhörer warfen einen unwillkürlichen und nicht allzu beherzten Blick zu dem Hügel, den ehemals nur zu oft Menschenblut gefärbt hatte und über dem sich eine Nebelkappe ausdehnte.

»Vielleicht verbirgt sich der Indianer, der sein Herz sucht, unter dem Nebelschleier«, begann er wieder, »denn man hat mir nicht erzählt, was dort vorgeht. Indessen ist es wahrscheinlicher, dass er, anstatt sich da oben die ganze

Nacht hindurch hinzukauern, seine Nachforschungen fortsetzt.«

»Wenn wir ihn nur nicht sehen!«, sagte einer der Zuhörer.  
»Der Teufel möge Castrillo in den Hals fahren, dass er uns hierher geführt hat.«

»Sprich nicht vom Teufel in seinem eigenen Haus«, warf der zweite Zuhörer mit leiser Stimme ein.

Ein plötzliches Krachen in den Gebüschen entriss den drei Dienern gleichzeitig eine Gebärde des Schreckens, der nur von kurzer Dauer war. Castrillo kehrte von seinem Ausflug zurück.

Castrillo selbst schien eben nichts sehr erbaut.

»Nun, was hast du gesehen?«, fragten ihn seine Kameraden.

»Ich bin fast bis nach San Carlos gewesen«, sagte er. »Die Zugänge dorthin scheinen frei zu sein, es brennt kein einziges Feuer mehr an den Ufern des Flusses. Ich würde mich sogar in das Haus gewagt haben, aber ich habe einen so sonderbaren Feuerschein hinter den Fenstern leuchten sehen, dass mir, meiner Treue, das Herz dazu gefehlt hat.«

»Was war es denn?«

»Rote, violette und blaue Lichter, wie die Flammen sein sollen, die nie verlöschen«, erwiderte Castrillo in feierlichem Ton. »Und dennoch konnte ich es nicht recht glauben, denn Don Fernando Lacarra ist am Ende doch ein guter Christ. Wie ich noch mit mir zurate ging, sah ich ein weißes Gespenst unter den Bäumen forthuschen und bin dann in vollem Lauf hierher geeilt, es dem morgigen Tag überlassend, mir diese Geheimnisse der Finsternis zu erklären.«

Der Bericht des Kundschafters trug durchaus nicht dazu

bei, die abergläubische Furcht derer zu zerstreuen, zu denen er gekommen war.

»Habt ihr hier nichts gesehen, was imstande gewesen wäre, euch zu beunruhigen?«

»Nein, alles ist verlassen und einsam«, erwiederte Castrillo, »und mit Ausnahme des Indianers, der sein ...«

»Sein Herz sucht!«, rief einer der Diener.

»Sein Herz? Du bist ein Narr! Nein, seinen Esel. Mit Ausnahme dieses Menschen habe ich nichts gesehen«, fügte Castrillo hinzu.

»Zum Teufel! Du hättest uns bald Furcht gemacht mit deinem Indianer, seit Zefirino uns die Geschichte von dem erzählt hat, der seit fünfhundert Jahren in diesen See taucht«, sagte einer der Zuhörer der so schrecklichen Erzählung von dem Mann ohne Herz.

»Das schließt gar nicht aus, dass wir ihn auch nicht sehen werden«, erwiederte der andere, »und ich gestehe, dass diese Flammen und dies Gespenst mir nichts Gutes zu weissagen scheinen.«

Castrillo ließ nun seine Kameraden nach Belieben ihre Vermutungen über die seltsame Erzählung, die er ihnen soeben mitgeteilt hatte, machen, und ging zu seinem Herrn, um dem zu berichten, was er gesehen hatte.

Als Don Mariano den Kundschafter sich nähern hörte, ließ er die Vorhänge der Sänfte Doña Gertrudis' zurückfallen, um sie jedem unberufenen Blick zu entziehen.

»Sprich leise, meine Tochter schläft.«

Der Diener begann seinen Bericht mit leiser Stimme und wollte ihn soeben beenden, als Don Mariano ihn unterbrach.

»Die Furcht hat deine Vernunft verwirrt«, sagte er, »und

die Flammen haben aller Wahrscheinlichkeit nach nur in deinen Augen existiert.«

»O, hoher Herr, sie waren nur zu wahr, und wenn Ihr sie wie ich hättet größer werden, sich zusammenziehen und jeden Augenblick die Farbe verändern sehen, würdet Ihr weder an Euren Augen noch an Eurer Vernunft gezweifelt habe. Gebe übrigens Gott, dass ich mich getäuscht habe.«

In dem Ton des treuen Dieners lag so viel Überzeugung, dass Don Mariano Silva sich einer gewissen Unruhe nicht erwehren konnte, die zwar nicht von einem abergläubischen Schrecken, sondern mehr von jenem unerklärlichen Ahnungsvermögen, welches ein großes Unglück vorher verkündet, herrührte, und die seine Vernunft vergebens bekämpfte, die der Bericht Castrillos wieder in ihm rege machte.

»Und du sagst, dass die Zugänge zur Furt jetzt unbesetzt sind?«, fragte er von Neuem.

»Die Zugänge zum Fluss sind unbesetzt, und dennoch wage ich nicht, Euer Herrlichkeit zu raten, vor Anbruch des Tages sich auf den Weg zu machen.«

»Ich werde darüber nachdenken«, entgegnete Don Mariano, seinen Diener verabschiedend.

Er blieb nun allein bei seiner Tochter, die fest eingeschlafen war, sich seinen trüben Gedanken überlassen. Mit Mühe nur gelang es ihm, den Gedanken von sich zu weisen, dass eine große Gefahr, fern von ihm, ihrer Schwester Marianita drohe.

Plötzlich wurden die Vorhänge der Sänfte geöffnet und dadurch die düsteren Gedanken Marianos einen Augenblick unterbrochen.

»Der Schlaf hat mich erquickt«, sagte seine Tochter, sich

mit dem Ellenbogen auf ihr Kissen stützend. »Können wir uns nicht wieder auf den Weg machen? Ohne Zweifel wird der Tag bald anbrechen.«

»Es ist erst Mitternacht«, antwortete Don Mariano, »und daher noch lange bis zum Tagesanbruch.«

»Warum schläft du nicht, mein Vater? Wir sind, wie es scheint, hier in Sicherheit.«

»Dem stimme ich bei, ich habe keinen Schlaf, und ich will nur erst unter dem Dach schlafen, unter dem ihr beide vereinigt sein werdet, Du und Marianita.«

»Sie ist sehr glücklich, Marianita. Das Leben ist für sie bis jetzt nichts als einer dieser blumigen Pfade gewesen, die wir in diesem Wald gesehen haben«, fügte Gertrudis bei dem Gedanken an das Glück ihrer Schwester lächelnd hinzu.

Don Mariano seufzte und antwortete: »Das Glück wird auch bei dir einkehren, Gertrudis. Es wird nicht allzu lange währen, und du wirst Don Rafael in geflügelter Eile herbeikommen sehen.«

»Ja, weil er bei seiner Ehre geschworen hat, bei dem verabredeten Zeichen zurückzukehren, das ist dann auch alles«, versetzte Gertrudis mit schmerzlichem Lächeln.

»Er hat nie aufgehört, dich zu lieben, mein Kind!«, sagte Don Mariano, eine Überzeugung aussprechend, die er nicht besaß. »Es herrscht zwischen euch nur ein Missverständnis.«

»Ein Missverständnis, an dem man stirbt, mein Vater!«

Gertrudis versuchte ihre Tränen zu verbergen, indem sie ihren schwindelnden Kopf auf das Kissen zurückfallen ließ.

Es entstand eine plötzliche Pause.

Jetzt schien Gertrudis wieder, durch eine momentane

Rückwirkung einer kranken Seele, einige Hoffnung zu fassen.

»Meinst du, dass der Bote schon Zeit gehabt hat, Don Rafael aufzufinden?«, fragte sie.

»Er braucht drei Tage, um von Oajaca zur Hazienda del Valle zu kommen. Seit seiner Abreise sind schon vier Tage verflossen. Wenn, wie man uns gesagt hat, Don Rafael sich vor Huajapam befand, so würde ihn unser Bote ohne Zweifel morgen dort erreichen. In drei, höchstens vier Tagen kann der Oberst in San Carlos sein, wohin, wie Don Rafael weiß, wir uns begeben.«

»Vier Tage, das ist sehr lange!«

Gertrudis wagte nicht zu sagen, dass, ihre Kräfte kaum diesen Zeitraum überdauern würden. Sie begann nach einem Schweigen von einigen Augenblicken wieder.

»Nun aber, wenn ich mit niedergeschlagenen Augen und vor Scham geröteter Stirn die Stimme Don Rafaels hören werde, die zu mir sagt: ›Sie haben mich rufen lassen, Gertrudis, hier bin ich.‹ Was soll ich ihm dann antworten? Ich werde vor Scham und Schmerz sterben. Denn er liebt mich nicht mehr. Und wenn er mich so entstellt sieht, wenn er von der, die er blühend in Wohlsein und Jugendfrische verließ, kaum noch den Schatten wiederfindet, so wird er vielleicht aus Großmut eine Liebe zu heucheln suchen, die er nicht mehr empfindet, und an die ich nicht glauben kann. Welchen Beweis wird er mir geben können, damit ich erkenne, dass er nicht nur Mitleid für mich lügt?«

»Wer weiß«, erwiderte Don Mariano, »vielleicht gibt er dir einen Beweis von Aufrichtigkeit, den du nicht in Zweifel ziehen kannst.«

»Wünsche es nicht, wenn du mich liebst!«, rief Gertrudis,

»denn, wenn der Beweis ein solcher wäre, den man nicht missdeuten könnte, würde ich vor Glückseligkeit sterben. Armer Vater!« fügte sie mit Schluchzen hinzu, indem sie ihre Arme um den Hals desselben schlang, »armer, Vater! Der auf jede Weise bald nur noch ein Kind haben wird.«

Bei diesem schmerzlichen Ausruf fühlte Don Mariano sein Herz brechen, und er vermochte nur ein dumpfes Stöhnen und reichliche Tränen mit denen seiner Tochter zu vermischen. Nicht weit von ihnen wiederholte ein Spottvogel ihr Schluchzen mit melancholischer Stimme.

In diesem Augenblick trat der Mond voll und strahlend hinter einem Wolkenschleier, der ihn bisher bedeckt hatte, hervor und alles schien unter seinen blassen Strahlen, die er über die Einsamkeit ausgoss, sich wieder zu beleben. Der Wald wurde weniger düster, den steilen Seitenwänden des Monapostiac entströmte ein durchsichtiger, grünlicher Schimmer, wie den Wogen eines stürmischen Meeres. Die Oberfläche des Sees färbte sich mit bleichen Farben, schwarze und gräuliche Gebilde, ähnlich denen des Alligators, dehnten sich im Schilf aus, dann ließ sich ein dumpfer, ferner Lärm in den angrenzenden Dickichten vernehmen.

Ein Schauer des Schreckens durch rieselte den Körper der vier Diener, die unbeweglich, mit starr zum See gerichteten Augen, da saßen.

»Habt ihr nichts gehört?«, flüsterte Zefirino.

Alle horchten und erbleichtetn. Man hätte sagen können, dass eine menschliche, wenn auch undeutliche Stimme sich von der Tiefe des Schilfes her in wunderlichen, langgezogenen Tönen vernehmen ließ.

Die Stimme verstummte plötzlich, sodass jeder glaubte, sich getäuscht und das entfernte Rauschen im Wald für

eine menschliche Stimme gehalten zu haben.

»Es ist einerlei«, sagte einer der Diener, »ich wünschte wohl, dass diese Nacht erst vorüber wäre. Es sind wenigstens noch fünf Stunden bis zum Morgen.«

»Um so mehr«, begann der Zweite, »da zuviele Zeichen angedeutet haben, dass sie nicht ohne irgendein Unglück vorübergehen wird. Ich rede nicht von den Flammen und den Gespenstern, die Castrillo gesehen hat, ich denke nur an die Seufzer, die wir unsere unglückliche junge Herrin eben haben ausstoßen hören.«

»Zu allen diesen Anzeichen fehlt weiter nichts mehr, als dass wir noch den Schrei einer Eule auf dem Gipfel irgend-eines Baumes zu unserer Linken hören, dann könnten wir für die Seele der armen Doña Gertrudis beten.«

Castrillo und Zefirino, die, ohne gerade mehr Freigeist zu sein als ihre Kameraden, doch der Furcht der Vorzeichen weniger zugänglich schienen als diese, teilten nichtsdestoweniger auch ihre Befürchtungen in Betreff ihrer jungen Herrin. Ihre Schwäche schien seit dem Tag der Abreise von Oajaca immer zugenommen zu haben. Beide schwiegen, indem auch sie dachten, dass dies tatsächlich keine gewöhnliche Nacht sei, die sie in der Nähe eines verrufenen Ortes zubrachten. Castrillo selbst wunderte sich, diesen Ort ausgesucht zu haben, wozu noch die sonderbare Erscheinung der Flammen trat, die er in der Hazienda San Carlos gesehen hatte.

»Doña Gertrudis ruht jetzt«, sagte Zefirino, »denn ich höre nichts. Wir würden gar nicht übel tun, auch ein paar Stunden zu schlafen, und zwar zu zweien, der Reihe nach.«

»Auf die Weise können wir wenigstens jeder drei Stunden schlafen«, fügte Castrillo hinzu. »Ich bin auch der Mei-

nung. Wer sind die, welche zuerst wachen?«

»Das Los soll darüber entscheiden«, sagte Zefirino.

»Wenn Ambrosio nicht mehr Lust zum Schlafen hat wie ich«, fiel der dritte Diener ein, »wollen wir beide den Anfang machen. Wir werden während eures Schlafes Wache halten.«

»Ich wache mit«, sagte Ambrosio.

Castrillo und Zefirino streckten sich, nachdem sie sich in ihre Mäntel gehüllt hatten, in das Gras, und bald wachte, scheinbar wenigstens, niemand weiter im Wald als die beiden Wachen und Don Mariano, von dessen Augen die Unruhe den Schlummer verscheuchte.

Was Gertrudis anbetrifft, so hatte, ganz abgesehen davon, dass sie noch in einem Alter stand, welches wie die Kindheit das Vorrecht hat, uns mit Tränen in den Augen einschlummern zu lassen, der Zustand ihrer Schwäche den Kummer ihres Herzens beschwichtigt.

Das Schweigen der Nacht wurde durch nichts unterbrochen, und die beiden Wachen befragten sich, die Augen starr auf den Gipfel des verzauberten Hügels gerichtet, was für Geheimnisse diese Nebelschicht verbergen konnte, die nach der Aussage Zefirinos ihn ohne Unterlass bedeckte, als plötzlich in der Richtung zum See zu dieselben wilden Rhythmen, die sie schon einmal gehört zu haben glaubten, sich wieder vernehmen ließen.

Nur war es unmöglich zu verstehen, was die Stimme sang. Es war eine vollkommen unbekannte Sprache, wie die, in welcher dreihundert Jahre früher die indianischen Priester zu ihren Gottheiten gesprochen haben sollen.

Beide bekreuzigten sich und tauschten einen erschrockenen Blick aus.

»Das ist vielleicht der Indianer, der sein Herz sucht«, sagte Ambrosio mit kaum verständlicher Stimme.

Sein Kamerad konnte nur ein stummes Zeichen mit dem Kopf machen, um anzudeuten, dass er derselben Meinung sei. Dann schüttelte er einige Minuten später einen der Schläfer.

»Was gibt es?«, fragte Zefirino plötzlich erwachend.

Der Diener erwiderte nichts, zeigte aber zitternd mit dem Finger auf einen Gegenstand, der im Schilf des Sees umherstreifte.

Es war ein Mann, dessen Haut, die so rot wie Kupfer glänzte, den der Mond beschien, denn er war vollständig nackt.

Der Indianer, den man seiner Hautfarbe nach für nichts weiter halten konnte, schien etwas im Schilf, das er mit den Händen um sich zerteilte, zu suchen.

Bald darauf sahen ihn die beiden Diener im See schwimmen, die trüben Wasser des Sees zerteilend, und gleich darauf in dem Schatten verschwinden, welchen der verzuberte Hügel auf die dem Mond abgewendete Seite warf.

»Gott im Himmel!«, sagte Zefirino mit leiser Stimme, »man kann nicht mehr daran zweifeln, es ist der Indianer, der sein Herz sucht.«

## Kapitel 9 Die Wassergottheit

Kaum befand sich der Hauptmann Don Lantejas mit seinen beiden Gefährten auf freiem Fuß und einige Schritte von der Hazienda, die ihm fast so verhängnisvoll geworden

wäre, als er sich von einer Art nervöser Ohnmacht befallen fühlte, die immer nach seinen vorübergehenden Anfällen von Heroismus über ihn kam.

Er folgte daher dem Indianer fast automatisch, der sich, den Fluss überschreitend, zum See Ostuta wandte, den zu sehen er einen Augenblick bezweifelt hatte, und der nach seiner Aussage nicht weiter als eine Stunde entfernt sein sollte.

In dem Maße, in dem sich Don Cornelio von der Räuberhöhle Arroyos entfernte, gewann er auch sein kaltes Blut wieder, und es entstand der Wunsch in ihm, zu erfahren, auf welche Weise es dem Indianer gelungen sei, zu entwischen und sich der Papiere wieder zu bemächtigen, denen sie alle drei Freiheit und Leben verdankten.

Costal erfüllte sein Verlangen mit wenigen Worten, denn alle seine Gedanken waren von der Nähe des wunderbaren Sees, in welchem er endlich die Wassergottheit, den Gegenstand seiner glühenden Wünsche, zu finden glaubte, in Anspruch genommen hatte.

Ohne die geringste Gefahr zu vermuten, war er, wie auch der Schwarze nach ihm, einem Vorposten Arroyos in die Hände gefallen und von dort zu der Hazienda geführt, ausgefragt und der Spionage verdächtigt worden, denn der Guerillero hatte die Manie, in allen denen, welche der Zufall in seine Hände lieferte, Spione zu wittern.

Für den Augenblick war Arroyo gerade beschäftigt, die Hazienda zu durchsuchen und den Besitzer derselben zu martern, um ihn zum Geständnis dessen zu zwingen, was er wissen wollte, und hatte es daher auf eine spätere Zeit verschoben, über das Schicksal des Indianers zu entscheiden. Vorläufig hatte man ihn in der Mitte der Soldaten ge-

lassen, die im Hof lagerten.

Der Indianer war in der ersten Stunde seiner Gefangenschaft - da er in dem Augenblick, in dem er am Ziel aller seiner Wünsche zu sein glaubte, festgenommen worden war - von einem Anfall von Raserei und Verzweiflung, der unmöglich zu beschreiben ist, ergriffen worden. Nach und nach gewann er seine gewöhnliche Ruhe wieder und hatte alle Quellen seiner List zurate gezogen, um zu entwischen - vergeblich.

Die einzige Hoffnung, die ihm nun noch übrig blieb, war, dass wenn Don Cornelio in denselben Hinterhalt fiel, wie er, seine Beglaubigungsbriefe, die er bei sich trug, nicht allein die Befreiung des Hauptmanns, sondern auch die seine herbeiführen würden.

Costal berechnete mit Angst die Zeit, die verrann, als Gaspacho, bereit, nach einem von San Carlos ziemlich entlegenen Punkt zu jagen, seinen Kameraden noch die Art und Weise erzählte, wie er sich des Dolmans bemächtigt hätte, nach dem er schon lüstern gewesen sei, als er noch auf den Schultern seines Eigentümers hing, und der ihm gerade zur rechten Zeit kam, um seine zerlumpte Jacke zu sehen.

Durch diesen Bericht hatte der Indianer erfahren, dass der Hauptmann ein Gefangener wie er sei, obschon er ihn nicht hatte eintreten sehen.

Seine Wächter, weit davon entfernt, seine Kraft und Uner-schrockenheit zu argwöhnen, ließen ihn unbeachtet umhergehen. Nun hatte sich Costal dem Banditen genähert und den Dolman, als dem Offizier gehörig, welchen er begleitet hatte, zurückzufordern. Gaspacho weigerte sich natürlich, ihn wieder herauszugeben, und warf ihn um seine Schul-

tern, nachdem er ihn von seinen Kameraden hatte bewundern lassen. Schon hatte er einen Arm in den Ärmel gesteckt, als der Indianer ihn mit einem in seinem Gürtel verborgenen Dolch niederstieß und ihm das kostbare Kleidungsstück entriss. Sobald er sich in dessen Besitz sah, wickelte er ihn um seinen Arm, machte sich aus dem Körper Gaspachos einen lebenden Schild und erreichte, indem er ihn mit bewunderungswürdiger Kraft auf seine benutzten Feinde zurückstieß, den Saal, in den man den Hauptmann geführt hatte. Das Übrige weiß der Leser.

Der Indianer und der Afrikaner, die nun noch zur rechten Zeit befreit worden waren, konnten den See vor Aufgang des Mondes erreichen und, sobald er erschien, ihre Beschwörungen der Gottheiten der Gewässer und der Berge beginnen. Noch war ein delikater Punkt zwischen dem Indianer und dem Hauptmann zu regulieren.

So viel stand fest, es war eine ganz vergebliche Mühe, den Versuch zu machen, den Indianer davon zurückzubringen, sich von seinen absurden und abergläubischen Grundsätzen zu bekehren. Don Cornelio kannte Costal zu gut, um es auch nur zu versuchen. Ihm den Vorschlag zu machen, ihn zu begleiten, war ebenso wenig tunlich. Die Gläubigen, zu welcher Religion sie sich auch immer bekennen mögen, finden sich in der Ausübung ihres Kultes durch die Nähe Ungläubiger gestört.

Don Cornelio urteilte ganz richtig, dass in dem Fall, wo der Indianer sich seine Gegenwart gefallen ließe, er nicht Anstand nehmen würde, ihr allein die grausame Täuschung zuzuschreiben, die doch unmöglich ausbleiben konnte.

Der Hauptmann musste daher allein bleiben, und das war

es, was ihm am wenigsten zusagte, da sie sich noch so nahe der Räuberhöhle Arroyos befanden. Als er sich aber über die Absichten Costals unterrichten wollte, kam ihm dieser schon zuvor.

»Es ist wenig wahrscheinlich«, sagte er, »dass Eure Herrlichkeit eine noch bewohnte Hütte so nah bei diesem Räubernest antreffen werden. Die geringste Hütte muss verlassen sein, aber ich vermute, dass, wenn Ihr ein Dach fändet, um Euch zu schützen ...«

»Ihr wünscht also nicht, dass auch ich zugelassen werde, wie Ihr, um meine ehrfurchtsvollen Huldigungen Tlaloc oder seinen Gefährten dazu bringen?«, antwortete der Hauptmann.

»Es wäre mir viel lieber - viel lieber«, erwiderte der Indianer zögernd, denn er wagte nicht zu gestehen, dass ihm die Gegenwart Lantejas' eine Last sei. »Wenn Eure Herrlichkeit - anderswo wäre - als bei uns; und dann übrigens«, fügte er lebhaft hinzu, »ist es eine ernste Angelegenheit, mit Geistern einer übergeordneten Welt zu verkehren. Seht, hier steht der tapfere Clara, der schon bei dem bloßen Gedanken erleichtert.« Das Gesicht des Schwarzen zeigte in der Tat eine Art eisengrauen Teints. »Jetzt, Clara, ist es indes noch Zeit, zurückzutreten, wenn du Furcht hast.«

»Es ist der Mond, der mich bleich macht, alle Teufel!«, rief der Afrikaner, indem er sich seiner Steigbügel versicherte, ohne daran zu denken, dass der Mond nicht schien. »Ich werde nicht einen Zollbreit vor dem Genius der Goldlager zurückweichen.«

Der Hauptmann machte der Unterhaltung ein Ende, indem er zu dem Indianer sagte, dass er seinen Widerwillen begriffe, Zeugen zu seinem abergläubischen Unternehmen

mitzubringen, dass er seinerseits ein zu guter Christ wäre, um einem Akt beizuwohnen, der gegen seine religiösen Prinzipien verstieße, und dass endlich in Ermangelung einer Hütte, möge sie bewohnt sein oder nicht, die Nacht warm genug wäre, um sie unter dem schön gestirnten Himmel zubringen zu können.

»Nun«, antwortete Costal, »wenn wir binnen einer Viertelstunde keinen Zufluchtsort finden, wie wir ihn für Euch suchen, so müssen wir uns trennen, denn schon zeigt mir der frische Wind, der sich erhebt, die Nähe des Sees an.«

Die Reisenden setzten ihren Weg schweigend fort, der Anblick der immer wilder werdenden Landschaft ließ nur wenig Hoffnung, eine menschliche Wohnung anzutreffen, so bescheiden sie auch immer sein mochte.

Bald darauf hielten die drei Reisegefährten am Saum einer großen, grünen Savanne an. Einige Wasserlachen, die sich hier und da zerstreut fanden, glitzerten wie Spiegel, und eine Palmengruppe nahm, umringt von einer üppigen Vegetation, den Mittelpunkt derselben ein.

»Eure Herrlichkeit wird sich dort wie in einer Festung befinden, Ihr werdet hinter den Bäumen unsichtbar sein und alles weit um Euch herum sehen können«, sagte Costal.

Don Cornelio willigte ein, diesen Zufluchtsort in Erman-gelung eines anderen einzunehmen, und trennte sich zum zweiten Mal von seinen beiden Gefährten, denen er mit den Augen so lange folgte, bis die Entfernung sie seinen Blicken entzog. Unglücklicherweise war, wie leicht vorher-zusehen, der Boden der Savanne so feucht, oder vielmehr so aufgeweicht, dass sein Pferd, nach welcher Seite er sich auch wandte, bis an die Knie einsank und nicht mehr vor-wärtsging.

Nach vielen vergeblichen Versuchen wurde Don Cornelio gezwungen, darauf zu verzichten, bis zu dem Palmenhain vordringen zu können, um so mehr, da ihm der Wind den stinkenden Bisamgeruch, den die Kaimane ausdünsten, zutrug.

Um sich nicht zu weit von seinen Reisegefährten zu entfernen, begab sich der Hauptmann in die Richtung, welche jene eingeschlagen hatten, und bemühte sich, irgendeinen anderen Punkt, der ebenso sicher war wie der, den er eben hatte verlassen müssen, aufzufinden.

Don Cornelio fürchtete, und gewiss auch nicht ganz ohne Grund, dass die untergeordneten Banditen Arroyos begierig den Tod Gaspachos zu rächen nicht dieselbe Achtung vor dem Abgeordneten Morelos haben könnten wie ihr Chef.

Er hatte nicht vergessen, dass dieser befohlen hatte, sich zur Verfolgung der Herrin der Hazienda bereitzuhalten. In Wirklichkeit glaubte er entferntes Geräusch zu vernehmen, was ihn beunruhigte und veranlasste, sein Pferd anzutreiben.

Der Schwarze und der Indianer waren in ein Dickicht von ungeheuren Bäumen gedrungen, und als der Hauptmann dies hinter sich hatte, befand er sich auf einer ungeheuren flachen Ebene, in deren Mitte er unbeschuhrt und der Gnade der blutdürstigen Leute Arroyos preisgegeben war.

Ein Kette kahler Berge begrenzte links dieses offene Terrain und vor ihm zeigte sich nach einem Marsch von ungefähr einer Viertelstunde, zuerst in der Entfernung, bald jedoch dicht vor seinen Füßen ein breiter, trüber und dunkler Wasserspiegel.

An diesem düsteren Anblick und bei dem Sichtbarwer-

den eines von dichten Nebeln verhüllten Hügels, der sich aus der Mitte, der Wasserfläche erhob, erkannte Don Cornelio, ohne ihn jemals gesehen zu haben, den See Ostuta.

Der Zufall hatte ihn gegen seinen Willen dorthin geführt und seine plötzlich erwachte Neugierde wurde so übermächtig, dass er beschloss, ihr zu willfahren.

Sein christliches Gewissen warf ihm freilich diese Neugierde ein wenig vor, doch der Hauptmann brachte es bald damit zum Schweigen, dass er sich überreden, damit keineswegs einen Fehlritt zu begehen, indem er, sozusagen, einer heidnischen Feierlichkeit beiwohnte, sondern dass es im Gegenteil ein verdienstliches Werk sei, der Beschämung eines Ungläubigen beizuwohnen.

Ein etwas entferntes, finsternes und dichtes Gehölz, dasselbe, in dem Don Mariano sich gelagert und über das er die Gipfel hoher Palmen sich erheben sah, schien ihm den günstigen Punkt zur Beobachtung zu bieten.

Er konnte, indem er auf einen der Bäume stieg, welche den Saum des Gehölzes bildeten, die ganze Ausdehnung des Sees überblicken, und ein vollständiges ruhiges Verhalten versprach ihm hinlängliche Sicherheit.

Er wählte sich einen Baum aus, auf den er am leichtesten hinaufklettern zu können glaubte, band sein Pferd an einen niedrigen Zweig und kletterte, seinen Karabiner am Bandelier, entschlossen bis zu einer Höhe, von der sein Blick ohne Hindernis über den See schweifen konnte.

Einige Augenblicke später ging der Mond voll und strahlend auf. Wo befand sich Costal zu dieser feierlichen, von ihm so heiß ersehnten Stunde? So fragte sich der Hauptmann, als er zu bemerken glaubte, dass bei der um ihn herum verbreiteten Helle plötzlich die Oberfläche des Sees so-

wie der Hügel, dessen Fuß die Gewässer bespülten, und der finstere Wald, den er überragte, neues Leben zu erhalten schienen. Wunderbares Licht schien den Hängen des Hügels zu entströmen und fremdartige Töne schlügen an sein Ohr.

Es gehörte nicht viel dazu, das Nervensystem des ehemaligen Studenten der Theologie zu erschüttern und er begann schon, freilich zu spät, zu bereuen, dass er sich an diesen einsamen Ort, dessen wilder Anblick die Seele unwillkürlich mit Schrecken erfüllte und wo sich vielleicht sonderbare Dinge zutragen konnten, gewagt hatte.

Plötzlich erbebte er, wie in demselben Augenblick auch die beiden Diener Don Marianos, beim Anblick eines Menschen, eines Indianer, der am Ufer des Sees erschien. Sein Schreck war nur von kurzer Dauer, denn er erkannte in dem Mann, der mit seinen Händen das Schilf des Sees auseinander schlug und der vom vollen Mondlicht beschienen wurde, seinen Gefährten Costal.

Von seinem hohen Standpunkt aus konnte er ferner, was den Dienern entging, noch einen andern Mann sehen, der wie der Indianer ganz nackt war. Dies war ein Schwarzer. Diese beiden athletischen Gestalten trugen viel dazu bei, dieses sonderbare Gemälde noch wunderlicher zu malen. Darauf schwammen beide durch den See und verschwanden bald aus seinen Augen, wie auch denen der Diener Don Marianos.

Obwohl er beinahe die Enttäuschung eines Zuschauers empfand, der plötzlich ein angefangenes Schauspiel verlassen muss, so, überlegte der Hauptmann doch, ob er sich nicht während der Abwesenheit seiner Gefährten auf dem Gipfel seines Baumes mehr in Sicherheit bestünde, als auf

der freien Ebene, und blieb schließlich an seinem Beobachtungsplatz.

Die Absicht Don Cornelios war, dort bis zu dem Zeitpunkt zu bleiben, bis er von Neuem seine beiden Reisegefährten erblicken würde. Er wollte ihnen dann Zeit zum Ankleiden und Aufsuchen ihrer Pferde lassen, selbst aber schleunigst vom Baum steigen und ihnen nacheilen. Er nahm sich vor, ihnen, wenn er sie eingeholt hatte, irgendeine Fabel aufzubinden, deren Erfindung er auf den Moment selbst verschob.

Die Zeit verrann, der Mond stieg immer höher und weder Costal noch der Schwarze kamen zum Vorschein.

Während die Leute Don Marianos schworen, sie hätten den Indianer gesehen, der seit fünfhundert Jahren sein Herz sucht, bildete sich der Hauptmann mit mehr Grund ein, dass die beiden Abenteurer auf dem ehemals dem Tlaloc geheiligten Berg Fuß gefasst hätten.

Bald gaben einige schwache und dumpfe Klänge, welche die Stille der Nacht zu hören erlaubte, den Gedanken Don Cornelios eine andere Richtung, obwohl er vergebliche Anstrengungen machte, die Ursache derselben zu erraten, denn er war weit davon entfernt, den ungestümen Angriff Don Rafaels auf die Hacienda San Carlos zu vermuten und noch weniger, dass das Tor derselben unter dem Kanondonner, dessen Grollen er von Weitem hörte, in Trümmer gesunken sei. Der Hauptmann quälte sich nicht lange im Geist über diesen Gegenstand, und da er einmal den ersten Schreck überstanden hatte, empfand er bald, beruhigt durch den Gedanken, dass er in der Nähe seiner beiden treuen Diener sei, wie der Oberst in der vergangenen Nacht, eine unwiderstehliche Neigung, sich dem Schlum-

mer in die Arme zu werfen. Seine Augenlider wurden in dem Maße schwerer, wie seine Phantasie ruhiger wurde.

Wie der Oberst Tres-Villas rechnete auch er auf den Zufall, dessen Gast er sozusagen war. Ähnlich wie es Don Rafael gemacht hatte, befestigte auch er sich auf dem Baum, der ihn zum Asyl diente, und verfiel schnell in einen ruhigen Schlaf, in dem er die erste Stunde nicht gestört wurde.

Mit der Zweiten sollte es nicht ebenso sein, denn sie bereitete ihm ein ebenso unvorhergesehenes als schreckliches Erwachen.

Don Cornelio war nicht so fest eingeschlafen, dass nicht ein unerklärliches Getöse, welches bei der Stille der Nacht um so mehr hörbar war, sein Ohr erreicht hätte. Er erwachte plötzlich und glaubte ganz bestimmt, den Klang einer Glocke vernommen zu haben.

Der Hauptmann horchte lächelnd, denn er glaubte, auf seinem Baum von der Glocke seines Geburtsortes geträumt zu haben. Es war dies keineswegs ein Traum. Derselbe Klang wiederholte sich und zu seinem großen Erstaunen zählte er noch bis zwölf deutliche und klare Schläge, wie sie der Hammer einer Uhr um Mitternacht angibt.

Das konnte tatsächlich die Stunde sein, die auch der Mond andeutete, und Don Cornelio konnte sich eines zweiten Anfalls von Schauer nicht erwehren, denn in Mitte dieser schweigsamen und düsteren Landschaft, die ihn umgab, erblickte er nichts als die kahlen Hügel der Bergkette und eine flache Ebene, auf der sich kein Glockenturm einer Hazienda oder eines Dorfes erhob.

Noch zitterten die Schwingungen der Glocke in der Luft. Sie waren wirklich aus der Mitte des Sees von den glasartigen Hängen des verzauberten Hügels ausgegangen.

Es klang wie ein Zeichen, von dem man hätte sagen können, dass es den indianischen Gottheiten gegeben wäre, um sie aus ihrem hundertjährigen Schlummer zu erwecken.

Das entfernte Geräusch, was Don Cornelio während seines kurzen Schlafes zu vernehmen geglaubt hatte, wurde nach seinem Erwachen immer stärker, dann verwandelte es sich in ein lang anhaltendes Geheul, wie er es in seinem Leben noch nicht gehört hatte.

In einer dieser fast ähnlichen Nacht hatten die Tiger über seinem Kopf ihr Geheul ausgestoßen, das Heulen des Jaguars, das Brüllen des Löwen oder das des stärksten Stiers hatten nicht diese entsetzliche Macht, wie die Töne, die er vernahm. Sie schienen aus den ungeheuren Lungen irgend-einer unbekannten, riesenhaften Tiergattung hervorzugehen.

Diesmal zitterte der Hauptmann an allen Gliedern und würde, hätte er sich nicht festgebunden, unfehlbar von der Höhe seines Sitzes auf die Erde gefallen sein.

Das Ross des Hauptmanns teilte seinen Schreck, es stampfte die Büsche in seiner unmittelbaren Nähe nieder, zerriss mit einem heftigen Ruck den Zaum, und Don Cornelio sah es im Galopp das Gehölz fliehen, welches so schreckliche Gäste zu bergen schien. Er folgte mit erschrecktem Blick dem Tier, das nicht eher stillstand, bis es die Pferde des Indianers und des Schwarzen erreichte.

Was Don Cornelio betrifft, so verfehlten dies Geheul und diese Glockenschläge in der Einsamkeit nicht, seinen Glauben in etwas zu erschüttern. Es gab sogar einen Augenblick, indem er nicht anders glaubte, als die Stimme der Geister zu hören, die Costal anzurufen wagte.

Der Hauptmann Lantejas war aber nicht der Einzige, der

erschrak. Zwei Flintenschüsse von ihm entfernt, seinen Augen durch das Laub der Bäume verborgen, hatten sich die Leute Don Marianos auf einen Haufen zusammengedrängt, und mit gleicher Überraschung und mit nicht geringerem Schrecken die zwölf Schläge der unsichtbaren Uhr gezählt.

Ihr Herr versuchte sich vergebens all das zu erklären, was um ihn her vorging.

Gertrudis erwachte und stieß einen Schrei des Entsetzens aus, als das betäubende Geheul, von dem Wald und See wiederhallten, ihr Ohr erreichte.

Die Siebenschläfer selbst wären bei diesem Höllenlärm aus ihrem Schlummer erwacht.

Plötzlich erschien Castrillo in der Lichtung, in der sich Don Mariano und seine Tochter befanden. Entmutigung und Schrecken prägten sich auf seinem Gesicht aus.

»Von welchem Unglück willst du mich in Kenntnis setzen?«, fragte Mariano, von der Blässe, die des Dieners Gesicht bedeckte, betroffen hatte.

»Von keinem, Señor Don Mariano, wenn das keins ist, dass wir uns an einem verfluchten Ort befinden, von dem wir so schnell wie möglich fliehen müssen.«

»Haltet Eure Waffen bereit, denn es heulen Jaguare hier herum.«

»Noch nie hat ein Tiger so geheult«, sagte der Diener und ließ den Kopf auf die Brust sinken. »Und Kriegswaffen sind unnütz, wenn die Stimme des Geistes der Finsternis sich vernehmen lässt. Hört! ...«

Das Gebrüll oder Geheul hatte, wie wir schon erwähnt haben, durchaus keine Ähnlichkeit mit dem der Tiere des Waldes oder der Savanne.

»Den Verlauf dieser Nacht haben zu viele sonderbare und

befremdende Zeichen angedeutet«, begann Castrillo wieder, »als dass es nicht eine Torheit wäre, noch länger an einem Ort zu verweilen, an dem alle Gesetze der Natur über den Haufen geworfen zu sein scheinen, an dem die Toten aus ihren Gräbern erstehen, wo Glockentöne fern von jeder menschlichen Wohnung erklingen, wo endlich der Teufel in der Finsternis heult. Lasst uns fliehen, Señor Don Mariano, solange es noch Zeit ist.«

»Aber wohin?« rief Don Mariano voller Angst; »Ist denn dieses Kind imstande, die Beschwerden des Ritts zu ertragen?«

»Während Ihr zu Gott flehen werdet, gnädig die drohende Gefahr von uns abzuwenden, wollen wir schnell die Sänfte auf die Maultiere laden«, entgegnete der Diener. »Beeilen wir uns, wir haben nicht einen Augenblick zu verlieren, denn ich werde meine Kameraden nicht länger von der Flucht zurückhalten können, und ich selbst ...«

»Wir sollen allein hierbleiben!«, unterbrach ihn Gertrudis schaudernd. »Nein, nein, ich fühle die Kraft in mir, zu fliehen, und sollte es auch zu Fuß sein.«

»Nun, es geschehe, wie du wünschst«, erwiderte Don Mariano, »wir wollen den Versuch machen, San Carlos zu erreichen.«

Castrillo stürzte fort zu seinen Kameraden. Als es sich aber darum handelte, die Maultiere und Pferde, die an einem etwas entfernteren Ort untergebracht, herbeizuführen, wagte keiner von ihnen, das Abenteuer zu unternehmen.

»So wollen wir alle vier gehen«, sagte Castrillo.

Seine Gefährten folgten ihm zitternd, indem sie das Zeichen des Kreuzes mit einer fast wahnsinnigen Schnelligkeit schlugen, als ob sie eine ganze Legion von Teufeln be-

schwören wollten.

Das, was Don Mariano und seine Leute unternehmen wollten, mitten durch die Finsternis sich einen Weg zur Flucht suchen, hätte Don Cornelio nicht für alles Gold der Erde gewagt.

Er fuhr fort, durch den Schrecken auf den Gipfel seines Baumes gebannt, wiederholt seine tolle Neugierde, der er nachgegeben hatte, zu verwünschen und aufmerksam auf das zu lauschten, was er für ein entsetzliches Zwiegespräch zwischen der indianischen Gottheit und seinem unerschrockenen Verehrer hielt, als plötzlich das Geheul wie mit einem Zauberschlag verstummte.

Auf diesen entsetzlichen Lärm folgte nun ein düsteres und beängstigendes Schweigen. Man hätte glauben können, das Entsetzen habe alle Stimmen der Natur zum Schweigen gebracht.

Kurze Zeit darauf wurde das Schweigen wieder durch verworrenes, von fern herschallendes Geräusch unterbrochen, das menschlichen Stimmen nicht unähnlich war, die man aus der Ferne hörte. Dasselbe schien hinter der Hügelkette, die den See von der Nordseite begrenzt, herzukommen.

Don Cornelio zweifelte keinen Augenblick, dass dies die Stimmen Costals und Claras wären, die von dort her nach dem Gelingen ihrer Beschwörung zurückkämen, denn das entsetzliche Geheul konnte von weiter niemand kommen, als von Tlaloc oder von Matlacueze, die durch den Akt besiegt worden waren.

Bald jedoch erkannte der Hauptmann, dass er sich getäuscht habe.

In der Richtung des Weges, den er gekommen war, be-

merkte er Lichter, die sich zum See bewegten.

Aus der Schnelligkeit, mit der diese Lichter ihre Stellung veränderten, zu schließen, wurden sie von Reitern getragen. Der Hauptmann bemerkte deutlich, einen halben Büchsenschuss von seiner Zufluchtsstätte entfernt, die erschreckte Gruppe, die sein Pferd mit denen Costals und Claras bildete. Die Lichter konnten daher weder von dem Indianer noch von dem Schwarzen getragen werden.

Es blieb sodann kein Zweifel übrig, dass dies Arroyo und seine schrecklichen Banditen seien.

Kurze Zeit darauf wurde tatsächlich am Ufer des Sees eine Truppe Reiter sichtbar, von denen jeder eine Fackel in der Hand trug. Don Cornelio erkannte darunter Arroyo und seinen Gefährten Bocadro wieder. Die Banditen wandten sich bald nach der einen, bald nach der andern Seite. Nachdem aber dies Hin- und Hertappen geendet hatte, sah er sie nach der der Pferdegruppe entgegengesetzten Richtung eilen und neugierig den Wasserspiegel und das Schilf des Ufers mit den Augen durchmustern.

Auf ein Signal erloschen die Fackeln und alle Gegenstände sanken in eine für die Augen Don Cornelios undurchdringliche Finsternis zurück, da das Licht des Mondes nach dem Licht der Fackeln sehr trübe erschien.

Der Hauptmann hätte von Herzen gern seine beiden Gefährten von der Gefahr unterrichtet, die ihnen die Anwesenheit der Banditen Arroyos bereiten konnte, aber auf welche Weise?

Die Leute Don Marianos standen bei dem Anblick der bewaffneten Männer, unter denen Don Mariano und seine Tochter ihre beiden früheren Rinderhirten erkannten, wie Bildsäulen da, obwohl die Sänfte Gertrudis' schon zum

Aufbruch auf dem Rücken des Maultieres befestigt war.

Don Cornelio folgte allen Bewegungen Arroyos mit unruhigem Blick und sein Herz wurde erst erleichtert, als er ihn mit seinen Reitern den See umgehen und sich entfernen sah.

Bei der nach und nach wieder eingetretenen Mondhelle konnte der Hauptmann fast alles bemerken, sogar, was auf dem Grund des Schilfes vorging. Die Ufer des Sees waren wieder einsam geworden, seine Wasser waren schweigend und ruhig. Plötzlich glaubte Don Cornelio eine leichte Bewegung unter den Wasserpflanzen, die am Ufer wuchsen, zu bemerken. In demselben Augenblick erhob sich ein unbestimmter Schatten in der Mitte des grünen Dickichts, und dieser nahm, indem er sich geräuschlos erhob, die bestimmte Gestalt einer Frau an. Sie war mit einem weißen Kleid bedeckt, lange, verwuschelte, in Unordnung geratene Haare fielen auf ihre Schultern herab.

Kalter Schweiß rieselte von der Stirn Don Cornelios. Durch diese seltsame Erscheinung gebannt, blieben seine Augen auf ihr haften, ohne dass er imstande gewesen wäre, sie wieder abzuwenden. Dies war, daran konnte er nicht mehr zweifeln, die Gefährtin Tlalocs, die furchtbare Matlacueze, die den Beschwörungen des Nachkommen der alten Kaziken von Tehuantepec Gehör gebend, aus ihrem nassen Palast, den sie in den Tiefen des Sees Ostuta bewohnt, hervorgekommen war.

## Kapitel 10

### Die Botschaft

Von dem Augenblick an, wo wir Costal und Clara verlassen haben, als sie das Schilf des Seeufers zerteilten, um die Kaimane daraus zu verjagen, und sich dann in seine schlammigen Wasser stürzten, beide von dem blinden Fatalismus des Indianers fortgerissen, der ihn der Alligatoren mit derselben Unerschrockenheit trotzen ließ, mit, der er der Haifische getrotzt hatte, ist der Leser vollständig im Ungewissen, was aus diesen beiden Personen geworden ist. Wir führen sie auf den Schauplatz zurück, wohin es überhaupt nötig sein wird, ihnen einige Momente zu folgen, um erklären zu können, wie das Phantastische dem wirklichen Drama als Einleitung gedient hat, dessen Entwicklung wir entgegengehen.

Als die beiden Abenteurer in dem Schatten, welchen der verzauberte Hügel warf, verschwunden waren, beeilten sie sich, wie der Hauptmann ganz richtig vermutet hatte, den Hügel selbst zu besteigen.

Der Monapostiac ist weiter nichts, als ein ungeheurer Block von schwärzlichgrünem Obsidian, der aus langen, senkrechten und unregelmäßigen, jedoch voneinander stetig geschiedenen Schichten gebildet ist. Das ist die Ursache der Spalten, die man in seinen Hängen sieht. Wird diese glasartige Masse von den Sonnen- oder Mondstrahlen beschienen, so erhält er eine Art trüber Durchsichtigkeit, die im Verein mit dem dichten Nebel, der den Gipfel des Hügels bedeckt, einen fremdartigen und melancholischen Gesamteindruck hervorruft.

Gewisse Teile dieses Felsenblocks, die Costal ganz genau

kannte, erzeugen einen wunderbaren mystisch-hellen Klang, der für Don Cornelio und Don Mariano sowie für dessen Leute, von so besonderer Wirkung gewesen war.

Bald ganz diesen Betrachtungen hingegeben, bald aber mit leiser Stimme Gebete in der Sprache seiner Väter murmelnd, harrte der Indianer auf den Zeitpunkt, in dem der Mond sich über dem Vorhang von Zedern zeigte, der die Ebene abschloss, um seine Beschwörung zu beginnen.

Es würde zu lang und zu ermüdend sein, dem Leser alle die komischen Zeremonien vorzuführen, mit deren Hilfe der Indianer den mächtigen Geist beschwor, dessen Erscheinen endlich dem Nachkommen der Kaziken von Tehuantepec den Glanz seiner Familie wieder herstellen sollte.

Wenn Beharrlichkeit und Mut von den indianischen Gottheiten die Gunst, die er erflehte, hätte erlangen können, so hatte sie Costal gewiss im vollen Maß verdient. Obwohl bis zu diesem Augenblick nichts anzeigte, dass Tlaloc oder Matlacuezc ihrem beherzten Verehrer erscheinen würden, glänzte doch das Gesicht Costals in so freudiger Hoffnung, dass der Schwarze keinen Moment zweifelte, diesen letzten Versuch vom besten Erfolg gekrönt zu sehen.

Seit dem so ungeduldig erwarteten Aufgang des Mondes war mehr als eine Stunde mit Vorbereitungen aller Art vergangen, als Costal endlich das feierliche Schweigen, welches er bis dahin gegen Clara vorbrachte, brach.

»Clara«, sagte er mit ernster Stimme, »wenn die Götter meiner Väter, von dem Sohn der Kaziken, der fünfzig Regenzeiten gesehen, gerufen, die Töne hören werden, auf die sie vor drei Jahrhunderten lauschten, so werden sie ohne Zweifel erscheinen.«

»Ich hoffe es auch«, sagte Clara.

»Ja! Wer weiß, ob es Tlaloc oder seine Gefährtin sein wird?«

»Das kümmert mich wenig.«

»Matlacuezc«, nahm der Indianer wieder das Wort, »ist in ein so klares Weiß gekleidet, wie das der Blume der weißen Seerose, wenn ihr Haar nicht auf den Kopf gewunden ist, fällt es auf ihr Kleid herab, wie die Mantille einer Dame von hohem Stand. Ihre Augen sind glänzender als die Sterne und ihre Stimme sanfter als die des Spottvogels, wenn er die Melodien der Nachtigall nachahmt, und dennoch ist ihr Anblick schrecklich zu ertragen.«

»Ich werde ihn ertragen«, sagte der Afrikaner.

»Tlaloc hat einen riesenhaften Wuchs, zusammengerollte Schlangen zischen in seinem Haar, sein Auge ist wie das Auge des Jaguars, seine Stimme rollt wie die zweier Stiere. Überlegt, solange es noch Zeit ist.«

»Ich habe es Euch gesagt, ich will Gold, und ich kümmere mich wenig darum, ob es Tlaloc oder seine Gefährtin ist, die mir es gibt. Bei allen christlichen und heidnischen Teufeln! Ich bin nicht bis hierher gegangen, um nun zurückzutreten.«

»Nun«, fuhr Costal fort, »so will ich meine Götter anrufen.«

Mit diesen Worten ergriff der Indianer einen neben ihm liegenden Stein und schlug, zu dem Hügel gehend, damit stark an eine der hervorspringenden Ecken. Der Schlag schallte weithin, gleich dem Klang des Erzes. Elf Mal noch wiederholte er seine schreckliche Beschwörung.

Ein anfangs noch unbestimmtes Gemurmel schien den Schlägen zu antworten. Bald darauf aber erschallte, als ob

Costal die Macht gehabt hätte, die schreckliche Stimme Tlalocs zu beschwören, fürchterliches Geheul und unterbrach die Stille des Waldes. Es war dies dasselbe Geheul, welches auch den Hauptmann und die Leute Don Marianos so sehr in Schrecken gesetzt hatte.

Clara war eine Beute eben dieses Schreckens, dies dauerte nur einen Moment, denn er rief gleich darauf mit fester Stimme: »Läutet noch einmal, Costal, Tlaloc hat geantwortet.«

Der Indianer warf auf Clara einen forschenden Blick. Der Mond zeigte den grauschwarzen Teint seines Gesichts. Es war augenscheinlich, dass der Schwarze im Ernst sprach.

»Ei was«, sagte Costal, »seid Ihr denn so wenig mit den Geheimnissen des Waldes vertraut, dass Ihr die Stimme eines eklichen Tieres mit der des Gottes der Berge verwechselt?«

»Ein Tier heult, so?«

»Ohne Zweifel; diese Stimme ist zwar schreckenerregend, nur für die, die das Tier nicht kennen, von dem dieselbe herrührt.

Das ist die Stimme des Brüllaffen, den Ihr mit einem Schlag Eurer Reitpeitsche, die Ihr am Sattelknopf gelassen habt, töten könntet. Nein, nein, die Stimme Tlalocs ist viel schrecklicher.«

»Nun, es tut mir leid«, antwortete der Afrikaner.

Bald verließ der Anblick der Reiter, welche die Umgegend des Sees durchsuchten, ihren Gedanken eine andere Richtung. Die Banditen Arroyos waren kaum hinter dem Schilf verschwunden, als aus der dichten Stelle des Ufergebüsches die weiße Erscheinung auftauchte, die der Hauptmann noch mit Schauer anstarre.

Beim Anblick dieser plötzlichen Erscheinung erglänzte im Auge des unerschrockenen Costal ein Blitz des Triumphs. Er ergriff mit einer Hand den Arm seines Gefährten.

»Die Zeit ist gekommen«, sagte er, »der Glanz der Kaziken von Tehuantepec wird wiedererstehen. Sieh!«

Er zeigte mit der anderen Hand auf eine weiße Frauengestalt mit wallendem schwarzen Haar, welche der Mond mitten im Schilf beleuchtete.

»Das ist Matlacuezc«, erwiderte der Afrikaner mit leiser Stimme.

Obwohl sein Herz mit verdoppelten Schlägen in seiner Brust pochte, ließ Clara doch den geheimen Schrecken nicht erraten, den er der Gottheit gegenüber empfand, die sich endlich seinen Blicken darbot.

Beide stiegen geräuschlos vom Felsen in das Wasser und schwammen zum Ufer.

In diesem Augenblick verschwand die weiße Erscheinung und die beiden Abenteurer verloren sie aus dem Blickfeld, obwohl der Hauptmann von der Höhe seines Verstecks, das er innehatte, sie noch hinter dem grünen Saum der Schwertlilien gekauert erkennen konnte.

Der Indianer hatte die Richtung nicht verloren und sein kräftiger Arm teilte das Wasser so schnell, dass der Afrikaner, so sehr er sich auch anstrengte, zehn Längen hinter ihm zurückblieb.

Bald darauf sah Lantejas, dem vor dem übermenschlichen Mut Costals schauerte, ihn seine Arme ausstrecken, um sich der Göttin des Wassers zu bemächtigen, als eine Stimme rief: »Nicht auf den Schwarzen! Zuerst auf den Mörder Gaspachos!«

Ein Schuss furchte den See. Don Cornelio verlor den

Schwarzen und denn Indianer aus den Augen, die untergetaucht waren. An dem Ort, den Costal eben verlassen hatte, sah er das Schilf sich schwankend bewegen. Er hörte etwas wie einen leisen Todesschrei, die Schwertlilien hörten auf zu rauschen und der Schrei erstarb.

Die Erscheinung im weißen Kleid und mit dem fliegenden Haar war verschwunden. Der See blieb öde, doch nur für einen Augenblick.

Costal und Clara erschienen wieder auf der Oberfläche und erreichten schleunigst das Ufer, einen Büchsenschuss vom Hauptmann entfernt.

Das wirkliche Drama mischte sich so eng mit dem phantastischen Anschein, dass Don Cornelio einen Augenblick lang verwirrt blieb und ihm das Gesicht wie von Wolken verhüllt schien.

Der Anblick der Gefahr, in der seine beiden treuen Gefährten schwebten, vermochte allein, ihn wieder zu sich zu bringen und ihm zu zeigen, dass das, was sich unter seinen Augen zutrug, mehr als ein Traum war.

Zwei Leute Arroyos, die plötzlich hinter dem Schilf, in geringer Entfernung von dem, Ort, wo die Erscheinung sich für einen Augenblick gezeigt hatte, hervorsprangen, verfolgten Clara und Costal mit dem Degen in der Faust.

Bei diesem Anblick erhielt der Hauptmann seine Besinnung wieder. Er legte den Lauf seines Karabiners auf einen Zweig und gab Feuer. Einer der Banditen stürzte, der andere blieb erschreckt von diesem unerwarteten Schuss stehen.

Diese Verzögerung gab den beiden Abenteurern Zeit, zu ihren Pferden zu gelangen und sich wie zwei Gespenster, vom Wasser des Sees triefend, in den Sattel zu schwingen.

Auch der Hauptmann stieg eilig vom Baum, indem er sei-

nen Namen nannte und seine beiden Gefährten bei den ihren rief.

»Ah«, rief Costal, »ich hatte schon Besorgnis, indem ich Euer Pferd erkannte, dass Euch irgendein Unglück zugestossen sei.«

Der Bandit, der allein geblieben war, ergriff während dieser Zeit die Flucht und eilte zu dem Ort hin, wo er sein Pferd unter der Aufsicht seiner Gefährten gelassen hatte. Er wurde doch von dem Indianer, der ihn in einigen Sätzen eingeholt hatte, niedergeritten, von den Hufen des Pferdes zertrampelt und von jenem noch durch einen Degenstoß an die Erde geheftet, ohne dass er den Sattel verlassen hätte.

»Jetzt schnell zum See!«, rief Costal, lebhaft sich an den Schwarzen wendend. »Ihr könnt uns in diesem Gehölz erwarten, Señor Don Cornelio. Wir müssen durchaus allein sein.«

Als er den Fuß schon auf die Erde setzte, veränderte ein neuer Zwischenfall die Lage der Dinge.

Fünf Reiter und eine von zwei Maultieren getragene Säufte wurden plötzlich am Ufer des Sees, fast am äusseren Ende des Waldes sichtbar. Es waren dies Don Mariano an der Seite der Säufte seiner Tochter und seine vier Diener.

Don Mariano hatte gehört, dass der Hauptmann Lantejas seinen Namen nannte, indem er Costal und Clara bei dem ihren rief, und beeilte sich voll froher Zuversicht über die unerwartete Verstärkung, die der Himmel ihm sandte, sie zu erreichen.

Von der anderen Seite des Sees brach in demselben Moment hinter der Zedernreihe eine zweite Truppe zu Pferd hervor, die ungefähr aus einem halben Dutzend flüchtiger Männer bestand, die allem Anschein nach von einer glei-

chen Anzahl Reiter, die ihrerseits mit geschwungenen Säbeln erschienen, verfolgt wurde.

»Was ist das«, schrie Costal, wie ein Heide fluchend, der er auch in Wirklichkeit noch war, »dass diese Eindringlinge kommen und die Verehrer Tlalocs stören?«

Der Afrikaner, der in diesem Augenblick seinen und Costals Namen rufen hörte, schlug sich die Brust vor Verzweiflung, indem er an die unwiederbringlich verlorene Gelegenheit dachte, die ihm dieser plötzliche Überfall des vorher so stillen Sees aus den Händen gewunden hatte. Es war die Stimme Don Marianos, welche man hörte. Er gab sich zu erkennen und nannte auch den Hauptmann Lantejas bei seinem Namen, ohne aber zu wissen, dass es derselbe sei, der den Vornamen Cornelio führte und der früher ein Gast der Hazienda las Palmas gewesen war.

»Jawohl, das bin ich, so wahr Gott lebt!«, erwiederte der Hauptmann, im höchsten Grad erstaunt, hier mitten in dieser bisher so traurigen Einsamkeit Bekannte zu finden.

Während dieser verschiedenen Zwischenfälle schienen die Flüchtlinge nicht recht zu wissen, wohin sie sich wenden sollten. Bald schlügen sie, indem sie wahrscheinlich nicht die am Saum des Waldes versammelte Gruppe bemerkten, die Richtung nach dorthin ein.

Lantejas und seine beiden Gefährten sowie Don Mariano und seine Leute behielten nur noch eben so viel Zeit, um sich schleunigst hinter den Bäumen zu decken, damit sie durch den stürmischen Galopp der Pferde, die mit verhängten Zügeln auf sie zusprengten und wie ein Wirbelwind an ihnen vorübersausten, nicht niedergetreten wurden.

Ungeachtet der Schnelligkeit, mit der sie vorüber-

huschten, hatte doch das durchdringende Auge Costals unter den Flüchtlingen zwei Männer erblickt, die er nie verkennen konnte, denn sie waren wie er Diener Don Marianos gewesen.

»Wir sind in Feindesland«, sagte er mit leiser Stimme zu Clara. Da sind Arroyo und Bocadro. Sie werden ohne Zweifel von den Royalisten verfolgt.«

Er hatte kaum seinen Satz vollendet, als die sechs auf der Verfolgung Arroyos befindlichen Reiter in einem nicht minder wütenden Galopp wie der Blitz an ihnen vorüberjagten.

Einer von ihnen, soviel man beurteilen konnte, von hoher Gestalt, war seinen fünf Gefährten ein Stück voraus. Auf den Hals seines Pferdes niedergebeugt, schien er eher zu fliegen, als zu reiten, und dennoch stieß er seinem Tier ohne Unterlass die Sporen in die Weichen.

Indem er krampfhaft seinen schwarzen breitkrempigen Hut, der ihm bei der Schnelligkeit des Ritts beinahe vom Kopf geflogen wäre, ergriff, drückte er ihn derart auf den Kopf, dass sein schon halb von der Mähne seines Pferdes verdecktes Gesicht fast ganz unsichtbar wurde. Der Renner selbst machte in demselben Augenblick, entweder von der dunklen Masse der Sänfte Gertrudis oder durch irgendeinen anderen Gegenstand erschreckt, einen Seitensprung und stieß aus seinen Nüstern ein fremdartiges und raues Schnaufen aus, welchem ein schwacher, unter den Vorhängen der Sänfte hervordringender Schrei antwortete.

Dieser Schrei ging ungehört an dem Reiter vorüber, der nicht einmal den Kopf umwandte.

Gertrudis war nicht die Einzige, die bei diesem so leicht kenntlichen Schnauben erzitterte. Auch Don Cornelio erin-

nerte sich, dasselbe in schrecklicher Weise hinter sich gehört zu haben, und zwar auf dem Schlachtfeld von Huajapam, wenige Augenblicke früher, als er sich von dem kräftigen Arm des Obersten Tres-Villas aus dem Sattel gerissen fühlte.

Don Mariano hatte nicht die Eigentümlichkeit eines Pferdes erkennen können, das solange in seinem Stall gestanden.

Der Reiter besaß auch den hohen Wuchs Don Rafaels. Sollte er es sein, er, den man bei der Belagerung Huajapams vermutete. Noch konnte man daran zweifeln.

Costal und Clara hatten, indem sie sich vornahmen, ihre Beschwörungen zwar fortzusetzen, denn diese Nacht war noch nicht zu Ende, dies aber auf eine günstigere Stunde zu verlegen, sich auf den Weg gemacht, ihre Schusswaffen und Kleidungsstücke wiederzuholen. Don Cornelio blieb so lange allein mit seinem früheren Wirt und dessen Tochter.

Da man in vollständiger Ungewissheit schwabte, was man anfangen sollte, so erwarteten alle mit einer gewissen Beklemmung das Ende des Gefechts, welches fast vor ihren Augen stattfinden musste, dessen Einzelheiten ihnen aber durch die Entfernung, ungeachtet des Lichtes, den der Mond auf den See warf, dessen Ufer den Schauplatz bildeten, auf dem die Entscheidung eintreten musste, entgingen.

Don Rafael, der seit der Zeit, wo wir ihn die Hazienda San Carlos haben verlassen sehen, sich immer mehr dem See Ostuta genähert hatte, ließ in seiner erbitterten Verfolgung nicht nach.

Von Minute zu Minute wurde der Raum, der ihn von Arroyo noch trennte, kleiner, und der Bandit, der trotz seiner

gewöhnlichen Tapferkeit von einem wahnsinnigen Schrecken vor dem unerbittlichen und furchtbaren Feind, dem er zu entfliehen strebte, ergriffen zu sein schien, konnte es sich nicht verbergen, dass der schreckliche Arm des Obersten ihn bald erreichen musste.

Nichtsdestoweniger hatte er einen Augenblick Hoffnung, denn die Soldaten im Gefolge Don Rafaels waren nicht so gut beritten wie ihr Anführer, der ihnen vier bis fünf Pferdelängen voraus war. Der Bandit konnte seine Begleiter eine Frontschwenkung machen und Don Rafael umzingeln lassen, bevor dessen Reiter Zeit hatten, ihn zu erreichen. Aber sein Mut war gebrochen und so entging ihm diese letzte Aussicht auf Rettung. Die unbändige Kraft des Obersten und sein blinder Mut waren ihm zu sehr bekannt, um hoffen zu können, ihm den Garaus zu machen in einem so kurzen Zeitraum, als dazu nötig war, dass seine Leute ihm zur Hilfe kommen konnten.

Arroyo war an das äußere östliche Ende des Sees gekommen. In geringer Entfernung vor ihm breiteten sich die unermesslichen Ebenen aus, in denen er sich schmeichelte, den Verfolgungen seines Feindes entgehen zu können. Er sprengte daher in der Richtung fort, fest entschlossen, nur im äußersten Notfall von dem gefährlichen Mittel einen Gebrauch zu machen, das ihm der Vorsprung des Obersten gewährte.

Don Rafael folgte trotz seiner flammenden Leidenschaften aufmerksam jeder Bewegung seines Feindes. Der schien seine Absicht zu erraten, denn seit einigen Sekunden hatte er sich schon von der Krümmung, die der See machte, entfernt, um ihm alle Hoffnung auf einen Rückzug zu seiner Rechten abzuschneiden. Indem Arroyo, dem Bocadro dicht

auf dem Fuß folgte, einen plötzlichen Seitensprung machte, war es schon zu spät.

Das Pferd sprengte, sein raues Schnauben ausstoßend, mit seinem Reiter in gleicher Linie mit den beiden Banditen. Schnell warf Arroyo sein Pferd nach links herum. Das war es aber, was Don Rafael erwartete, der mit ihm dieselbe Absicht zu haben schien, die der Jäger mit dem Hirsch hat, dem, von den Hunden gehetzt, nur noch als Rettungsmittel der Teich übrig bleibt, zu dem er getrieben wird.

»Sieh dich vor!«, schrie Bocadros Gefährten beim Anblick des Obersten zu, der mit einer plötzlichen Anstrengung an ihm vorübergesprenzt war und sich auf Arroyo stürzte.

Arroyo feuerte seine Pistole ab, die er in der Hand hatte, und zog dabei unwillkürlich den Zügel seines Pferdes an. Der Schuss, der schlecht gezielt war, traf niemanden, dessen Pferd, indem es mit der Brust gegen die Seite von Arroyos Pferd rannte, dasselbe über den Haufen warf.

Bocadros Gefährten warf sich zwischen beide, um seinem Gefährten Zeit zu verschaffen, sich wieder zu erholen.

»Fort, unreiner Iltis!«, schrie der Oberst, indem er ihn durch einen Schlag mit seiner Säbelscheide aus dem Sattel warf.

Arroyo, von dem Sturz verwundet und zerquetscht, mit den Sporen unter dem Sattel verwickelt, machte vergebliche Anstrengungen, sich zu erheben, als schon der Oberst von der einen, seine Leute von der anderen Seite ihn mit gezückten Säbeln umringten, während die vier Insurgenten mit verhängten Zügeln davoneilten und Bocadros gebrochenen Rippen unbeweglich auf dem Sand lag.

Die Zuschauer hatten von dem Fleck, wo sie standen, die-

sen doppelten Sturz gesehen, ohne wegen der großen Entfernung erraten zu können, auf wessen Seite der Vorteil war.

Für den Fall, wenn nur die Ufer des Sees wieder einsam würden, kümmerte dies Clara und Costal wenig. Dasselbe war nicht mit Don Mariano der Fall.

Von dem Gedanken verfolgt, dass einer der Teilnehmer an diesem blutigen Kampf der Oberst Tres-Villas sein könnte, dessen Leben ihm jetzt so kostbar geworden war, da sozusagen das Leben seiner Tochter an dem seinen hing, war Don Mariano in schmerzliche Ungewissheit versunken und hatte von Beginn der furchterlichen Szene an, die sich vor seinen Augen zutrug, das tiefe Schweigen bewahrt.

Ein lebhaftes Gefühl der Neugierde hatte auch Don Cornelio und seine beiden Gefährten stumm gemacht. Don Mariano wusste also noch nicht, dass die Hazienda San Carlos von der Bande Arroyos genommen und geplündert worden war, und auch Gertrudis, deren Ohr begierig das den Nüstern des Roncador entschlüpfte Schnauben eingesogen hatte, war in ihrer tödlichen Furcht hinter den Vorhängen der Sänfte in tiefes Schweigen verfallen.

Costal war der Erste, der dieses lange Schweigen brach, von Verlangen getrieben, sich mit Clara wieder allein am Ufer des Sees zu sehen.

»Wie es auch immer kommen mag«, sagte er, »die Straße ist jetzt frei und der Señor Don Mariano kann ruhig seinen Weg fortsetzen, wenn er zur Hazienda las Palmas will.«

»Wir gehen nicht nach las Palmas«, erwiderte Don Mariano zerstreut, einige Schritte vorgehend, wie um zu erspähen, was sich zutrage, ohne dass das verworrene Geräusch von Stimmen, welches er in einiger Entfernung von sich

hörte, seine Zweifel lösen konnte.

»An Eurer Stelle würde ich nicht zögern, meinen Weg wieder anzutreten«, sagte Costal. »Die Augenblicke sind kostbar. Bei allen Schlangen des Hauptes Tlalocs!«, rief er dann mit einem von Zorn gemischten Staunen aus, »es ist noch einer im Wald!«

Man konnte in der Tat ganz in der Nähe das Krachen des Gesträuchs und der Lianen hören.

Dann wurden folgende Worte ganz deutlich ausgesprochen: »Hierher, Gevatter, hierher! Ich höre da, die Stimme dessen den wir suchen. Schnell, bei allen Teufeln, damit er uns diesmal nicht wieder entchlüpft!«

Diese Stimme war keinem von denen bekannt, die sie hörten. Der Mann, zu dem sie sprach, war noch nicht sichtbar geworden. Das Geräusch der Schritte verlor sich nach und nach und erstarb in der Ferne.

Der Mond, der bald hinter den Hügeln verschwand, beleuchtete mit seinen schrägen Strahlen noch eine Gruppe Männer und Pferde, deren Schatten sich übermäßig in dem weißen Sand der Ebene verlängerten. Was ging jedoch mitten in dieser Gruppe vor? Eine schreckliche Szene ohne Zweifel, wenn man nach einem ausgestoßenen furchtbaren Schrei urteilen durfte, der dem Besitzer der Hazienda das Herz durchschauerte.

War es der besiegte Don Rafael, der diesen Schrei austieß, oder übte er selbst einen Akt unerbittlicher Justiz an dem Mörder seines Vaters?

In dem Augenblick, wo Arroyo sich unter der Last seines Pferdes abarbeitete, war Don Rafael von dem seinen gesprungen. Seine beiden Eisenfäuste umspannten die Arme Arroyos, während er den Dolch zwischen den Zähnen

hielt. Vergebens versuchte der Bandit, sich mit seinen gebrochenen Knochen den tödlichen Umschlingungen zu entziehen. Dann stemmte Don Rafael mit dem ganzen Gewicht seines Körpers ein Knie auf seine Brust, ein Knie, so schwer, als wenn ein Felsblock, der vom Monapostiac heruntergerollt, auf seiner Brust lagerte. Arroyo, dem Schmerz unterliegend, blieb mit ausgestreckten Armen unbeweglich am Boden, während Wut und Schrecken in schnellem Wechsel sich auf seinem Gesicht malten.

»Knebelt ihn!«, herrschte Don Rafael. Mit Blitzesschnelle schlängt sich das Lasso einer seiner Reiter zehn Mal um die Beine und Arme des am Boden liegenden Banditen.

»Gut«, sagte der Oberst, als Arroyo jeder Möglichkeit beraubt war, noch irgendeine Bewegung zu machen. »Befestigt ihn an dem Schweif des Roncador.«

Wie sehr auch die spanischen Soldaten an die furchtbaren Racheakte gewöhnt sein mochten, die fast jedem Sieg auf der einen wie auf der anderen Seite folgten, so führten sie diesen Befehl doch nur unter tiefem Schweigen aus.

Als das äußere Ende des Lassos, mit dem man den Banditen gebunden hatte, an der Schwanzwurzel des Roncador, der ebenfalls die blutige Arbeit, womit man ihn belud, ungern verrichten zu wollen schien, befestigt worden war, schwang sich der Oberst in den Sattel.

Er warf einen Blick voller Hass auf den Mörder seines Vaters. Ein Hohngelächter antwortete dem Geschrei Arroyos um Gnade.

»Wohin wird das führen?«, fragte er.

»Antonio Valdes ist auch so gestorben, und du wirst sterben wie er. Ich habe es dir in der Hazienda las Palmas gesagt.«

Die Sporen des Obersten erklangen mit dumpfem Geklirr gegen die Weichen Roncadors, das Tier bäumte sich heftig in dem Augenblick, als der Bandit den Angst- und Schmerzensschrei ausstieß, der Don Mariano so heftig ergriffen hatte.

Bei einem zweiten Sporenstoß ließ der Roncador ein heißeres Wiehern hören, machte einen Sprung vorwärts und blieb dann unbeweglich und zitternd stehen. Arroyo, mit Heftigkeit vom Boden aufgerissen, fiel schwerfällig wieder zurück.

In diesem Augenblick liefen zwei Männer fast außer Atem herbei.

Der Mond beleuchtete das Gesicht des Obersten wie am hellen Tag.

Sobald die Männer ihn erreicht hatten, rief einer derselben: »Einen Augenblick, Herr Oberst, im Namen Gottes! Geht nicht wieder fort, wir haben zu viel erdulden müssen, um Euch aufzufinden, mein Gevatter nämlich und ich.«

Der Mann, der so sprach, zog den Hut und zeigte die militärische Physiognomie des uns bekannten Juan el Zapote, während der ehrliche Gaspar ihn atemlos erreichte.

Der Oberst konnte die beiden Genossen seiner Gefahren in dem Wald an den Ufern des Flusses erkennen, noch hatte er vergessen, dass einer von beiden ihm einen heilsamen Rat gegeben, indem er ihm den Ort genannt, wo er eine sichere Zuflucht gefunden hatte.

»Was wollt Ihr?«, fragte er sie. »Seht Ihr nicht, dass ich keine Zeit habe, Euch anzuhören?«

»Ja, ohne Zweifel, wir sind zudringlich! Ei, seht doch, das ist der Hauptmann Arroyo, mit dem Ihr Euch ein bisschen beschäftigt! Wir laufen Euch aber unausgesetzt seit vie-

rundzwanzig Stunden nach und immer entwischt Ihr uns.  
Ich habe eine Botschaft auf Leben und Tod für Euch.«

»Gnade! Gnade! Herr Oberst!«, rief Arroyo mit jammern-  
der Stimme.

»Still doch!«, sagte Juan. »Ihr behindert uns am Spre-  
chen.«

»Eine Botschaft?«, rief der Oberst, dessen Herz in süßer  
Hoffnung erbebte. »Eine Botschaft? Und von wem?«

»Lasst Eure Mannschaft sich entfernen«, erwiderte Juan.  
»Es ist eine Botschaft vertraulicher Natur - eine Liebesbot-  
schaft«, setzte er leise hinzu.

Auf eine befehlende Bewegung des Obersten, denn die  
Stimme versagte ihm augenblicklich, entfernten sich seine  
Reiter so weit, dass sie nichts mehr hören konnten, und  
dennoch neigte Don Rafael, als ob ihm diese Vorsicht noch  
nicht genüge, den Kopf zu dem Boten nieder.

Was sagte ihm Juan, der, nachdem er sich so geschickt für  
Gaspar eingeführt hatte, auch allein die Rolle des wahren  
Boten spielte? Wir können wohl unterlassen, es hier mitzu-  
teilen. Das Benehmen des Obersten allein ließ genugsam  
den Sinn der Worte erraten, welche er hörte.

Mit der einen Hand auf die lange Mähne des Roncador  
wie auf einen Haltepunkt gestürzt, dessen er benötigt war,  
um sich im Sattel zu halten, unterdrückte der Oberst mühsam  
einen leidenschaftlichen Ausruf des Entzückens. Dann  
verbarg er hastig einen Gegenstand, den ihm der Bote über-  
reichte, der seinerseits wieder auf ein Wort Don Rafaels ei-  
nen bewunderungswürdigen Luftsprung zum Zeichen sei-  
ner ausgelassenen Freude machte.

Dann zog der Oberst seinen Dolch und seine Reiter konn-  
ten ihn mit leiser Stimme zu Juan sagen hören: »Gott wollte

noch nicht, dass dieser Mann stürbe, weil er Euch in diesem Augenblick zu mir gesandt hat.« Und vergessend, dass er nun endlich seinen ärgsten Feind, den Mörder seines Vaters, in seiner Gewalt habe, vergessend seiner Rache schmähe, um sich nur noch unter den köstlichen Gefühlen, die sein Herz erfüllten, an den Schwur der Verzeihung zu erinnern, den er vor Gertrudis selbst abgelegt hatte, neigte sich Don Rafael auf die Kruppe seines Pferdes und durchschnitt die Bande, welche den Elenden, dem die unerwartete Ankunft Juans das Leben rettete, an sein Ross fesselten.

Der Oberst verschmähte es, auf die Danksagungen zu hören, die der auf dem Boden unbeweglich liegende Bandit an ihn richtete, und wandte sich wieder zu dem Boten.

»Wo ist die, welche Euch schickt?«, fragte er ihn.

»Dort«, erwiderte Juan, mit dem Finger auf eine Sänfte zeigend, die, von fünf Reitern begleitet, näher kam.

Von seiner lebendigen Last befreit, die ihn erschreckte, weigerte sich der Roncador dieses Mal nicht, in die Richtung zu jagen, wo die Vorhänge der Sänfte Gertrudis in den letzten Strahlen des untergehenden Mondes wallten.

## Kapitel 11

### Phantasie und Wirklichkeit

Es schien, als ob die noch vor Kurzem so öden Ufer des Sees Ostuta plötzlich der Ort eines allgemeinen Wiedersehens geworden wären, denn auch in der Ferne erglänzten Lichter. Es wurde in entgegengesetzter Richtung von der, welche die Sänfte Gertrudis' einschlug, eine andere Sänfte sichtbar, welche von Männern getragen wurde.

Ein halbes Dutzend Indianer gingen ihr voraus und erhellt den Weg mit brennenden Kiefern Zweigen.

Bei dem Klang der Stimme Don Rafaels hatte die Eskorte Gertrudis' haltgemacht. Fast in demselben Augenblick wurde auch die am entgegengesetzten Ufer des Sees ange langte Tragbahre niedergesetzt. Die Indianer, die sie geleiteten, schickten sich darauf an, mit ihren Fackeln das Schilf zu durchsuchen.

Eine Entfernung von zwei- bis dreihundert Schritten trennte die Gruppen voneinander, welche die beiden Säften umgaben.

Costal war aufgebracht, die Ufer des Sees von Neuem besetzt zu sehen, schnell nach jener Seite geeilt und trieb, indem er einem Indianer seine Fackel entriss, sein Pferd schleunigst zu der Sänfte heran.

Die Träger derselben, erschreckt vom Anblick eines Reiters, der mit zornentflammtem Gesicht, die Zügel zwischen den Zähnen, in der einen Hand eine Fackel, in der anderen einen noch bluttriefenden Degen hielt, ließen ihre Bürde mit Heftigkeit auf den Boden fallen und flohen, so schnell ihre Füße sie zu tragen vermochten.

Ein unterdrückter Schrei ließ sich aus der Sänfte hören, deren Vorhänge der Hauptmann, der Costal gefolgt war, sogleich öffnete. Beim Schein der Fackel des Kazikennach kömmlings wurde ein blasses, mit Blut bespritztes Gesicht sichtbar, in dem Don Cornelio sogleich den jungen Spanier wiedererkannte, der das Opfer der Grausamkeit Arroyos und der Habsucht seines feigen Gefährten geworden war. Der Sterbende schreckte beim Anblick des Indianers zusammen und sagte mit fast erloschener Stimme: »O, tut mir kein Leid, ich habe nur noch sehr kurze Zeit zu leben!«

Lantejas machte Costal ein Zeichen, sich zu entfernen, und beseitigte die Furcht des unglücklichen jungen Mannes durch liebreiche Worte.

»Dank! Dank!«, flüsterte dieser, und indem er einen flehenden Blick auf den Hauptmann richtete, fügte er hinzu: »Habt Ihr sie nicht gesehen?«

Diese Worte waren ein Lichtstrahl für Don Cornelio. Das aus der Hazienda San Carlos fliehende Gespenst und die weiße Erscheinung im Schilf des Sees waren in seinen Augen jetzt nichts mehr als ein und dasselbe unglückliche Geschöpf. Zweimal hatte er die noch lebend gesehen, die der Spanier ohne Zweifel nur tot wieder erblicken sollte. Noch ganz von den letzten Vorgängen der Nacht verwirrt und überhaupt befürchtend, die letzten Augenblicke eines Sterbenden zu verbittern, wusste Don Cornelio weiter nichts zu antworten.

»Ich weiß nicht«, sagte er stockend, »ich habe niemanden weiter gesehen als Räuber, von denen zwei getötet worden sind.«

»Sucht sie, um Gottes willen!«, entgegnete der Spanier, »sie kann nicht weit von hier sein. Ich spreche von meiner Frau. Wir haben hier in der Nähe dieses seidene Tuch gefunden - noch mehr, diesen Schuh. Ach, wenn ich nur meine Marianita noch einmal umarmen könnte, ehe ich sterbe!«

Mit diesen Worten zeigte der junge Mann voll Angst und mit flehender Gebärde diese beiden Gegenstände, welche der gehört hatten, die er in dem Schilf des Sees wahrscheinlich leblos wiederfinden sollte.

Der Hauptmann ließ die Vorhänge der Sänfte wieder zurückfallen und eilte zu Costal, der bei dem Gedanken, den

ihm die grausame Enttäuschung seiner Hoffnungen verursacht hatte, vor Wut schäumte.

Don Cornelio wollte ihm seine Befürchtungen in Betreff der jungen Frau mitteilen.

»Ihr seid ein Narr!«, unterbrach ihn der Indianer in übelster Laune. »Die Frau, welche Ihr im Schilf gesehen habt, ist Matlacuezc, und ich stand im Begriff, sie mit meinen Armen zu umschlingen, als dieser nichtsnutzige Bandit kam. Deshalb verschwand sie«, fügte er in voller Wut hinzu.

»Ihr seid der Narr, unseliger Heide! Das unglückliche Geschöpf, das wahrscheinlich die für Euch bestimmte Kugel durchbohrt hat, ist niemand anders als die Frau jenes bedauernswerten jungen Mannes.«

Während der Hauptmann mit auf die Sänfte gerichteten Augen die Illusionen zu zerstören suchte, in denen Costal befangen war, hatten die von ihrem Schrecken zurückgekommenen Fackelträger Don Fernandos ihre Nachforschungen am Ufer des Sees wieder aufgenommen.

Plötzlich stieß einer von ihnen einen schrecklichen Schrei aus.

»Hier ist sie!«, rief er.

Dann folgte diesem Schrei ein dumpfes Geheul nach indianischer Weise. Dieses Geheul belehrte den Spanier über das Unglück, welches man ihm hatte verheimlichen wollen.

Der Hauptmann hörte, dass er ihn rief, und ging zu ihm. Er saß mit starren Augen und offenem Mund auf seinen Kissen.

»Tot! Tot!«, stöhnte er.

»Hofft, der Mann täuscht sich vielleicht«, sagte der Hauptmann.

»Tot, sage ich Euch«, flüsterte der Spanier, und nach einer

kurzen Pause, als sein Gesicht wieder ruhig geworden war, fügte er hinzu: »Was konnte ich übrigens Besseres hoffen? Sie ist den Misshandlungen der Banditen entgangen und ich werde auch sterben. Glaubt mir, mein Freund, der Tod ist für mich süßer als das Leben, denn er vereinigt mich wieder mit der, die ich mehr als mich selbst liebte.«

Dann legte der junge Mann, als ob er sich zum Sterben vorbereiten wollte, seinen Kopf in die Kissen zurück, zog mit der einen Hand die Decke bis zu den Augen herauf und machte mit der anderen sorgfältig Platz neben sich, als hätte er das Leichenbett derjenigen herstellen wollen, die er nicht mehr wiedersehen sollte. Don Cornelio eilte zu Costal und zog ihn zu dem See.

»Kommt«, flüsterte er ihm zu, »und Ihr werdet sehen.«

Beide erreichten den Ort, von dem das Geschrei ausgingen war.

Ein weißes, von den Sträuchern zerrissenes, mit Blut und einem grünen Schlamm bedecktes Kleid umhüllte wie ein Totengewand den leblosen Körper einer jungen Frau, welche die Indianer auf ein Schilflager gebettet hatten. Einige grüne Blätter, die ihr Haupt wie ein Totenkranz umrahmten, bildeten ihren letzten Schmuck.

»Sie ist schön, wie die Göttin des Wassers!«, sagte Costal. »Armer Don Mariano«, fügte er hinzu, das Opfer erkennend. »Er ist wohl weit davon entfernt, daran zu glauben, dass er nur eine Tochter hat!«

Er entfernte sich,träumerisch das Haupt gesenkt. Der Hauptmann folgte ihm.

»Nun«, fragte er, »glaubt Ihr noch immer, die Gattin Tlalocs gesehen zu haben?«

»Ich glaube, was meine Väter mich gelehrt haben zu glau-

ben«, erwiderte der Indianer entmutigt. »Ich glaube, dass der Sohn der Kaziken von Tehuantepec sterben wird, ohne den alten Glanz seiner Familie wieder herstellen zu können. Tlaloc hat es nicht gewollt.«

Man wird sich leicht erklären können, wie die junge Frau Don Fernandos aus Furcht vor den Banditen sich bis dahin verirrt hatte.

Am See angekommen, hatten ihr die dichten Schilfhalme, die am Ufer standen, ein passender Zufluchtsort geschenken, in dem sie niemand auffinden würde.

Eben so leicht wird man sich die Anwesenheit Arroyos an demselben Ort erklären können. Der Spur folgend, welche die unglückliche Frau zurückgelassen hatte, war er zu ihrem letzten Zufluchtsort gelangt, indem er wieder seine eigenen Spuren zurückließ, die Don Rafael fand.

Einer der Leute des Guerillero hatte Costal im See schwimmend erblickt, als er im Begriff war, die zu ergreifen, die ihm zufolge seiner tollen Hirngespinste die Göttin der Gewässer zu sein schien. Vor Verlangen brennend, den Tod Gaspachos zu rächen, hatte der Bandit auf Costal gefeuert, aber seine schlecht gezielte Kugel erreichte das unschuldige Opfer, das am Ufer des Sees ein verhängnisvolles Asyl aussuchte und dort seinen Tod fand.

Die plötzliche Gegenwart des unglücklichen Don Fernando an den Ufern des Sees mag vielleicht um so weniger erklärtlich erscheinen, da wir den jungen Mann als Gefangenen in seinem eigenen Haus nahe daran, seinen Geist unter den Martern aufzugeben, die sein Henker über ihn verhängte, verlassen hat. Wenige Worte werden auch hier genügen, dem Leser den nötigen Aufschluss zu verschaffen.

Die Frau Arroyos, welche die Eifersucht doppelt scharf-

sichtig gemacht hatte, war keinen Augenblick über die sträflichen Absichten ihres Mannes in Betreff Doña Marianitas im Unklaren geblieben.

Von dem Gedanken ergriffen, dass Don Fernando, wenn er einmal in Freiheit wäre, vielleicht irgendein Mittel finden würde, seine Frau vor der Lüsternheit des Banditen in Sicherheit zu bringen, hatte sich das Mannweib beeilt, ihn und einige seiner Diener in Freiheit zu setzen, die Übrigen als Geiseln zurückzubehalten.

Außerdem hoffte sie, dass diese Tat, die sie wie eine Handlung der Menschlichkeit betrachtete, den Zorn der Sieger entwaffnen würde.

Eine tragbare Sänfte, in die man Don Fernando schaffte, hatte dazu gedient, ihn aus der Hazienda zu entfernen. Die Indianer, die vor derselben hergingen, waren mithilfe ihrer Fackeln den Spuren gefolgt, welche die junge Frau auf ihrer Flucht hinterlassen hatte, und diese Spuren sowie die zwei aufgefundenen Gegenstände hatten sie natürlich an den See geführt.

Und dort verhauchten fast zu gleicher Zeit der arme Don Fernando und seine unglückliche Gattin ihr Leben, die ihm nur einige Augenblicke ins Jenseits vorangegangen war. Es sind nicht die zu beweinen, die der Tod vereint, sondern nur die, welche er trennt.

»Das ist ein braves Weib«, sagte Veraegui, als er die Frei-gebung des Spaniers erfuhr. »Deshalb will ich sie auch nur am Hals aufhängen lassen, wäre es auch nur des Anstands wegen.«

Um jede Weitläufigkeit zu vermeiden, fügen wir noch gleich hinzu, dass der Katalonier mit Anbruch des anderen Tages die Hazienda mit stürmender Hand nahm und alle

Banditen, mit Ausnahme des Weibes, die am Hals gehängt wurde, an den Beinen aufhängen ließ, sowohl die Toten als auch die Lebenden. Der unerbittliche Leutnant hatte geschworen, seinen ganzen Vorrat an Stricken zu verbrauchen, und er hielt seinen Eid heilig.

Das Schicksal hatte ohne Zweifel die Seele des Vaters gegen das Unglück vorbereiten und stärken wollen, das ihn in einer seiner Töchter traf, indem es ihn zuerst zum Zeugen des unaussprechlichen Glücks derjenigen machte, die es ihm aufbewahrt, sein tröstender Engel zu sein.

Gaspar hatte, als er nach San Carlos ging, um Don Rafael zu suchen, die Plünderung der Hazienda durch die Banditen, die Flucht Marianitas und das grausame Geschick Don Fernandos vernommen und hätte seinen Herrn davon unterrichten können, denn er hatte ihn bei seiner Ankunft am See im Mondschein erkannt. Aber er fürchtete, dass, wenn er sich vor Don Mariano sehen ließe, dieser seinen Befehl, Don Rafael die Botschaft Gertrudis' zu überbringen, zurücknehmen könnte oder er doch von Neuem aufgehalten würde, war er mitten durch das Gehölz geeilt, um den Ort zu erreichen, wo der Oberst sich befand. Er hatte nur aus Furcht, dass man seine Stimme erkennen würde, unterlassen, auf den Zuruf Juans zu antworten.

Augenblicklich waren die Ufer des Sees, die noch vor Kurzem ein so belebtes Bild darboten, in düsteres Schweigen getaucht und es nahte der Augenblick, in dem sie wieder ihre vorige Einsamkeit erhalten sollten.

Don Cornelio und seine beiden Gefährten waren verschwunden.

Der Leichenzug setzte sich zur Hazienda San Carlos in Bewegung. Ein Tod hatte die Seelen der beiden jungen Gat-

ten vereint, ein und dieselbe Totenbahre sollte auch ihre entseelten Körper wieder vereinigen. Die Indianer, welche sie trugen, schritten schweigend weiter.

Don Mariano, von seinen Dienern begleitet, zu denen sich Gaspar und Juan gesellt hatten, folgte dem Zug. Hinter ihnen kamen in großer Entfernung die Leute aus dem Gefolge Don Rafaels und schlossen zugleich den Zug. Das feierliche Schweigen des Todes herrschte überall.

Nichts verhindert uns jetzt, dem traurigen Bild, welches an uns vorüberzog, das der vollkommenen Glückseligkeit, die dem Menschen zu genießen erlaubt ist, vorzuziehen, die Entzückung einer erwidernten Liebe, der oft lange und grausame Martern vorangehen, die man aber niemals zu teuer erkauft hat.

Nur zwei Personen, die in gleicher Entfernung von Don Mariano und dem Gefolge des Obersten waren, wechselten mit leiser Stimme Worte aus, die kein unberufenes Ohr vernehmen konnte.

Seit ihrer Wiedervereinigung ganz in das Glück versenkt, von welchem ihre Herzen überströmt, waren sie dem, was sich um sie zutrug, vollständig fremd geblieben. Don Mariano, der seinen Schmerz schweigend ertrug, hatte ihnen das doppelte Unglück, welches ihn betroffen, nicht mitgeteilt. Er kannte die innige Zärtlichkeit Gertrudis' zu ihrer Schwester und musste fürchten, ihr den Todesstreich zu versetzen, wenn er in dem Zustand der Schwäche, in dem sie sich befand, sie mit dem traurigen Ende Marianitas bekannt gemacht hätte, ohne sie darauf vorzubereiten.

Don Rafael, der zur Seite der Sänfte ritt, neigte sich aus seinem Sattel, um kein Wort aus ihrem Munde zu verlieren, und fing jeden ihrer Laute mit der Gier des Wanderers auf,

den der Durst aufreibt und der sich endlich über die Quelle, nach der er so lange schmachtete, neigen und in vollen Zügen das klare, frische Wasser einschlürfen kann.

Das unbestimmte Licht, welchem die halb geschlossenen Vorhänge kaum Eingang in die Sänfte gestatteten, erlaubte Don Rafael nur die unbestimmten Umrisse von Gertrudis' Gesicht zu erkennen. Dieses, dem jungen Mädchen so günstige Halbdunkel diente auch dazu, ihre Verwirrung und das Glück, welches das hohe Rot verriet, das ihre bisher so bleichen Wangen bedeckte, zu verbergen. Von der Heftigkeit ihrer Leidenschaft erschöpft, warf sie heimliche Blicke auf den Geliebten, um sich zu überzeugen, ob der Schmerz der Trennung auch auf seinem Gesicht Spuren zurückgelassen habe.

Zwar hatte die unauslöschliche Liebe, von der er verzehrt wurde, seit langer Zeit die Spuren einer tiefen Schwermut auf seinem Gesicht kenntlich gemacht, in diesem Moment strahlte es von Glück, weil Don Rafael nicht mehr an der Liebe Gertrudis' zweifelte, obwohl diese noch Zweifel in die seine setzte.

Das junge Mädchen seufzte und dennoch hätte diese unwandelbare Liebe, deren Ausdruck sie bei den letzten Strahlen des scheidenden Mondes in jedem Gesichtszug ihres Geliebten wahrnehmen konnte, sie über ihren Argwohn beruhigen müssen.

»Ich kann Ihnen nicht glauben, Rafael«, sagte sie. »Was aber die Aufrichtigkeit meiner Worte betrifft, so werden Sie nicht daran zweifeln, nicht wahr? Denn diese Botschaft sagt Ihnen schon deutlich, dass ich ohne Sie nicht mehr leben konnte. Sie sind nun gekommen - o, Rafael«, fügte sie mit einem Schluchzen schmerzlichen Glückes hinzu, »was wol-

len Sie mir anführen, um auch mich zu überzeugen, dass Sie mich immer geliebt haben?«

»Welchen Beweis ich dafür beibringen will? Keinen Einzigen, Gertrudis. Sie haben von mir den feierlichen Eid empfangen, dass, wenn ich auch den Dolch über meinen ärgsten Todfeind gezückt hätte, mein Arm gehoben bleiben sollte, ohne den tödlichen Streich auszuführen, um Ihrer Botschaft zu folgen. Ich bin gekommen und stehe vor Ihnen.«

»Sie sind großmütig, ich weiß es, Rafael, aber - Sie hatten es geschworen - ach, mein Gott!«, rief Gertrudis erschreckt, »was höre ich?«

Ein entsetzlicher Hilferuf gellte über die Ebene und brach sich an den Felsen des Monapostiac mit grausigem Echo.

»Es ist nichts«, erwiderte Don Rafael, »es ist die Stimme Arroyos, eines der Mörder meines Vaters, auf dessen noch blutiges, vom Rumpf getrenntes Haupt ich geschworen habe, das Ungeheuer auf Leben und Tod zu verfolgen. Still, Gertrudis, fürchten Sie nichts«, fiel er ein, um auf eine neue Gebärde des Schreiens zu antworten, die sie dabei machte. »Der Bandit liegt dort geknebelt am Boden. Jetzt hatte ich ihn eben in meiner Gewalt, den Mann, den ich seit zwei Jahren unablässig verfolgt habe, da kam Ihre Botschaft. Ich zerschnitt darauf die Bande, die den Räuber und Mörder an dem Schweif meines Pferdes festhielt. Um so schneller zu Ihnen gelangen zu können.«

Gertrudis ließ halb ohnmächtig ihren Kopf auf die Kissen zurückfallen und sagte, als Don Rafael sich erschreckt zu ihr niederbeugte, mit ersterbender Stimme: »Ihre Hand, Rafael, für das namenlose Glück, das Sie mir bereitet!«

Und Don Rafael fühlte, vor Glück zitternd, den Druck ih-

rer Lippen auf seiner Hand, die er ihr gereicht hatte.

Dann zog Gertrudis, beschämt über diese Offenbarung ihrer Leidenschaft, plötzlich die Vorhänge der Sänfte zusammen, um in der Dunkelheit unter dem Auge Gottes allein die höchste Glückseligkeit zu genießen, die, sich geliebt zu sehen, wie sie selbst liebte, eine Glückseligkeit, die ihr zwar fast das Herz sprengte, von der sie aber fühlte, dass sie ihr das Leben verdanke.

Die verschiedenen Personen, die wir im Verlaufe der Erzählung haben leiden, lieben oder kämpfen sehen, Fernando und Marianita ausgestreckt auf der Leichenbahre. Gertrudis in ihrer Sänfte wieder zum Leben genesend, Don Rafael, Don Mariano und sein Gefolge, alle entfernten sich nach und nach vom Schauplatz, wie die Bilder, die uns manchmal die Phantasie verzaubert oder die Träume vor unseren Augen vorübergleiten lassen und die dann allmählich vor unseren Blicken erloschen. Don Cornelio, Clara und Costal waren, wie wir früher gesagt haben, schon verschwunden und der letzte Reiter im Gefolge Don Rafaels, der den Trauerzug schloss, wurde auch hinter dem Zedenvorhang unsichtbar, der den See im Westen begrenzte.

Nur zwei regungslose Körper blieben allein an den verödeten Ufern des Sees zurück, der eine, leblos niedergestreckt, war Bocadro, der andere noch lebende Arroyo, bestimmt, je nachdem seine Stunde geschlagen hatte oder nicht, den Geiern zur Nahrung zu dienen, seine verbrecherische Seele unter dem Dolch eines Royalisten auszuhauen oder das Mitleid eines Insurgenten zu rühren.

Der Mond war hinter der Hügelkette verschwunden und die glasartige Durchsichtigkeit, die dem verzauberten Hügel ein Scheinbild des Lebens verliehen hatte, war erlo-

schen. Seine Strahlen beleuchteten nur noch die Gewässer des Sees.

Der Monapostiac und der See Ostuta hatten, der eine seinen melancholischen Ausdruck, der andere seine finstere, beängstigende Ruhe wieder angenommen.

## Kapitel 12

### Schluss

Die doppelte Aufgabe, einmal ein Stück der Geschichte zu schreiben, die durch die großen Ereignisse, die unseren eigenen Kontinent beschäftigten, so in den Hintergrund gedrängt worden ist, dass sie eigentlich nur dem Forscher oder dem Eingeborenen selbst bekannt ist, und dann die eines Romanschriftstellers, der die Wirklichkeit mit den Gebilden seiner Phantasie bevölkert hat, nähert sich ihrem Ende.

Wir haben nur noch wenig hinzuzufügen, um unser Vorhaben zu ergänzen. Sprechen wir zuerst von der Mission des Hauptmann Lantejas, die ihm auftrug, Einverständnisse in Oajaca anzuknüpfen.

Bei seiner Ankunft in dieser Stadt begab er sich zu seinem Oheim, der es für geraten gehalten hatte, seine Hazienda zu verlassen und sich in die Hauptstadt der Provinz zurückzuziehen. In verschiedenen mit ihm geführten Unterhaltungen glaubte Don Cornelio an ihm eine gewisse Neigung, die Handlungen der Regierung einer scharfen Kritik zu unterwerfen, sowie auch eine gewisse Parteilichkeit für die Insurrektion zu bemerken. Er hielt es deshalb für angemessen, sich seinem Oheim zu offenbaren und ihn von

dem Zweck seiner Sendung in Kenntnis zu setzen.

Er sah nur zu bald, wie bitter er sich getäuscht hatte. Er hatte kaum aufgehört, zu sprechen, als sein Oheim aufsprang, sich bekreuzigte und ihm im höchsten Zorn befahl, mit seinen Begleitern, Costal und Clara, auf der Stelle das Haus zu räumen.

»Schätzt Euch glücklich«, fügte er hinzu, »dass ich durch die Freundschaft, die ich für meinen Bruder hege, mich abhalten lasse, seinen elenden Sohn, der unser Haus entehrt hat, der Justiz auszuliefern.«

»Aber Oheim«, entgegnete der Hauptmann, »ich bitte Euch ...«

»Ich habe keinen Neffen unter den Feinden des Königs von Spanien!«, unterbrach ihn der eingefleischte Royalist mit solcher Heftigkeit, dass der Hauptmann schon fürchte te, das Geschick Ochoas teilen zu müssen, der von seinem Bruder Luciano in der Schlacht bei Acuicho Pardon erbot, von diesem aber den Todesstreich mit den Worten erhielt: *Ich habe keinen Bruder unter den Rebellen.*

So war das Resultat seines ersten Werbungsversuches ausgefallen, das ihn lehrte, für die Zukunft besser seinen Mann anzusehen.

Kurze Zeit darauf befand sich Oajaca in den Händen Morelos', den diese letzte Eroberung zum friedlichen Eigner einer großen und reichen Provinz machte.

Das Glück des Ex-Pfarrers von Caracuaró hatte seinen Gipelpunkt erreicht. Die Namen Morelos und Galeana erlangten den gigantischen Ruf, den diese beiden unerschrockenen Verfechter der Unabhängigkeit nur immer wünschen konnten. Der Augenblick war nicht mehr fern, in dem beide von dem Schauplatz abtreten sollten, auf dem

sie eine so große Rolle gespielt hatten.

Kaum sechs Monate später - am 5. Januar 1814 - wurde die Schlacht bei Puruaran das Grab des militärischen Ruhmes Morelos', und am 27. Juli desselben Jahres lieferte Galeana sein letztes Gefecht.

Es war ein erhabener Moment, als er, bereits durch die Übermacht der Feinde gebeugt, dennoch stolz seine Lanze schwingend und seinen Feinden seinen Kriegsruf *Aqui esta Galeana!* entgegen donnernd, sich im Galopp auf sie stürzte und zwei Kompanien sich vor der Brust seines Pferdes öffneten, um ihm Platz zu machen. Bereits hofften die Seinen auf den Sieg, aber, von seiner Hitze hingerissen, stieß Galeana, zum Angriff zurückkehrend, mit der Stirn so heftig an einen Baumzweig, dass von den beiden Eichen, die aneinandergerieten, die menschliche unterlag. Der Held wankte im Sattel und stürzte vom Pferd. Vierzehn Dragoner umringten ihn und einer derselben drückte den Karabiner auf seine kräftige Brust ab. Während der General mit schwacher Hand den Degen aus der Scheide zu ziehen versuchte, stieg der Dragoner vom Pferd und hieb ihm den Kopf ab. Der Mund des Helden war auf immer verstummt und sollte seinen siegreichen Kriegsruf nicht mehr ausstoßen.

Bald erblickte man seinen blutigen Kopf, auf eine Lanze gesteckt, als die glorreiche Trophäe, welche die Spanier ihrem Vizekönig schicken konnten.

Bei dem Tod Galeanas fand ein merkwürdiges Zusammentreffen verschiedener Umstände statt, die nicht der Vergessenheit anheimgegeben werden dürfen. Galeana war in Teipam geboren, hatte einen Teil seines Lebens auf seiner Hazienda del Zanjón zugebracht und von hier aus die Kanone *El Niño* den Insurgenten zugeführt. Unbekannt war

er auf den Schauplatz getreten und in der Schlacht bei Teipam, die nahe bei derselben Hazienda del Zanjon geschlagen wurde, starb er, aber ebenso berühmt, wie er vor vier Jahren unberühmt gewesen war. Das Schicksal schien sich dem verpflichtet zu halten, der, immer menschlich und barmherzig, nie einen Tropfen Blutes nach dem Sieg vergossen hatte. Es verhängte einen glorreichen Tod über ihn und gönnte ihm den Trost, in seinem letzten Augenblick in der Ferne den Ort zu sehen, wo er geboren worden war.

Ein gleiches Schicksal war Morelos nicht bestimmt. Galeana, dessen Lanze und Schwert nur auf dem Schlachtfeld Leichenhaufen vor sich aufgetürmt hatten, endete auch dort, als seine Stunde gekommen nur, auf edle Weise sein Leben und starb denselben Tod, den er so vielen Feinden bereitet hatte. Morelos dagegen, der so oft den Sieg gegen die Gefangenen missbraucht hatte, sollte nacheinander alle die Befürchtungen und Martern erdulden, welche ein erbarmungsloser Feind seinem besieгten Gegner auferlegt. Er wurde am 15. November 1815 in dem Treffen bei Tesmaluca gefangen genommen und, mit Ketten beladen, von einem Gefängnis in das andere geschleppt. Das Inquisitionstribunal verurteilte ihn als rebellischen Priester, der mit den Waffen in der Hand ergriffen worden war, zum Tod durch die Kugel. Er hörte diesen Spruch mit Ruhe an, sein Mut und seine Seelengröße verleugneten sich keinen Augenblick. Aber sein physischer Tod, wenn man sich so ausdrücken darf, war grausamer, als sein moralischer. Von vier Kugeln getroffen, die ihn zu Boden warfen, stieß er einen Ohren zerreißenden Schrei aus, erhob sich, um wieder zusammenzusinken, und seine Glieder, die nach der zweiten Salve kramphaft den Boden schlügen, zeigten an, wie

schrecklich sein Todeskampf gewesen und welche schwere Buße ihm der Himmel für seine letzte Stunde bestimmt hatte.

Wenn er auch unnützer Weise Grausamkeiten begangen hatte, wo die Menschlichkeit so leicht war und ihn nichts kostete, wenn er auch oft da keine Gnade übte, wo man ihn darum anflehte, so hat er auch das Leben nicht angenommen, das ihm ein treuer, ergebener Freund anbot, um nicht das seines Kerkermeisters zu gefährden und seiner Familie die Existenzmittel zu entziehen. Ein einziger Augenblick der Schwäche seinerseits hätte die Häupter von mehr als tausend Personen in Gefahr gebracht. Und sollte dies alles keine Ausgleichung seiner Fehler sein? Verhinderten ihn die Flecken seiner militärischen und politischen Laufbahn, der größte Anführer der mexikanischen Schilderhebung gewesen zu sein?

Nach dem Tod der beiden genannten Anführer, die Lan tejas bei ihren Lebzeiten nicht verlassen wollte, hatte der gewesene Student der Theologie den aktiven Dienst aufgegeben, ohne aber die Amnestie des spanischen Gouvernements anzunehmen. Unter dem Namen Alacuesta, den er angenommen hatte, nahm er bald in dieser, bald in jener Provinz das Asyl an, welches ihm die Nachfolger Morelos' anboten, und wendete sich seinem seit länger als fünf Jahren vernachlässigten Studium wieder zu.

Nach vielen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten ließ er sich die Weißen erteilen und genoss endlich eine süße Ruhe, die so sehr mit seinem Geschmack für die Studien und den Frieden harmonierte. Er wurde Kanonikus zu Tapic.

Costal träumte unausgesetzt von dem alten Glanz seiner

Väter, verließ jedoch, ziemlich häufige Ausflüge in die Umgegend abgerechnet, seinen früheren Hauptmann nicht und war der Gast, Tischgenosse und Freund des guten Kanonikus.

Was Clara betrifft, so hatte dieser die Gastfreundschaft, die ihm der Kanonikus anbot, ausgeschlagen. Sein Hang zum herumziehenden Leben überwog jede andere Rücksicht und sein ehemaliger Hauptmann sorgte wenigstens für die Befriedigung seiner dringendsten Bedürfnisse.

Don Rafael befand sich nach der Vereinigung mit der Frau, deren Besitz so viele Jahre hindurch sein heißester Wunsch gewesen war, auf dem Gipfel des Glücks. Sein Eid, ohne Aufhören die mexikanische Insurrektion niederzukämpfen, nötigte ihn, im Dienst zu bleiben. Der Generalsrang, den er, obgleich spät, erhalten hatte, war die wohlverdiente Belohnung seiner Tapferkeit und seiner Aufopferung für die königliche Sache. Die Wechselfälle des Krieges hatten sein Leben geschaut, das zu verlieren ihm jetzt so schmerzlich gewesen wäre, wo er in gewissen Zwischenräumen, wie der Seefahrer nach langer, gefährlicher Fahrt, die zu kurzen Augenblick des Glückes in seiner Hazienda del Valle genießen konnte, welches ihm seine Gattin Gertrudis bereitete.

Einige Tage vor der letzten Niederlage Morelos' wurde Arroyo, der schon lange Zeit in sicherer Ruhe seine Verbrechen trieb, von einem der Banditen seiner Schar ermordet.

Als man die Insurrektion für unterdrückt hielt, verließ Tres-Villas, der somit seines Eides entbunden war, den Dienst.

Die Ruhe, die fast überall die Wiederherstellung der königlichen Autorität zurückgeführt hatte, war nur trügeri-

scher Schein und der für einen Augenblick unterdrückte Aufstand sollte von Neuem auflodern, denn Morelos hatte durch seine zahlreichen Erfolge dem mexikanischen Volk seine Kraft kennengelehrt, und auf diese unzerstörbare Grundlage sollte sich später die Befreiung des Landes stützen. Zwar niedergetreten, erhob die Insurrektion umso kühner ihr Haupt und der ausdauernde Mut der Massen, verbunden mit den Heldentaten der Einzelnen, schüttelte endlich das lästige und unnatürliche Joch der spanischen Despotie ab. So hatte jene denkwürdige Revolution nach einem erbitterten und blutigen Kampf, der mit Erfolgen und Verlusten untermischt war, endlich für ewige Zeiten die mexikanische Nation der Herrschaft Spaniens entrissen und die Völker frei gemacht, welche jenen unermesslichen Teil des spanischen Festlandes bewohnen, in dem seit drei Jahrhunderten stolz die iberischen Farben flatterten.

ENDE